

Texte

dietz berlin

Effi Böhlke (Hrsg.)



Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit

Beauvoir und die Befreiung der Frauen
von männlicher Herrschaft

rls

59

Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte 59

Rosa-Luxemburg-Stiftung

EFFI BÖHLKE (HRSG.)

Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit

Beauvoir und die Befreiung der Frauen
von männlicher Herrschaft

Karl Dietz Verlag Berlin

Effi Böhlke (Hrsg.):

Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit.

Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft

(Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 59)

Berlin: Karl Dietz Verlag 2009

ISBN 978-3-320-02197-9

© Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2009

Satz: Elke Sadzinski

Umschlag: Heike Schmelter (unter Verwendung eines Fotos von Eric Legendre, Paris)

Druck und Verarbeitung: MediaService GmbH BärenDruck und Werbung

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
<i>Evelin Wittich</i> Ouvertüre	17
<i>Yolanda Astarita Patterson</i> Simone de Beauvoir und die Vereinigten Staaten	20
<i>Joseph Jurt</i> Simone de Beauvoir und die intellektuelle Generation von 1928/29	30
<i>Danièle Fleury</i> Im Spiegel der Literaturkritik: »Sie kam und blieb«, »Das Blut der anderen«, »Unnütze Mäuler«	50
<i>Isabelle Ernot</i> Simone de Beauvoir und die Geschichte der Frauen: Eine Betrachtung von »Das andere Geschlecht«	62
<i>Irene Selle</i> Zum antibürgerlichen Ansatz von »Das andere Geschlecht« und »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause« im Lichte der »Cahier de Jeunesse«	74
<i>Ursula Konnertz</i> Alter und Geschlecht	85
<i>Lothar Peter</i> »Das andere Geschlecht« und der Historische Materialismus	99

<i>Josiane Pinto</i> Variationen über die Lage der Frauen	117
<i>Effi Böhlke</i> Freiwillige Knechtschaft der Frauen?	127
<i>Geneviève Fraisse</i> Die Historikerin und das Lachen	137
<i>Cornelia Hildebrandt</i> Ehe versus Pakt	143
<i>Margaret Maruani</i> Beschäftigung, Arbeitslosigkeit und Prekarität in Europa	158
Zu den AutorInnen	173

Vorwort

Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit

Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft

Unter diesem Titel veranstaltete die Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin am 27. und 28. Juni 2008 ein internationales Symposium, auf dem SpezialistInnen aus Frankreich, den USA und Deutschland über Vita, Werk und Wirkung der großen Französin debattierten, deren Geburtstag sich am 9. Januar zum 100. Male gejhrt hatte.¹ Die Tagung rief ein breites Interesse hervor: Das Publikum setzte sich aus Frauen und Männern (!) unterschiedlichster Generationen zusammen; der jngste Teilnehmer war 8 Jahre alt, die lteste Teilnehmerin 83. MitarbeiterInnen und SympatisantInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung und »Frauenbewegte« waren ebenso zugegen wie Angehorige von Universitaten und Forschungseinrichtungen, und zwar sowohl aus den Herkunftsländern der ReferentInnen als auch aus Osterreich, der Schweiz, ja sogar aus Russland.

Erffnet wurde die Konferenz durch Evelin Wittich, zum Zeitpunkt der Konferenz geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin. Nicht zufälligerweise, so Evelin Wittich, finde die Konferenz in ihrem Hause statt. Zum einen sei die Beschäftigung mit Fragen der Frauenemanzipation eines der zentralen Anliegen der Stiftung – immerhin gibt es seit geraumer Zeit den Arbeitskreis »Frauen und Politik«, der auch dazu dienen soll, Frauen für die Politik fit zu machen. Zum anderen aber verwies sie auf die Bezüge zwischen der Namenspatronin der Stiftung und der Jubilarin. Konnte zwar, naturgemäß, Luxemburg Beauvoir nicht kennen, so bezog sich jedoch Beauvoir mehrfach, und zwar positiv, auf ihre Vorläuferin, ihren Hang zu Autonomie und ihr Freiheitsstreben betonend. Und was sie zudem eint, das ist ein radikaldemokratischer Ansatz, der bei Luxemburg zur Kritik an zentralistischen und autoritären Formen und Strukturen in der deutschen und insbesondere der russischen Linken führte, bei Beauvoir zur Ablehnung der Mitgliedschaft in Parteien überhaupt und zur Unterstützung kleinerer, anarchistischer Bewegungen, wie etwa der Zeitschrift »La cause du peuple« oder auch, zu Beginn der 70er Jahre, dem »Mouvement de libération des femmes«, der französischen Frauenbewegung.

1 Im Folgenden zeichne ich den spannungsreichen Verlauf der Tagung nach, aus deren Vorträgen die Beiträge des vorliegenden Bandes entstanden sind. Während uns Lothar Peter, der aus gesundheitlichen Gründen nicht an der Konferenz teilnehmen konnte, freundlicherweise seinen Aufsatz zur Verfügung gestellt hat, ist es leider nicht gelungen, die Texte von Ingrid Galster, Liliane Kandel und Vincent von Wroblewsky zu erhalten. Dennoch – bzw. gerade deshalb – werde ich auf ihre spannenden Äußerungen auf der Tagung selbst eingehen.

Dieser Einstimmung schlossen sich drei Plenarvorträge an, wobei die ReferentInnen aus dem Geburtsland von Beauvoir, dem Gastgeberland der Konferenz sowie aus dem Land stammten, in dem sie zunächst am meisten rezipiert wurde – den USA. Den Reigen führte Yolanda Astarita Patterson an, ihrerseits emeritierte Professorin für French and Women Studies an der California State University, East Bay und Präsidentin der Simone de Beauvoir Society. Auf sehr persönliche Art und Weise ging die Amerikanerin auf die Reisetagebücher ein, die die Französin während ihres Aufenthalts in den USA im Jahre 1947 verfasst hatte und die später unter dem Titel »L'Amérique au jour le jour« veröffentlicht wurden. Spätestens mit diesen Tagebüchern, das wurde deutlich, entdeckte Beauvoir das Sujet der Reiseliteratur für sich, das für sie in späteren Jahren so wichtig werden sollte, und: Sie entdeckte für sich einen ganzen Kontinent, den es in seinen vielfältigen Facetten aufzuschließen galt. So beschrieb sie die Personen, denen sie auf der Straße begegnete, Begebenheiten, die ihr widerfuhren, aber auch die politischen Aspekte des Landes, das gerade durch den McCarthyismus geprägt war. Das Fazit von Patterson: Beauvoir hatte sich durch die Reise stark verändert. Ebenso stark vielleicht, wie sie später das geistige Leben des Landes mit beeinflussen sollte, und zwar durch die Publikation von »Das andere Geschlecht« zwei Jahre darauf, die insbesondere in den USA stark rezipiert wurde und die amerikanische Frauenforschung sehr deutlich geprägt hat.

Im Anschluss daran sprach Ingrid Galster, Professorin an der Universität Paderborn, zu Genese, Theorie und Praxis des Engagements bei Sartre und Beauvoir. Woraus, so fragte die Referentin, resultierte die besondere Bedeutung des Begriffs »Engagement« bei den beiden, aber auch das starke praktische Engagement, das sie nach dem Krieg an den Tag legten, etwa während des Algerienkriegs, des Vietnamkriegs oder auch, was Beauvoir anbelangt, in der Bewegung für die Emanzipation der Frauen? Übliche Lesart, so Ingrid Galster, war es bislang, den Zweiten Weltkrieg als Ursache für die »Wende« im Leben der beiden vom Unpolitischen zum Politischen zu sehen. Der Krieg, so Sartre, habe sein Leben in zwei Teile geteilt; durch ihn sei er zum Sozialismus gekommen. Doch wie in verschiedenen ihrer Publikationen warf Ingrid Galster auch während ihres Vortrags die Frage auf, ob das spätere Engagement nicht vielmehr aus einem »schlechten Gewissen« resultiert, das beide plagte, weil sie sich nicht oder doch zumindest nicht ausreichend gegen die Judenverfolgung und in der Résistance engagiert hatten. Dafür hatten beide die real existierenden Sozialismen zu einem Zeitpunkt unterstützt, als diese bei der Mehrheit der Intellektuellen schon wieder out waren, und so zögen sie gewissermaßen eine Sündenbockfunktion auf sich. Gerade ein Vergleich Simone de Beauvoirs mit ihrer Namensvetterin, Simone Weil, so Galster in der anschließenden Diskussion, konturiere die politische Position Beauvoirs in den 30er und zu Beginn der 40er Jahre deutlich.

An diesen Begriff des Engagements konnte Liliane Kandel, Mitherausgeberin der durch Sartre und Beauvoir gegründeten Zeitschrift »Les Temps Modernes«,

nahtlos anschließen. Sie bezeichnete Beauvoir als »Frau in Bewegung«, die mit Radikalität gegen alles vorging, was die Freiheit bedrohte, und zwar theoretisch wie auch praktisch. Und: Sie habe sich ständig gewandelt! Noch Ende der 40er Jahre, in »Das andere Geschlecht«, habe Beauvoir den Feminismus als gesonderte Bewegung abgelehnt, da sie die Befreiung der Frauen als ein Moment im Rahmen der Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft ansah. Doch auf ihren vielfältigen Reisen durch die Länder des sog. real existierenden Sozialismus, u. a. und v. a. auch durch die Sowjetunion, sei ihr mehr und mehr bewusst geworden, dass der Sozialismus per se nicht die Befreiung der Frauen mit sich bringt, sondern in diesen Ländern vielmehr patriarchale Strukturen reproduziert wurden. Aus dieser Einsicht heraus habe sie sich dann seit den frühen 70er Jahren im Rahmen der französischen Frauenbewegung engagiert und u. a. das »Manifest der 343« unterstützt, in dem sich 343 Frauen öffentlich dazu bekannten, abgetrieben zu haben und eine Aufhebung des Abtreibungsverbots forderten. Liliane Kandel berichtete dann aus ihren persönlichen Erfahrungen mit Beauvoir im Rahmen der Zeitschrift »Les Temps Modernes«, als es etwa darum ging, Aufsätze zum Feminismus-Thema zu publizieren und, auf Vorschlag von Beauvoir selbst, eine eigenständige Rubrik dazu eingerichtet wurde. Die Zeitschrift wurde so im Laufe der Jahre zu einem etablierten Ort der feministischen Debatte.

Auf das Geschichtsbild von Sartre und Beauvoir ging Vincent von Wroblewsky ein, Präsident der deutschen Sartre-Gesellschaft und Herausgeber der Werke Sartres beim Rowohlt-Verlag. Was beide Intellektuellen auszeichne, das sei – zumindest nach dem Zweiten Weltkrieg – die kritische Solidarität mit dem Sozialismus und die solidarische Haltung zu Israel. Als einschneidend für die politische Haltung der beiden, aber auch für ihr Geschichtsverständnis, bezeichnete Wroblewsky das Kriegsgeschehen. Waren sie in der Zeit von 1929 bis 1939 relativ unpolitisch, so wandelte sich dies unter dem Eindruck des Krieges, so der Redner. Zugleich befasste sich Sartre gerade in dieser Zeit sehr mit der Existenzphilosophie Heideggers, wo ihn Kategorien wie Geschichtlichkeit und Eigentlichkeit besonders beeinflussten, während Beauvoir insonderheit Heideggers Vorstellungen von Mit-Sein und Erschlossenheit rezipierte. Doch auch die Lektüre von Hegels »Phänomenologie des Geistes«, und hier speziell das Kapitel über »Herrschaft und Knechtschaft«, habe bei beiden einen nachhaltigen Einfluss hinterlassen. Allerdings, so Wroblewsky, könne man bei Beauvoir kein Bemühen um eine eigenständige Geschichtstheorie erkennen; bei ihr sei eher das biographische Interesse ausgeprägt.

Joseph Jurt, Prof. em. für Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg, befasste sich mit den unterschiedlichen Genres innerhalb des Oeuvres von Beauvoir. So stellte er die Differenzen zwischen den Tagebüchern und den Memoiren heraus. Im Verhältnis zu den aus der Retrospektive verfassten Erinnerungen, in denen Beauvoir ihr Leben und damit ihre eigene Persönlichkeit konstruiert und immer wieder rekonstruiert, seien die nach dem unmittelbaren Erleben geschrie-

benen Tagebücher, wie etwa die jüngst erschienenen »Cahiers de jeunesse« (»Jugendtagebücher«), sehr viel authentischer. Ein Gesamtbild der Person Beauvoirs ergebe sich gerade aus der Kombination der Lektüre beider Genres, denn selbst die Konstruktionsarbeit gehöre ja zur Persönlichkeit dazu.

Den Abschluss dieser Nachmittagssession machte die Pariser Literaturwissenschaftlerin Danièle Fleury mit Ausführungen zur Rezeption des literarischen Schaffens von Beauvoir in Frankreich. Dieses werde oft vergessen. Zu sehr stehe das sog. Hauptwerk Beauvoirs, »Das andere Geschlecht« (1949), im Mittelpunkt der Betrachtungen, dabei habe Beauvoir vielmehr mit belletristischen Werken debütiert, so mit »L'Invitée« (dt. »Sie kam und blieb«, 1943), »Le sang des autres« (dt. »Das Blut der anderen«, 1945) und »Les bouches inutiles« (Theaterstück, das im Herbst 1945 uraufgeführt wurde). Die Rezeption dieser frühen Schriften Beauvoirs sei nur aus dem jeweiligen historisch-politischen Kontext zu verstehen, also aus der Zeit der deutschen Besatzung bzw. der Befreiung und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Zum einen habe Beauvoir in ihnen den Werten des Vichy-Regimes (Arbeit, Familie, Vaterland) entgegen geschrieben. Zum anderen aber bezeichne sie selbst ihre Schriften als metaphysisch, philosophisch stark durch die Philosophien Hegels und Heideggers geprägt. Insofern nahm, so Fleury, die Rezeption derselben schon die Aufnahme vorweg, die dem »anderen Geschlecht« in Frankreich bereitet wurde: Eine Ablehnung von rechter wie linker Seite, ja ein Skandal, der sich gegen die Existenzphilosophie und das Infragestellen traditioneller (patriarchaler) Werte richtete.

Nach diesem doch recht dichten Programm konnten sich die TeilnehmerInnen zunächst bei einem Empfang à la française erholen; abgerundet wurde der Tag durch den Dokumentarfilm, den Alice Schwarzer 1973 mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre gedreht hatte und in dem viele Fragen aufgeworfen wurden, die auch während des Kolloquiums Thema waren.

»Simone de Beauvoir und die Geschichte der Frauen« – so lautete der Titel des Vortrags der jungen Historikerin Isabelle Ernot, die ihre Promotion unter der Leitung von Françoise Thébaut geschrieben hatte. Sie stellte die Frage nach den Quellen von »Das andere Geschlecht« und dem eigenständigen Beitrag, den Beauvoir zur Geschichtswissenschaft geleistet hatte. Zum einen lasse sich »Das andere Geschlecht« in eine längere Geschichte der Frauenliteratur einordnen, in welcher seit dem 19. Jahrhundert Biographien über Frauen bzw. Schriften verfasst wurden, welche die Rolle von Frauen auf unterschiedlichen Gebieten des sozialen Lebens thematisierten. Zum anderen aber akzentuierte die Vortragende den Einschnitt, den Beauvoir in diese Literatur, aber auch in die Geschichtswissenschaft selbst machte: Isabelle Ernot zufolge handelt es sich bei Beauvoirs sog. Hauptwerk um einen völlig neuen Typ der Geschichtsschreibung, der sich zum einen durch Pluridisziplinarität auszeichne, fließen in ihm doch philosophische, geschichtswissenschaftliche, psychologische u. a. Betrachtungen zusammen, zum anderen dadurch, das zum ersten Mal die Rolle der Frauen in der gesamten Ge-

schichte der Menschheit aufgezeigt wird. Mit ihrem Werk habe Beauvoir gegen die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz und damit der inferioren Stellung der Frauen angeschrieben, denen sie auf ihre Weise zu einem eigenständigen Platz in der zukünftigen Geschichte verhelfen wollte.

Also doch eine eigenständige Geschichtskonzeption bei Beauvoir?

Die Romanistin und Literaturwissenschaftlerin Irene Selle zeigte, wie bereits in den »Cahiers de jeunesse«, den Jugendtagebüchern, der antibürgerliche Ansatz zum Ausdruck komme, der »Das andere Geschlecht« und die »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause« prägt. Die »Cahiers de jeunesse« zwingen nach Ansicht der Referentin zwar nicht zu einer Umwertung von Beauvoir; doch der Leser begegne hier einer Beauvoir, die sehr viel mehr mit sich selbst ringt, als dies in ihren Memoiren zum Ausdruck kommt. Die Jugendhefte seien von jugendlichem Überschwang, von einer Direktheit und Frische geprägt, die den späteren Schriften zuweilen abgeht. Und so komme in ihnen auf unmittelbare Weise der Hang zum Extremen, die Auflehnung gegen jegliche Form von Unterdrückung und Ungerechtigkeit zum Ausdruck wie auch die Ablehnung der typischen Frauenrolle sowie der katholischen Werte, nach denen sie erzogen worden war. Dennoch: Mit ihren mehrbändigen Memoiren kommt Beauvoir auf ein Sujet zurück, das sie mit den »Cahiers de Jeunesse« begonnen hatte, nämlich die autobiographische Schreibweise, die, wenn man so will, den Hinter- oder Untergrund ihrer historischen Essays und Romane bildet, aber mehr und mehr zu einem eigenständigen Part ihres Œuvres wird.

»Befreiung vom Alter« – so lautete der Titel des Vortrags von Ursula Konnertz, Herausgeberin der Zeitschrift »Die Philosophin« und selbst Philosophin. Während »Das andere Geschlecht« nach wie vor im Mittelpunkt der feministischen Rezeption Beauvoirs stehe, friste ihre 1970 veröffentlichte Schrift »La vieillesse« (»Das Alter«) immer noch ein gewisses Schattendasein. Allerdings werde sie von den Gerontologen bereits seit Jahren rezipiert, und mit wachsendem gesellschaftlichem Interesse an Fragen des Alters und des Alterns rückt auch innerhalb der Beauvoir-Rezeption gerade diese Schrift mehr und mehr in das Zentrum der Aufmerksamkeit – wovon nicht zuletzt der Vortrag von Ursula Konnertz und das große Interesse zeugten, das er im Publikum hervorrief! Bei einem Vergleich von »Das Alter« mit dem 21 Jahre zuvor publizierten »Das andere Geschlecht« stellte die Referentin die ähnliche Struktur und ein ähnliches Anliegen und Herangehen heraus: So, wie Beauvoir mit ihrem Essay über die Situation der Frau in der Geschichte die historisch-sozialen Bedingungen der inferioren Stellung derselben aufzudecken suchte, so weise sie nun auf ein Skandalon hin, nämlich den Umgang mit den älteren Generationen in den modernen Gesellschaften, bis dahin ein Tabu-Thema. Das Alter, so Beauvoir, sei eben keine (rein) biologische Tatsache, sondern ein natürliches und gesellschaftliches Phänomen zugleich, das noch dazu klassen- und geschlechtsspezifische Züge trage: Die Situation im Alter hänge nämlich aufs engste mit der sozialen Stellung zusammen, die die jeweilige Person

im Laufe ihrer Gesamtbiographie einnimmt. (Auch) am Umgang mit den betagten Menschen, so könnte eine Schlussfolgerung aus der Lektüre von Beauvoir (und, so sei hier hinzugefügt, dem Dokumentarfilm, der unter ihrer Anleitung in französischen Altersheimen gedreht wurde) bzw. aus diesem Vortrag lauten, zeigt sich die Humanität einer Gesellschaft.

Die nach ihr sprechende Sozialpsychologin Josiane Pinto, die an der Universität Paris 7 Denis Diderot lehrt und forscht, nahm einen kritischen Standpunkt zu Beauvoir ein: Deren Forschungen fehlten die empirischen Grundlagen, und sie betrachte die Welt um sie herum – darunter nicht zuletzt die Frauen – von einer elitär-intellektuellen Position aus. Dennoch: »Das andere Geschlecht« sei zu einer »symbolischen Bank des Feminismus« geworden und Simone de Beauvoir die erste Intellektuelle, die die Frauenfrage in den Mittelpunkt gerückt habe. Im Anschluss ging Josiane Pinto auf ihre eigenen empirischen Forschungen ein, die sie in Kooperation mit Pierre Bourdieu zur sozialen Stellung der Sekretärinnen durchgeführt hat; diese beruhten zum einen auf quantitativen Recherchen, zum anderen aber auf einer Reihe an Interviews mit französischen Sekretärinnen selbst. Ziel dieser Forschungen sei es gewesen, den subtilen Formen von Macht, Herrschaft und Unterordnung näher zu kommen, die in den Relationen von Sekretärinnen zu ihrem jeweiligen Chef verborgen sind. Mit Blick auf Beauvoir betonte die Referentin, dass diese in ihrem Hauptwerk den Sekretärinnen einen besonderen Stellenwert beimesse; der Clou ihres Vortrags (der ihr in der Nacht zuvor ein- und aufgefallen war): Beauvoirs Vater selbst war Sekretär gewesen! Auch das stützte ihre Aussage über den Wandel der Stellung von Sekretär(inn)en in der Zeit: War dies früher eine männliche Domäne, so wurde »die Sekretärin« im 20. Jahrhundert zu einem typischen Frauenberuf. (Man denke allerdings auch an »Generalsekretäre« u. ä., die noch um die Jahrtausendwende von Männern gestellt wurden!)

An diese Ausführungen konnte die Philosophin und Politologin Effi Böhlke, freie Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung und verantwortlich für die konzeptionelle und organisatorische Vorbereitung und Durchführung des Kolloquiums, unmittelbar anschließen. Sie stellte die These auf, dass Beauvoir einen originären Beitrag zum politisch-philosophischen Diskurs über Macht, Herrschaft und Gewalt geleistet hat, insofern sie, unter Verarbeitung der gesamten Geschichte der europäischen Philosophie, diesen sonst im Wesentlichen von Männern geführten Diskurs auf das Geschlechterverhältnis zwischen Männern und Frauen anwandte. Dabei arbeitete sie mit einer Denkfigur, die den Frauen selbst im Rahmen der Macht- und Herrschaftskonstellationen einen gewissen Subjektstatus zuweise, nämlich mit dem Begriff der »freiwilligen Knechtschaft«. Danach werden die Frauen von den Männern nicht nur einfach beherrscht und geknechtet; zu einem dauerhaften Funktionieren von Macht und Herrschaft gehört, Beauvoir zufolge, ein Mindestmaß an Mitmachen und damit Anerkennung dieser Relationen durch die Frauen. Was zunächst wie ein Vorwurf an die Frauen aussehen könne, so Effi Böhlke, an der eigenen Knechtschaft und Unterjochung zumindest

mitschuldig zu sein, erweise sich bei näherem Betrachten als Aufruf an dieselben, sich aus ihrer »selbst (mit-) verschuldeten Unmündigkeit« zu befreien. Sodann verwies sie auf eine »verborgene Quelle« des Beauvoireschen Denkens, nämlich Etienne de la Boéties »Diskurs über die freiwillige Knechtschaft« aus dem 16. Jahrhundert, den Beauvoir sicherlich kannte, den sie aber nicht zitiert, sowie auf einen »verbergenden Rezipienten«, und zwar Pierre Bourdieu, der in seinem Buch über »Die männliche Herrschaft«, worin er dem Konzept der »freiwilligen Knechtschaft« den Begriff der »unfreiwilligen Komplizenschaft« zwischen objektiven und subjektiven Strukturen entgegengesetzt, Beauvoir nur in einer Fußnote erwähnt. Männliche Herrschaft also auf dem Gebiet des Geistigen?

Geneviève Fraisse, Philosophin und ehemalige Europaabgeordnete, theoretisch und praktisch-politisch immer wieder mit Fragen der Frauenemanzipation befasst, stellte den Begriff des Privilegs in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Tatsächlich habe Beauvoir eine privilegierte Stellung in der französischen Gesellschaft eingenommen: Sie sei Teil der geistigen Elite des Landes gewesen (was ihr, so sei hinzugefügt, jedoch nicht in die Wiege gelegt war; diesen Platz musste sie sich als Frau zunächst einmal hart erkämpfen, und sie musste ihn auch immer wieder verteidigen). Doch habe sie die damit verbundenen Chancen genutzt, sich für das »allgemeine Wohl«, hier der Frauen, einzusetzen. Und zwar zunächst theoretisch, später dann, ab den 70er Jahren, auch praktisch. Dabei sei für Beauvoir, so die Referentin, die Ich-Wir-Beziehung von entscheidender Bedeutung gewesen: So wie Beauvoir mit »Das andere Geschlecht« einen Essay über die Lage der Frau(en) verfasste, um sich selbst zu verstehen, so habe sie in ihren späteren autobiographischen Schriften sich selbst zum Gegenstand gemacht, um damit zugleich genauere Aussagen über die »condition féminine« treffen zu können. Ein vielfaches Verweisen also zwischen dem Ich und dem Wir. Letztlich, so betonte die Sprecherin, gebe es Beauvoir zufolge keine Unparteilichkeit: Jegliches Betrachten der Welt geschehe von einem bestimmten Standpunkt aus, und jegliches Handeln sei ein Handeln für und damit gegen etwas – selbst das Nicht-Handeln!

Unter dem Titel »Pakt versus Ehe« ging Cornelia Hildebrandt, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung, auf die Paarbeziehung ein, die Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre gelebt und vorgelebt hatten und die zum Modell für eine ganze Generation von Frauen und Männern wurde. Was, so fragte die Referentin, aber hat Simone de Beauvoir überhaupt dazu gebracht, die traditionellen Muster von Ehe, Familie und Mutterschaft abzulehnen und mit ihrem berühmten Lebensgefährten den viel umstrittenen, ja man könnte sagen »sagenumwobenen« Pakt einzugehen, in welchem sie sich ewige Treue bei absoluter Freiheit beim Eingehen sog. kontingenter, also anderer (landläufig als »Seitensprung« bezeichneter) Beziehungen sowie vollkommener Transparenz darüber schworen? Warum lehnte Beauvoir das permanente Zusammensein mit Sartre ab und zog das Leben im eigenen Hotelzimmer oder, später dann, in ihrer eigenen Wohnung in der Rue Schoelcher vor? Warum lehnte sie, noch viel vehementer – wovon auch der am Abend zu-

vor gezeigte Film zeugte – eigene (leibliche) Kinder ab (um dann doch am Ende eine Adoptivtochter zu haben, mit der sie ihren Lebensabend teilte)? Zur Beantwortung dieser Fragen führte Cornelia Hildebrandt zum einen die kindlichen Erfahrungen Beauvoirs mit der Ehe ihrer Eltern an, in der die Mutter, durch den finanziellen Absturz der Familie und die vielen Seitensprünge des Vaters, immer mehr in eine inferiore Stellung geriet und nach innen verbitterte und sich nach außen, auch den Kindern gegenüber, verhärtete. Ein solches Dasein war für die junge Simone nicht erstrebenswert. Da nun diese traditionellen Werte von Ehe, Familie und Mutterschaft jedoch in den 30er und 40er Jahren die dominanten gesellschaftlichen Muster waren, nach denen die Rolle der Frau definiert wurde, und sie zudem noch vom Vichy-Regime verherrlicht wurden, entwickelten sich diese zunächst noch privatpersönlichen Einstellungen mit der Zeit zu einer politischen Position Beauvoirs, oder, anders ausgedrückt: Sie erhob das sog. private Leben der Frauen zum Politischen, und ihr eigenes Leben mit (und ohne) Sartre wurde zum Politikum, das bis heute umstritten ist. Denn, so Cornelia Hildebrandt, der Pakt sei zwar eine »geniale Provokation«, aber nicht verallgemeinerbar. Vielmehr müsse heute nach neuen Formen des Zusammenlebens zwischen Männern und Frauen gesucht werden, die eine gerechtere Verteilung der durch die Mutterschaft entstehenden Aufgaben ermöglichen, was wiederum entsprechende gesellschaftliche Bedingungen und Institutionen erforderlich mache.

Mutterschaft und Vaterschaft sind also, könnte man in Anschluss an diesen Vortrag formulieren, neu zu bestimmen bzw. ist nach neuen Formen zu suchen, die sich in den Gesellschaften von heute herausbilden. Eine reine Ablehnung der Mutterschaft, so wie Beauvoir dies vertrat, ist nicht verallgemeinerbar – das würde tatsächlich das Ende der Geschichte bedeuten, von dem so oft die Rede ist!

Der Situation der Frauen auf dem Arbeitsmarkt wandte sich die am CNRS forschende Soziologin Margaret Maruani zu, hatte doch Simone de Beauvoir betont, dass die Emanzipation der Frau ihre Teilnahme am Berufsleben und damit ihre ökonomische Emanzipation voraussetze. Wie aber steht es heute darum? Von einer Gleichberechtigung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt könne, so Maruani, immer noch nicht die Rede sein. Zwar sei es seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zu einer deutlichen Feminisierung des Gesamtbestands der Erwerbstätigen gekommen, rein quantitativ sogar zu einem Gleichstand. Dieser Gleichstand habe aber nichts mit Gleichstellung zu tun. Nach wie vor verdienten Frauen für dieselbe Arbeit weniger als ihre gleichqualifizierten männlichen Kollegen (in Deutschland sei die Schere im Übrigen größer als in Frankreich), auf den jeweiligen Chefposten in Politik, Wirtschaft, Verwaltung oder Wissenschaft säßen immer noch eher Männer als Frauen (wobei auch hier Frankreich besser dasteht als Deutschland), und Frauen seien eher von Arbeitslosigkeit bzw. Prekarität betroffen als Männer. Diese Aussagen belegte Maruani mit vielen Daten und Fakten. Betrachte man den Gesamtprozess, so könne er weder als genereller Fortschritt noch als allgemeiner Rückschritt bezeichnet werden. Die Situation der Frauen heute sei sehr komplex:

Neben neuen Freiheiten, die sich aufboten, verhärteten sich unter den gegenwärtigen Bedingungen die Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen, und zwar im beruflichen wie im privaten Leben, bzw.: Es bildeten sich neue Ungleichheiten heraus, die es zu erforschen gelte.

Den Abschluss der Konferenz bildete ein Podiumsgespräch, an dem Yolanda Astarita Patterson, Geneviève Fraisse und Carola Bluhm, die Vorsitzende der Fraktion DIE LINKE im Berliner Abgeordnetenhaus teilnahmen und das Silke Veth von der Rosa-Luxemburg-Stiftung moderierte. Silke Veth befragte ihre Gesprächspartnerinnen zunächst danach, auf welche Weise sie denn mit Simone de Beauvoir Bekanntschaft geschlossen hätten. Während sich die Amerikanerin an ihr erstes Treffen mit Beauvoir im Jahre 1970 erinnerte, als diese die Tür öffnete und sie selbst sehr erstaunt war, dass ihr vis-à-vis nicht größer war als sie selbst (was sie doch vermutet hatte), erinnerte sich die Französin zunächst an ihre vermutlich letzte Begegnung mit Simone de Beauvoir kurz vor deren Tod im Jahre 1986. Carola Bluhm hingegen, der DDR entstammend, kannte die französische Philosophin nicht persönlich; doch die Lektüre von »Das andere Geschlecht« habe sie in ihrer Studienzeit sehr beeinflusst. Von Beauvoir habe sie gelernt, die Unterschiede zwischen Männern und Frauen nicht zu nivellieren, sondern zu akzentuieren und produktiv zu machen. Befragt nach dem »feministischen Fortschritt« in der Linkspartei, antwortete Carola Bluhm, dass sie ja immerhin die erste Frau sei, die an der Spitze einer Fraktion der Linkspartei in Regierungsverantwortung stehe, noch dazu eine ostdeutsche! Insofern profitiere sie sowohl von ihrer geschlechtsspezifischen als auch ihrer regionalen Herkunft: Als Frau oftmals sachorientierter als ihre männlichen Kollegen, sei sie aufgrund ihrer Herkunft aus dem »Osten« krisenfester als ihre westlichen Kollegen oder Kontrahenten (da »man« ja hier so manches durchgemacht hat mit und seit dem sog. Fall der Mauer). Für eine Frau gehöre das Konfliktmanagement zum alltäglichen Leben, und das könne man im politischen Spiel gut gebrauchen.

Auf die Frage nach der »Verweiblichung« des französischen politischen Lebens unter dem konservativen Präsidenten Sarkozy antwortete Geneviève Fraisse, dass zwischen Regierung (»gouvernement«) und tatsächlicher Repräsentation ein bedeutender Unterschied bestehe: Die Tatsache, dass fast die Hälfte aller Ministerposten in Frankreich derzeit von Frauen besetzt werde, bedeute noch lange nicht, dass diese tatsächlich die Interessen der Frauen bedienten. Hinzu käme, dass andere Bereiche der französischen Gesellschaft, etwa die intellektuelle Welt, noch weitaus frauenfeindlicher seien als die politische. So gäbe es große Widerstände gegen die Frauenforschung in Frankreich, und nach wie vor hätten es Frauen sehr schwer, im intellektuellen Leben zu reüssieren.

Yolanda Patterson wiederum äußerte sich zum Umgang mit Hillary Clinton während des amerikanischen Wahlkampfes. Auch diese Medienkampagne habe vom Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen gezeugt: Während es so gut wie keine Karikaturen von dem (schwarzen!) Mann Obama gegeben habe, sei die

Darstellung der Präsidentschaftskandidatin praktisch eine einzige Karikatur gewesen. Immer sei zumindest unterschwellig oder zwischen den Zeilen die Auffassung zu spüren gewesen: Eine Frau kann keine präsidiale Entscheidung treffen ohne Mann im Hintergrund; der Frau wurde insofern die Autonomie und Autorität abgesprochen.

Zum geistigen Erbe von Beauvoir befragt, speziell zu Werten wie Freiheit und Subjektivität, die doch mehr und mehr vom neoliberalen Mainstream vereinnahmt würden, sagte die Amerikanerin: Es läge noch heute im Sinne von Simone de Beauvoir, all diejenigen zu unterstützen, die für die Emanzipation der Frauen eintreten. Ganz in diesem Sinne sei in diesem Jahr in Paris der »Prix Simone de Beauvoir pour la liberté des femmes« (Simone-de-Beauvoir-Preis für die Freiheit der Frauen) eingerichtet worden, der von nun an einmal jährlich vergeben werde und Frauen ehre, die sich auf besondere Weise für die Emanzipation der Frauen eingesetzt haben, diesmal Ayaan Hirsi Ali und Taslima Nasreen. Darüber hätte sich Beauvoir auch gefreut, so Yolanda Patterson.

Geneviève Fraisse betonte, dass es ja nicht der Begriff der Freiheit als solcher sei, den Beauvoir in den Mittelpunkt stellte, sondern die Verbindung von Freiheit und Gleichheit, die sie stets zusammen dachte. Und darin bestehe ein großer Unterschied zum heutigen neoliberalen Freiheitsverständnis, das diese beiden Werte stets als unvereinbar ansehe.

Carola Bluhm wiederum betonte, dass man sich bestimmte Symbole und Begriffe nicht einfach »klauen« lassen dürfe. Wenn im neoliberalen Diskurs ständig von Freiheit, Subjektivität und Persönlichkeitsentwicklung die Rede sei, so heiße dies noch lange nicht, dass man nicht selbst davon sprechen dürfe. Vielmehr müsse man auf die Brüchigkeit dieses offiziellen Diskurses, auf das Nichtvorhandensein der materiellen Bedingungen für eine massenweise Durchsetzung dieser Werte hinweisen und eigene Vorstellungen von ihnen entwickeln.

So seien die unglaublichen und wachsenden Ungleichheiten in den Bedingungen anzuprangern, unter denen heute die Kinder aufwachsen und die durch die gesellschaftlichen Institutionen wie die Schule noch verstärkt würden. Diese Bedingungen erlauben einigen Wenigen die freie Wahl ihres Lebenswegs, während sie den Vielen ihre sog. »Selbstentfaltung« beschneiden. Hiergegen müsse vorgegangen werden. Sozialismus und Freiheit seien aufs engste miteinander zu verbinden: Sozialismus ohne Freiheit sei kein Sozialismus! Doch müsse als drittes Moment die Chancengleichheit hinzukommen.

Alles in allem, so zeigte diese zweitägige, in diesem Band dokumentierte Konferenz, bilden Leben und Werk von Simone de Beauvoir ein weites Feld, auf dem weiter geforscht werden kann, aus unterschiedlichen disziplinären und nationalen Perspektiven und mit verschiedenen Akzentsetzungen.

Effi Böhlke

Ouverture

Wir haben uns hier versammelt, um eine Frau zu ehren, die sich wie keine andere in die Geschichte der internationalen Bewegung für die Emanzipation der Frauen eingeschrieben hat: Simone de Beauvoir. Unter dem Motto »Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit. Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft« wollen wir zwei Tage über Vita, Werk und Wirkung der gebürtigen Pariserin und Intellektuellen diskutieren, die zur ideellen Vorreiterin der Befreiung derjenigen Hälfte der Menschheit geworden ist, die fälschlicherweise mitunter immer noch als Minderheit bezeichnet wird. Wir freuen uns, für diese Diskussion Spezialistinnen und Spezialisten aus Frankreich, Deutschland und den USA gewonnen zu haben, die z. T. Simone de Beauvoir persönlich kannten. Wir wollen uns mit ihren Schriften beschäftigen, aber auch mit ihrem Leben, das sie als ihr »eigentliches Werk« bezeichnete, das von ihr selbst inszeniert war und das exemplarisch für Frauenemanzipation steht. Es geht uns natürlich auch darum, die Frage zu beantworten – oder nach Antworten darauf zu suchen – ob, und wenn ja, wie mit den Ideen und Forderungen der Beauvoir, die sie unter den besonderen historischen Bedingungen der Mitte des 20. Jahrhunderts entworfen bzw. gestellt hat, zu Beginn des 21. Jahrhunderts gearbeitet werden kann. Sind sie veraltet, also »out« oder sind sie von großer Aktualität? Was kann man von ihnen aufgreifen, was muss weiterentwickelt oder schlichtweg anders gesehen werden?

Unmittelbarer Anlass für dieses Kolloquium ist natürlich der 100. Geburtstag von Simone de Beauvoir am 9. Januar dieses Jahres, den Frauen und Männer weltweit mit Veranstaltungen unterschiedlichster Art ehren, ich verweise hier nur auf das internationale Kolloquium in Paris zu Beginn dieses Jahres, an dem mehrere unserer Referentinnen teilnahmen, oder auch das Beauvoir-»Event«, das Alice Schwarzer um den 8. März herum im *Institut français* Berlin auf die Beine stellte.

Für uns in der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist die Beschäftigung mit der Beauvoir, dem »Castor«, also dem Biber, wie sie unter Freunden hieß, für die eigene inhaltliche Entwicklung, die Verortung bezogen auf die Frauenemanzipation wichtig.

Frauenemanzipation bzw. Geschlechtergerechtigkeit gehören zu den zentralen Anliegen der RLS, und die Beschäftigung damit findet unter anderem im Gesprächskreis »Frauen und Politik« statt, der seit 2004 besteht und in dem wir zum einen entsprechende Konzepte erörtern, zum anderen aber ganz konkret Frauen zum Engagement in der Politik ermuntern und befähigen wollen.

Dass Probleme der Emanzipation, insbesondere der Frauenemanzipation, für uns von eminenter Bedeutung sind, das wird nicht zuletzt an unserem Namen

deutlich: Rosa-Luxemburg-Stiftung. Wir haben uns im Jahre 1999 unter mehreren gleichermaßen möglichen Varianten u. a. auch deshalb für diesen Namen entschieden, weil wir damit einerseits auf die besondere Rolle hinweisen wollten, die bestimmte Frauengestalten in der Geschichte der sozialistischen bzw. Arbeiterbewegung spielten, zum anderen aber auch darauf, dass die Frage der Emanzipation der Frauen selbst innerhalb dieser Bewegung noch nicht gelöst ist, sondern vielmehr ein offenes Projekt darstellt, um mit Beauvoir zu reden.

Nun haben wir es schon mit zwei prominenten Frauengestalten zu tun: Simone de Beauvoir und Rosa Luxemburg. Haben diese etwas miteinander zu tun, und wenn ja, was? Der Natur der Sache nach konnte Rosa Simone nicht kennen. Beide gehörten unterschiedlichen Generationen an; die Polin wurde ermordet, als die nachmals berühmte Französin elf Jahre alt war. Umgekehrt bestand die Möglichkeit einer Kenntnisnahme, und in der Tat hat sich Simone de Beauvoir mehrfach, und zwar positiv, auf Rosa Luxemburg bezogen. So stammt ja auch von ihr der Satz, den wir zum Motto unserer Veranstaltung gemacht haben: »Erst seit die Frauen angefangen haben, sich auf dieser Erde heimisch zu fühlen, konnte es eine Rosa Luxemburg, eine Marie Curie geben.«¹ Beauvoir meint weiter, dass ihre natürliche Benachteiligung Luxemburg davor bewahrt habe, sich in die zu ihrer Zeit typische Frauenrolle des Objekts bzw. der Beute zu begeben: Statt sich in ihre geschlechterspezifisch verordnete »Mittelmäßigkeit« zu schicken, habe sich Luxemburg für die Geschicke der Menschheit verantwortlich gefühlt, war sie von Jugend an ganz Geist und Freiheit², so Beauvoir. Kann man Luxemburg insofern als Vor-Bild für Beauvoir betrachten? Das ist schon fraglich, zumal Luxemburg diese Frauenrolle ohne Familie und Kinder nicht ganz freiwillig gewählt hat.

So gibt es Gemeinsamkeiten wie Differenzen zwischen ihnen. Beide sprechen resp. schreiben permanent von »Emanzipation« bzw. »Befreiung«. Doch für Luxemburg steht nicht, wie für Beauvoir, die Geschlechterfrage im Mittelpunkt, wengleich sie etwa im von ihr entworfenen Programm der Kommunistischen Partei Deutschlands von 1918 auf politischem und sozialem Gebiete ganz explizit unter Punkt 6 die »Völlige rechtliche und soziale Gleichstellung der Geschlechter« fordert.³ Wo es bei Luxemburg um die Emanzipation des Proletariats geht, da bildet bei Beauvoir sowohl in ihren Schriften als auch in ihrem praktisch-politischen Engagement seit Beginn der 70er Jahre die Emanzipation der Frauen den inneren Kern des Ganzen.

Gemein ist beiden wiederum, so würde ich das sehen, das unbedingte Bestehen darauf, dass Befreiung nur *Selbst*befreiung sein kann und in diesem Zusammenhang ein Insistieren auf basis- oder auch radikaldemokratischen politischen Formen. Das Proletariat, so Luxemburg, die Frauen, so Beauvoir, können sich nur

1 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Reinbek bei Hamburg 2007, S. 183.

2 Ebenda, S. 879.

3 Rosa Luxemburg: Programm der Kommunistischen Partei Deutschlands, angenommen am 31. Dezember 1918. In: Dies.: Politische Schriften. Leipzig 1969, S. 422.

selbst befreien, es kann keinen von oben bzw. von außen kommenden Befreier geben. Bei Luxemburg, die ja Mitglied, sogar Mitbegründerin unterschiedlicher politischer Parteien war, führte dies zur radikalen Kritik am Zentralismus derselben sowie insbesondere auch am autoritären Charakter der russischen Revolutionen. Für Beauvoir resultierte daraus eine bewusste und auch reflektierte Distanz zu jeglicher politischer Partei, darunter zur Französischen Kommunistischen Partei. Bei allem Sympathisieren mit derselben nahm diese Distanz im Laufe der Jahre zu, und zwar unter dem Eindruck der Ereignisse in Ungarn 1956 und dem Einmarsch sowjetischer Truppen in die Tschechoslowakei 1968. Was beide Frauen in politischer Hinsicht grundsätzlich unterscheidet, das ist die Erfahrung des Stalinismus; während Luxemburg, bei aller Kritik an der russischen Revolution von 1917 und in diesem Zusammenhang der Politik Lenins, noch große Hoffnungen in die zu errichtende sozialistische Gesellschaft setzen konnte, war Beauvoir als ziemlich klarsichtige Intellektuelle desillusioniert. Auch aus diesem Grunde unterstützte sie weniger politische Großparteien als kleinere, locker organisierte Bewegungen, wie etwa die linksanarchistische Zeitschrift »La cause du peuple« oder eben die französische Frauenbewegung.

Dennoch würde ich behaupten: Trotz aller »real existierenden Sozialismen« bewahrte sie sich stets die Idee von einer sozialistischen Gesellschaft, in der die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist. Darauf deuten u. a. Äußerungen hin, die sie in den Interviews mit Alice Schwarzer in den 70er Jahren machte. Sozialismus also als Utopie bei Beauvoir?

Hier tut sich ein weites Feld an Fragen auf, das es, um mit Fontane bzw. Luxemburg zu sprechen, zu beackern gilt, u. a. auch auf unserer Konferenz.

- Wie links ist Beauvoir? Was überhaupt ist »links« oder auch: Welche unterschiedlichen Formen von Links-Sein gibt es?

- Was ist Feminismus bzw. welche Feminismen gibt es? Und welchen vertritt Beauvoir?

- Schließlich: Welche unterschiedlichen Rezeptionsweisen von Beauvoir gibt es? Gibt es überhaupt »die Beauvoir«? Oder hängt das jeweilige Bild von Beauvoir nicht davon ab, aus welcher Perspektive man oder frau sie betrachtet?

Ich freue mich auf eine lebhaftige Debatte, in der, so hoffe ich, mannigfaltige Perspektiven aufeinander stoßen, die je spezifische Facetten des an den Pfeilern von (männlicher) Herrschaft nagenden Bibers beleuchten.

Simone de Beauvoir und die Vereinigten Staaten

Um die Beziehung zwischen Simone de Beauvoir und den USA einer näheren Betrachtung zu unterziehen, möchte ich mich insbesondere auf das Buch stützen, in dem sie ihren Lesern und Leserinnen ihre ersten Eindrücke davon mitteilt. Die erneute Lektüre von »Amerika Tag und Nacht. Reisetagebuch 1947« nach Jahrzehnten, während derer ich es nicht zur Hand genommen hatte, erinnerte mich an meine eigenen Gefühle, als ich mich, anlässlich der ersten von so vielen Reisen, die ich seitdem nach Europa unternahm, im Jahre 1957 auf einem von Studenten überfüllten Schiff befand, das von New York nach Rotterdam aufbrach. Welches Vorgefühl, als wir die Freiheitsstatue hinter uns ließen, vermischt mit einer gewissen Unruhe. Was würde mich, 14 Tage später, auf der anderen Seite des Atlantik erwarten?

»Amerika Tag und Nacht« folgt den Etappen der Reise, die Beauvoir 1947, also genau 10 Jahre vor mir, in die USA unternommen hatte. Bereits ab Dezember 1947 wurden Ausschnitte daraus in »Les Temps Modernes« veröffentlicht, und als Buch erschienen die Tagebücher erstmals im Juli 1948 bei Morhien.

Simone de Beauvoir fliegt am 25. Januar 1947 von Paris aus los. Sie sagt uns: »Ich fliege nach New York.« Für den Steward »ist es berufsmäßig durchaus natürlich, dass ich nach New York fliege. [...] Aber nein. Trotz aller Bücher, die ich gelesen habe, trotz aller Filme, Fotos und Berichte – in meiner Vergangenheit ist New York eine sagenhafte Stadt: und zwischen Wirklichkeit und Legende gibt es keine Verbindung. [...] wie also könnte ich mit geschlossenen Füßen über mein eigenes Leben hinwegspringen?«¹ Und weiter: »*Ich bin nicht mehr irgendwo – ich bin anderswo.*«²

Wieder auf festem Boden und vermutlich sehr müde, beschreibt sie mit Humor die Formalitäten, durch die hindurch muss, wer Eintritt in die USA begehrt: »Papiere wandern von einer Hand in die andere, ein Arzt untersucht zerstreut unsere Zähne, als wären wir Pferde, die verkauft werden sollen.«³ Was würde sie heute denken, frage ich mich, angesichts all der Hürden, die man überwinden muss, um zu seinem Flugzeug zu gelangen?

Nachdem sie sich in ihrem Hotelzimmer in der 42. Straße installiert hat, sucht sie, ihren Platz in der Stadt zu bestimmen, von der sie soviel geträumt hatte: »diese fremde Stadt ist meine eigene Zukunft und wird einmal meine Vergangenheit

1 Simone de Beauvoir: Amerika Tag und Nacht. Reisetagebuch 1947. Deutsch von Heinrich Wallfisch. Reinbek bei Hamburg 2002, S. 9.

2 Ebenda, S. 10.

3 Ebenda, S. 11.

heit gewesen sein. [...] New York wird mir gehören, und ich werde New York gehören.«⁴

Um mit den New Yorkern Kontakt aufzunehmen, deren Namen ihr von Freunden empfohlen worden waren, musste das Telefon erobert werden, dieses Folterinstrument, wenn man nicht in der Lage ist, sich in der fremden Sprache auszudrücken: »Ich muss auf Englisch mit Leuten telefonieren, die mich nicht kennen und die ich nicht kenne. Ich gehe hinunter in die *lobby* des Hotels und bin eingeschüchtert, als hätte ich ein mündliches Examen zu bestehen. [...] Ich bin der Zulukaffer, den ein Fahrrad in Schrecken versetzt, bin die Bäuerin, die in der Pariser U-Bahn verloren ist.«⁵

Sie versucht, in die amerikanische Welt einzutreten, indem sie sich gibt wie die Einheimischen selbst. Ich habe viel gelacht, als ich die Stelle las, wo sie darüber schreibt, wie sie sich auf eine bestimmte Weise bemühte, Teil der sich vor ihr auftuenden neuen Welt zu werden. Als Graduiertenstudentin an der Stanford-University, war ich der Meinung, ich müsse, wenn ich ausgehe, als Getränk Scotch bestellen, obwohl ich den Geschmack überhaupt nicht mochte – vielleicht einfach deshalb, weil er nicht zu teuer war. Und was sagt uns Beauvoir? »Ich mache mir nichts aus Whisky, nur die Glasstäbchen, mit denen man ihn aufrührt, habe ich gern. Aber gefügig trinke ich bis 3 Uhr morgens Scotch, denn der Scotch ist einer der Schlüssel zum Herzen Amerikas. Und ich will dahin gelangen, die Glaswand zu zertrümmern.«⁶

Obzwar Beauvoir sich als »Tochter aus gutem Hause« beschreibt, ist sie doch nicht bereit, alles hinzunehmen, was man ihr während des so lang ersehnten Aufenthalts über die USA sagt. Als sie einen Cocktail beschreibt, zu dem viele Franzosen eingeladen sind, ebenso der amerikanische Schriftsteller Richard Wright, dessen Bekanntschaft sie in Paris gemacht hatte, spricht sie auch von ihrem Zusammentreffen mit einem Universitätsprofessor, den sie aber nicht näher identifiziert: »Kaum dass ich ihm die Hand geschüttelt habe, muss ich ihm schon ›versprechen‹, nichts über Amerika zu schreiben: dies ist ein so hartes, so widerspruchsvolles Land, dass es einem auch nach zwanzig Jahren noch nicht gelingt, es voll zu verstehen – es ist beklagenswert, es obenhin zu kritisieren, wie es gewisse Franzosen tun –, Amerika ist zu riesig, als dass auch nur das Geringste, was man über das Land sagen könnte, der Wahrheit entspräche. Jedenfalls muss ich ihm ›versprechen‹, nichts über die Farbigen zu schreiben – das ist ein schmerzliches und schwieriges Problem, über das man sich erst dann eine Meinung bilden kann, wenn man ein ungeheures Tatsachenmaterial zusammengetragen hat, und das erfordert mehr als die Dauer eines Menschenlebens.«⁷

4 Ebenda, S. 14.

5 Ebenda, S. 17.

6 Ebenda, S. 21.

7 Ebenda, S. 23.

Hat sie diese Vorschriften befolgt? Es ist ziemlich leicht zu erraten, dass dem nicht der Fall ist.

Frappiert von dem Überfluss an Waren in den New Yorker Geschäften, kommt sie doch letztlich zu dem Schluss, »dass unter der bunten Hülle alle Schokoladen den gleichen Erdnussgeschmack haben und dass alle *bestsellers* die gleiche Geschichte erzählen. Und warum gerade diese eine Zahnpasta wählen? Diese unnütze Überfülle hat einen Nachgeschmack von Mystifikation. Da gibt es tausend Möglichkeiten – und es bleibt doch immer die gleiche. Du hast eine tausendfache Auswahl – und eine ist so viel wert wie die andere.«⁸ Was muss das für ein Kontrast gewesen sein zu dem vollständigen Mangel an verfügbaren Waren, der während des Zweiten Weltkriegs in Frankreich geherrscht hatte; und doch ist sie von dieser »Qual der Wahl« überhaupt nicht beeindruckt. Was sie in den Vereinigten Staaten vorfindet, ist eine Konsumgesellschaft, und sie fragt sich, wozu man eine solche Vielfalt braucht, wo es doch Gegenden auf der Welt gibt, wo man froh ist, überhaupt etwas zu essen zu haben und zu überleben.

Diejenigen, die meinen, Simone de Beauvoir habe keinen Sinn für Humor, sollten die Passagen lesen, wo sie von den Werbeplakaten spricht, die sie in New York gesehen hat: »Auf den Reklamen, ob sie nun Quaker-Oats, Coca-Cola oder Lucky Strike anpreisen – welch eine Überfülle von schneeweißen Zähnen: das Lächeln scheint ein Starrkrampf zu sein. Das junge, verstopfte Mädchen schenkt ein verliebtes Lächeln dem Zitronensaft, der ihren Därmen Erleichterung verschafft. In der U-Bahn, auf der Straße, auf den Seiten der Magazine verfolgt mich dieses Lächeln wie eine Zwangsvorstellung. In einem *drugstore* las ich auf einem Aushängeschild: *Not to grin is a sin* – nicht lächeln ist eine Sünde.«⁹

Um ein weiteres Mal ist sie frappiert von der Omnipräsenz einer Werbung, deren Ziel es ist, bei den Konsumenten die Lust auf den Kauf von etwas zu erzeugen, das sie nicht wirklich brauchen. Und dies noch vor dem Zeitalter, wo der Fernseher integraler Bestandteil des Lebens der meisten amerikanischen Familien geworden ist.

»In Ihrem Land ist der Kunde König, aber nicht in Frankreich«, hatte diesen Sommer ein französischer Freund bemerkt. Auch Beauvoir nimmt die konzentrierte Liebenswürdigkeit der amerikanischen Angestellten gegenüber ihren Klienten zur Kenntnis, etwa als sie in eine New Yorker Bank eintritt, um einen Scheck einzulösen: Die Angestellten »umgibt eine Atmosphäre von Vertrauen, Heiterkeit und Freundschaft. Der liebe Nächste ist nicht a priori ein Feind, und auch, wenn er sich täuscht, wird er nicht sofort für schuldig gehalten. Ein solches Wohlwollen ist in Frankreich sehr selten geworden. Ich bin Ausländerin: das ist hier weder ein Fehler noch eine Überspanntheit. Man lacht nicht über meine kümmerliche Aussprache – man gibt sich um so mehr Mühe, mich zu verstehen.«¹⁰

8 Ebenda, S. 25.

9 Ebenda, S. 29.

10 Ebenda, S. 31.

Und sie gesteht ein: »Aber abgesehen von der Schönheit New Yorks bin ich doch einer Sache ganz sicher: das ist die menschliche Wärme, die im amerikanischen Volk lebt.«¹¹

Sie versucht, überall in der Stadt New York herum zu kommen, sei es zu Fuß oder mit der Metro, deren uniforme Stationen sie nicht so beeindruckten wie diejenigen von Paris, Madrid oder London. Eingedenk der Vorurteile gegenüber den Schwarzen verkündet sie: »Ich bin in meinem Leben schon an so vielen Orten gewesen, von denen die ›Wohlgesinnten‹ behaupteten, dort *könne* man nicht hingehen, dass ich mich nicht allzu sehr beeindrucken ließ: kurz entschlossen machte ich mich auf den Weg nach Harlem.«¹²

1947 wohnte ich selbst in Harlem, aber in seinem italienischen Viertel. Sie hingegen erkundete das Harlem der Schwarzen, von denen sie sagt: »Aber Harlem hat seine vollkommene Gesellschaftsordnung mit seinen Bürgern und Proletariern, seinen Reichen und seinen Armen, die sich nicht in einer revolutionären Aktion zusammengeschlossen haben, die wünschen, sich völlig in Amerika einzuleben, und nicht, es zu zerstören.«¹³ Und wir haben heute Barack Obama, den ersten Schwarzen überhaupt, der sich in den Vereinigten Staaten als Präsidentschaftskandidat aufstellen ließ. Wäre dies 1947 möglich gewesen? Ich zweifle, trotz seiner Diplome von den angesehensten Universitäten der USA.

Als eine junge Amerikanerin, die für »Vogue« arbeitet, eine *party* organisiert – Beauvoir bedient sich zuweilen in ihrem Text amerikanischer Worte, die sie dann kursiv setzt –, um den Kontakt Beauvoirs mit verschiedenen Zeitschriften zu erleichtern, bemerkt sie: »Soviel Aufmerksamkeit bringt mich in Verlegenheit: ich bin nichts für sie, sie hat nichts von mir zu erwarten. Ich schäme mich sogar ein wenig: so aufmerksam sind wir in Frankreich nicht.«¹⁴ Was sie für eine »typisch amerikanische *party*« ansieht, das sind »viel Leute, viel Alkohol, mehr Alkohol als Leute. Alles steht [...]«¹⁵ Doch trotz ihrer großen Neugier muss sie am Ende eingestehen: »aber ich bin erschöpft, dass ich so lange so vielen Unbekannten – in Englisch – standhalten musste.«¹⁶

Während Beauvoir sehr positiv von ihren ersten Eindrücken berichtet, die sie, vermittelt ihrer amerikanischen und französischen Kontakte in New York, von unserem Land gewinnt, ärgert sie sich doch über die politischen Tendenzen der damaligen Zeit, in der das Heraufkommen der McCarthy-Ära mit ihren Verhören zu beobachten ist: »Zugleich mit der Kriegspsychose wird der rote Terror propagiert: jeder linksgerichtete Mensch wird als Kommunist und jeder Kommunist als Verräter beschuldigt.«¹⁷

11 Ebenda.

12 Ebenda, S. 37.

13 Ebenda, S. 39.

14 Ebenda, S. 43.

15 Ebenda.

16 Ebenda, S. 44.

17 Ebenda, S. 45.

Ich erinnere mich, wie ein paar Jahre später der Präsident des Smith College auf einer Versammlung ankündigte, dass unser geschätzter Professor, der Dichter W. H. Auden, für eine Woche fehlen würde, da er in Washington D. C. von Joseph McCarthy verhört werden sollte, der wissen wollte, ob er jemals Kommunist gewesen sei. Als ein Journalist der »New York Times« Beauvoir in ironischem Ton fragt: »also in Frankreich amüsiert man sich mit dem Existentialismus«,¹⁸ kommt sie zu dem Schluss: »Meine kurze Erfahrung sagt mir, dass Amerika für die Intellektuellen ein hartes Pflaster ist.«¹⁹

Vielleicht ist dies der Grund für den großen Abstand zwischen der universitären Welt und der Mentalität des Restes der Bevölkerung in den USA, den Michelle Obama, die Frau unseres ersten schwarzen Präsidentschaftskandidaten, dadurch zu überspringen versuchte, dass sie sich auf dem Parteitag der Demokraten in Denver als eine Frau wie alle anderen präsentierte, als Ehefrau und Mutter von zwei Töchtern, statt als brillante Rechtsanwältin, die, wie ihr Mann, über ein Diplom von der Harvard Law School verfügt.

Immer wieder vermerkt Beauvoir die Ungezwungenheit der zwischenmenschlichen Beziehungen in den USA, etwa wenn sie schreibt: »So bin ich denn etwas erstaunt, an der Seite dieses Unbekannten durch die Straßen zu gehen, der mit der Herzlichkeit eines alten Freundes zu mir spricht und mich nach amerikanischer Art beim Vornamen nennt. Die Beziehungen zwischen Menschen haben hier eine reizende Ungezwungenheit. Vielleicht sind in Frankreich die Freundschaften fester und tiefer verankert, ich weiß es nicht: jedenfalls hat bei uns ein erstes Kennenlernen nicht diese Wärme. Und mit welcher Beflissenheit sind alle diese Menschen bereit, einem gefällig zu sein! Ich habe den Wunsch ausgesprochen, Jazz zu hören, und schon bin ich unterwegs zu dem Konzert, das Louis Armstrong in der Carnegie Hall gibt.«²⁰

Auf der anderen Seite notiert sie, dass »man hierzulande kaum die Gewohnheit hat, einen Ideenstreit so weit zu treiben [...]: wenn die Meinungen aufeinander zu platzen drohen, macht man einen Rückzieher und verschanzt sich hinter höflichen und nichtssagenden Redensarten. [...] Vorsichtigerweise lassen wir die Politik beiseite.«²¹ Während es die Franzosen leidenschaftlich lieben, jede Sache von unterschiedlichen Standpunkten aus zu betrachten und in Streit darüber zu geraten, umgehen wir Amerikaner, mit Ausnahme vielleicht gewisser intellektueller Milieus, bestimmte Diskussionsgegenstände, die, wen auch immer, verstimmen könnten, der Mitglied der Gruppe ist.

Beauvoir war in die USA eingeladen worden, um an verschiedenen Universitäten Vorträge zu halten. Als sie der Einladung an das Macon College in Lynchburg, Virginia, folgt, gewinnt sie ihre ersten Eindrücke vom Süden, und sie berichtet en

18 Ebenda.

19 Ebenda, S. 46.

20 Ebenda, S. 54.

21 Ebenda, S. 55 f.

détail von ihren Gesprächen mit den Studentinnen: »Eine Abordnung von *college girls* erzählt mir von ihren Zukunftsplänen, deren wichtigster es ist, einen Mann zu finden. Einige wünschen sich einen Mann und einen Beruf, aber die meisten würden gern auf einen Beruf verzichten. Es ist gut, ein oder zwei Jahre lang einen *job* zu haben, sagen sie: erstens kann man auf diese Weise junge Männer kennenlernen, und zweitens beweist man seine Unabhängigkeit – ist das gelungen, so kann man sich verheiraten, ohne durch ein Gefühl der Unterlegenheit gehemmt zu sein. Für diese reichen und verwöhnten jungen Mädchen ist die Ehe die einzige ehrenhafte Bestimmung; ledig zu bleiben ist in ihren Augen ein Makel. Gerade der Sonntag ist der Tag der Jagd nach dem Mann. Die Allees des Campus sind mit funkelnden Autos überschwemmt, und die Pärchen sitzen in der Sonne auf dem Rasen: die *college girls* empfangen ihren *date*. Diesen Namen, der eigentlich Rendezvous bedeutet, überträgt man auf den jungen Mann selbst, der zum Flirten kommt. Das Rendezvous selbst ist wesentlich wichtiger als die Person des Partners. Das Prestige eines *college girls* hängt zu einem großen Teil von der Anzahl der *dates* ab, die sie ansammelt.«²²

Ich war sehr froh, weiter hinten in ihrem Text von dem Gegensatz zu lesen, den Beauvoir zwischen diesen Studentinnen aus dem Staat Virginia und denjenigen macht, die sie später im Osten in Columbia kennen lernt, am Wellesley und am Smith College, dessen ehemalige Schülerin ich bin. Im Gegensatz zu den Studentinnen des Macon Colleges sagen diese zu ihr: »Nein, wir wünschen nicht, in erster Linie einen Mann zu finden, und wir geben uns auch nicht mit einem *job* für ein oder zwei Jahre zufrieden. Wir wollen nützliche Arbeit verrichten. Wir wollen auch die Welt sehen und uns geistig bereichern!« Viele sagen mir aufrichtig: »Wir wollen uns nützlich machen.«²³

In Chicago trifft sie auf Nelson Algren, den sie im Buch einfach mit N. A. bezeichnet und der sie begleitet, wenn sie zu den *speak-easy* geht und Gangster sehen will. Das ist ein anderer Aspekt der Verbindung zwischen Beauvoir und Amerika, den ich hier nicht analysieren möchte, der sie aber während der Dauer ihrer Beziehung dazu motivierte, in regelmäßigen Abständen wieder in die USA zu kommen.

Während einer Zugfahrt von Chicago nach Los Angeles unterhält sich Beauvoir lange mit einem Professor von der Harvard-University: »Als er mich nach der Zukunft Frankreichs fragt – mit jener Miene eines nachsichtigen Richters, die sie hier gern annehmen –, antworte ich ihm, dass man sie nicht von der Zukunft der übrigen Welt trennen kann und dass sie also zum Teil von der amerikanischen Politik abhängt. Er ruft aus: »Aber was können wir für Euch tun?«²⁴ Und sie fragt sich: »Ist es eine vorgefasste Meinung, dass sie ihre wirkliche Verantwortung verkennen und dass sie vergessen, dass die Entscheidung über Krieg und Frieden in

22 Ebenda, S. 84.

23 Ebenda, S. 272.

24 Ebenda, S. 107.

ihre Hände gelegt ist?«²⁵ Eine exzellente Frage, die Beauvoir unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs stellte und die sich ebenso sehr auf die beunruhigende Situation in der Welt von 2008 beziehen lässt, 100 Jahre nach ihrer Geburt.

Sie ist darüber beunruhigt, dass dieser Professor, der eine Untersuchung über Frankreich vornehmen will, »offenbar nur schlecht über Frankreich Bescheid weiß, seine politischen Führer ebenso wenig wie seine Schriftsteller kennt und dass er zu alledem nicht ein Wort Französisch versteht: kein glücklicher Start für eine Studienreise.«²⁶ Ihr Eindruck von meinen Landsleuten des Jahres 1947 ist nicht gerade schmeichelhaft. Sie schreibt, »dass viele Amerikaner ein entwaffnendes Vertrauen haben – sei es nun zu der Leutseligkeit der Welt oder zu ihren eigenen Fähigkeiten. Sie können sich selbst einreden, dass sie innerhalb einer Woche eine so verwickelte Situation wie diejenige Europas umreißen, indem sie bei Null und fast ohne Arbeitsgerät starten: der gute Wille ist das universelle Allheilmittel, das für alles gut ist.«²⁷ Ich frage mich, ob das immer noch der Fall ist oder ob die Katastrophe vom 11. September und die aktuelle Weltsituation die Amerikaner nicht viel pessimistischer gemacht hat, als sie vorher waren.

In Kalifornien wie anderswo hält Beauvoir Vorträge und macht ihre Beobachtungen zur Atmosphäre an den amerikanischen Universitäten. Ich, die ich Jahrzehnte in Seminarräumen verbracht habe, fand ihre diesbezüglichen Beobachtungen faszinierend – manchmal aber auch ärgerlich. Sie vermerkt »die im Gras liegenden Studenten«, die »an einem lustigen Picknick teilzunehmen« scheinen, junge Leute, die, in ihren Augen, »keinen Wissensdrang« haben.²⁸

In der *cafeteria* des Campus allerdings nimmt sie Folgendes wahr: »Dort sieht man Studenten und Professoren im bunten Durcheinander. Sie begrüßen sich mit einer gegenseitigen Ungezwungenheit, die unsere alten Professoren in Erstaunen setzen würde. Selbst dieses freundschaftliche Gedränge rund um die Kaffeetische wäre in Paris undenkbar. Diese Kameradschaft und das nette Wesen der Studenten und Kollegen machen das Professorendasein sehr angenehm [...]«, sagt ihr ein Französischprofessor.²⁹

Sie setzt sich mit der Frage auseinander, ob das in vielen Reden heraufbeschworene demokratische Ideal in den USA, wie so oft behauptet wird, eine Lüge, leeres Geschwätz ist, oder ob es nicht doch in die Gefühle und Verhaltensweisen der amerikanischen Bürger eingeschrieben ist. Sie ist der Auffassung: »Die Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit und den Grundsätzen, die ihre Rechte garantieren, ist tief in den Herzen der Amerikaner verankert. Es herrscht bei ihnen ein wirklich demokratisches Klima, und das ist es ja gerade, was auf den ersten Blick das Land so anziehend macht.«³⁰

25 Ebenda.

26 Ebenda, S. 108.

27 Ebenda.

28 Ebenda, S. 167.

29 Ebenda.

30 Ebenda, S. 284.

In Princeton und Yale empfindet Beauvoir »aufs neue die warme, einfache Herzlichkeit der Amerikaner wohltuend. Wie geschraubt hätten wir uns unter Franzosen benommen! Hier waren wir gleich Freunde, und ich wusste, dass sich hinter diesen freundlichen Späßen keine böswilligen Hintergedanken verbargen. Manche Universitätsprofessoren erschienen mir fossiler als unsere französischen Fossile. Andere aber haben sich noch mit 50 oder 60 Jahren eine kindliche Frische bewahrt: keine Spur von Pedanterie oder Wichtigtuerei.«³¹

Nach ihrem letzten Universitätsvortrag sagt uns Beauvoir, dass sie versuchen will, ihre »Eindrücke über das amerikanische Universitätsleben zusammenzufassen.«³² Sie erläutert den Unterschied zwischen den staatlichen und den privaten Universitäten, indem sie festhält, dass »die großen amerikanischen Universitäten [...] von den Söhnen aus guter Familie besucht [werden], die es sich schuldig sind, eine erstklassige Erziehung zu genießen. Für die meisten von ihnen ist es nur eine elegante und vergnügte Art, ihre Jugendzeit zu verbringen [...], aber es wird übel vermerkt, wenn einer das Studium zu ernst nimmt.«³³ Außerdem notiert sie, dass, im Unterschied zum europäischen System, die Philosophie hier – also in den USA – »keineswegs, wie in Deutschland und Frankreich, die allgemeinste der Disziplinen« ist. »Aus alldem ergibt sich, dass – zumindest auf dem Gebiet der Literatur – eine tiefe Kluft zwischen dem akademischen und dem lebendigen Geistesleben besteht.«³⁴

Ebenso beobachtet Simone de Beauvoir, dass, obzwar sich die Mehrzahl der Amerikaner von der Politik zurückzieht, die »jungen Kriegsteilnehmer, die das Experiment Europa und des Kriegs erlebt haben«, einen lebendigen und neuen »Gärstoff im Herzen der Universitäten« bilden; sie »treten in das geistige Leben zu einem Zeitpunkt ein, wo sie bereits eine lebendige Erfahrung gemacht haben, die sie tief gezeichnet hat.«³⁵

Nichtsdestoweniger scheint es ihr, als sei der »für das amerikanische Leben so charakteristische ›Stoß nach oben«, der die niederen Klassen von einer Generation zur andern um eine gesellschaftliche Stufe erhöhte«, annähernd beendet sei; »der *selfmademan* hat keine Chance mehr in Amerika.«³⁶

Ist das im Jahre 2008 noch der Fall? Und war dies wirklich im Jahre 1947 der Fall? Ich hoffe nicht! Tatsächlich haben wir doch gerade deshalb die großen staatliche Universitäten, die sehr viel billiger sind als die privaten und wo heutzutage Studenten unterschiedlichster Generation, Herkunft und Talent studieren, die versuchen, ein Diplom zu erlangen, das ihnen den Eintritt in das Leben des Mittelklasse-Amerikaners erleichtert. Nach dem, was ich seit Beginn meiner Tätigkeit als Hochschullehrerin im Jahre 1955 beobachten konnte, zeugen die Hautfarbe,

31 Ebenda, S. 290.

32 Ebenda, S. 295.

33 Ebenda, S. 295 f.

34 Ebenda, S. 297.

35 Ebenda, S. 301.

36 Ebenda, S. 302.

die Muttersprache und das Alter der Studenten von einem wahrhaften »Schmelztiegel«, der sich von einem Jahr zum anderen ändert in Abhängigkeit von den Ländern, aus denen die sich bei uns installierenden Immigranten kommen. Wie meine Eltern, die sehr jung aus Italien in die USA kamen, profitieren die Kinder dieser Familien häufig von der Chance, die ersten in der Familie zu sein, die ein Universitätsstudium aufnehmen. Und auf diese Weise kann man tatsächlich ein »self-made man« oder eine »self-made woman« werden.

Trotz aller Kritik, die sie in ihrem Buch an unserem Land geübt hat, erkennt Beauvoir doch an, dass sie sich während der drei Monate, die sie in den USA verbrachte, sehr verändert hatte: »vielleicht bin ich ein wenig amerikanisch geworden«, ³⁷ schreibt sie, als sich ihr Aufenthalt dem Ende zuneigt. Sie verlässt das Land mit Bedauern, während sie sich zugleich der Tatsache bewusst ist, dass sie im Range einer Zuschauerin verbleibt: »Es ist mir bestimmt, hier nur Besucherin, Durchreisende zu sein.«³⁸ Und während sie festhält, dass das Geld für die Amerikaner offenbar »zum Wertmesser aller menschlichen Erfüllungen wurde«, ³⁹ muss sie doch gestehen: »Das Land, an dem ich so oft irre geworden bin – es fällt mir bitter schwer, es jetzt verlassen zu müssen. [...] Es ist kaum ein Tag vergangen, an dem Amerika mich nicht entzückt, und kaum ein Tag, an dem es mich nicht enttäuscht hätte. Ich weiß nicht, ob ich hier glücklich sein könnte; ich weiß nur, dass es mir unsagbar schwer wird, das Land zu verlassen.«⁴⁰

Am Vorabend ihrer Rückkehr zieht sie die Bilanz ihrer Beobachtungen der Kontraste zwischen der europäischen und unserer Zivilisation. Beide Zivilisationen seien kritikwürdig, nur eben in anderen Hinsichten. So besehen, scheint ihr die französische Zivilisation weder besser noch schlechter als die amerikanische, sondern einfach – anders. »Wir haben eine andere Art als die Amerikaner, unglücklich oder aufrichtig zu sein – das ist alles. Das Urteil, das ich während dieser Reise über sie abgegeben habe, entsprang niemals einem Gefühl der Überlegenheit. Ich sehe ihre Fehler und vergesse die unserigen nicht. Und jenseits von allem, was ich liebenswert oder verabscheuungswürdig gefunden habe, ist in diesem Land etwas faszinierend: das sind die ungeheuren Chancen und die Risiken, die es heute auf sich nimmt, und die Welt mit ihm.«⁴¹

Am 20. Mai 1947 ist Beauvoir wieder in Orly und hat doch immer noch das Gefühl, zwischen zwei Erdteilen zu schweben: »Dort drüben funkelt jetzt in der Nacht ein ungeheurer Kontinent. Ich werde Frankreich erneut kennen lernen und in meine Haut zurückschlüpfen müssen.«⁴²

34 Jahre später, im Dezember 1981, äußerte ein Kollege, Jacques Zaphir, nach dem Ende der vermutlich ersten vollständig Simone de Beauvoir gewidmeten Sit-

37 Ebenda, S. 322.

38 Ebenda, S. 339.

39 Ebenda, S. 372.

40 Ebenda, S. 368.

41 Ebenda, S. 374.

42 Ebenda, S. 375. Der zweite Satz dieses Zitats fehlt in der deutschen Ausgabe – E. B.

zung, die jemals auf einem Jahreskongress der Modern Language Association of America stattfand, die Auffassung, nun sei der Moment gekommen, eine Simone-de-Beauvoir-Gesellschaft zu gründen. In ihrer Geburtsstunde zählte sie nur wenige Mitglieder, darunter Liliane Lazar, Deirdre Bair und mich. Aber in der Folgezeit erhielt ich von Kollegen aus den USA Bitten um entsprechende Informationen; mehrere von ihnen wiesen mich auf den enormen Einfluss hin, den Simone de Beauvoir auf sie ausgeübt hatte, und darauf, dass sie sich am Studium ihrer Werke, Ideen und ihres Beispiels beteiligen wollten. Zum selben Zeitpunkt entstand bei vielen Professorinnen, die sich der Tatsache bewusst wurden, dass die Mehrzahl der in universitären Kursen gelesenen Texte von Männern stammte, die Idee, ein Department für »Women's Studies« einzurichten.

Die große Mehrheit der Mitglieder unserer Gesellschaft sind (Hochschul-)Lehrerinnen, aber es gibt nicht wenige Personen, die mir schreiben, um zu fragen, ob man sich auch einfach aus Bewunderung für Simone de Beauvoir einschreiben könne. Natürlich! Heute kommen die Mitglieder, die jedes Jahr an den von uns organisierten internationalen Kolloquien teilnehmen, die uns Details von Beauvoir-Veranstaltungen, die bei ihm oder ihr stattfinden, und von allem, was Beauvoir in den Medien betrifft, mitteilen, aus fast allen Gegenden der Welt. Es gibt solche, die Artikel über unterschiedlichste Aspekte von Werk und Leben Beauvoirs verfassen, die dann in den Jahressbänden unserer »Simone de Beauvoir Studies« veröffentlicht werden, deren 24. Ausgabe gerade erschienen ist.

Worauf ich besonders stolz bin, das ist die Kameradschaftlichkeit zwischen Kollegen, die Simone de Beauvoir während ihres Aufenthalts in den USA im Jahre 1947 bemerkt hatte und die nunmehr in unserer Gesellschaft eine in den Universitäten seltener gewordene, besondere Atmosphäre schafft. Diese Atmosphäre überschreitet Grenzen und ermutigt Frauen und Männer jeden Alters, ihre Ideen (mit) zu teilen und das auszudrücken, was wir alle – Männer und Frauen – dieser einzigartigen Person verdanken, die ihre Zeitgenossen und die folgenden Generationen so beeinflusst hat.

Aus dem Französischen von Effi Böhlke

Simone de Beauvoir und die intellektuelle Generation von 1928/29

Die intellektuelle Generation von 1928/29

Von November 1928 bis Ende 1929 führten zwei junge Autoren, Roland Alix und Gérard de Catalogne, in der französischen Wochenzeitschrift »Les Nouvelles littéraires« eine Umfrage bei der studentischen Jugend (»L'enquête auprès des étudiants d'aujourd'hui«) durch. Bezeichnend ist, dass hier der Begriff der Generation als ein wichtiges Konzept der Selbstdefinition verwendet wurde. Diesem Konzept scheinen auf der deskriptiven Ebene heuristische Qualitäten zuzukommen gerade für die Intellektuellen-Geschichte, um die individuelle Dimension mit der kollektiven zu verbinden.¹ Michel Winock definierte eine Generation zunächst über ein im Augenblick dominantes Problem; die Antworten darauf können durch-aus unterschiedlich, ja widersprüchlich sein. Ferner werde eine intellektuelle Generation durch einen bestimmten Ausbildungstyp geprägt und schließlich auch durch den spezifischen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kontext. Die Generationen bildeten sich überdies oft im Umkreis von charismatischen Persönlichkeiten oder bestimmten Publikationsorganen, die als Erkennungszeichen fungierten.²

Das Konzept der Generation als einer Erfahrungsgemeinschaft setzte sich zunächst für die »génération du feu« des Ersten Weltkrieges durch. Zu Beginn der 20er Jahre trat eine neue Generation auf den Plan, die Jean-François Sirinelli als »Generation von 1905« bezeichnete.³ Sirinelli räumt aber durchaus ein, dass man diese Generation auch »Generation von 1928« nennen könnte, wenn man sich mehr auf die Zeit der politischen Prägung und weniger auf das Geburtsjahr beziehe. Das scheint logischer zu sein. Nur hinweisen kann man in diesem Kontext darauf, dass sich zur selben Zeit auch in Deutschland im Umfeld von Karl Mannheim eine theoretische Reflexion über das Konzept der Generation entwickelte.⁴

Die genannte Umfrage bei den Studenten von 1928/29 orientierte sich an einer ähnlichen Umfrage von Agathon (Pseudonym von Henri Massis und Alfred de Tarde), die 1913 unter dem Titel »Les jeunes gens d'aujourd'hui« veröffentlicht

1 Siehe dazu Michel Winock: Les générations intellectuelles. In: XXe siècle. Revue d'Histoire, 22. April 1989, S. 17.

2 Ebenda, S. 19.

3 Jean-François Sirinelli: Génération intellectuelle. Khagheux et normaliens dans l'entre-deux-guerres. Paris, Fayard, 1988, S. 14.

4 Karl Mannheim: Das Problem der Generationen (1928). In: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Hrsgg. von Kurt H. Wolf. Berlin-Neuwied, Luchterhand, 1964, S. 509-565.

wurde. In der Umfrage von 1913 hatte man den Ehrgeiz, den neuen Typus der intellektuellen Elite zu beschreiben. Doch wurde keine einzige junge Frau befragt. Das blieb auch in der Umfrage von 1928/29 so. Der Zugang der Frauen zum höheren Bildungswesen gehorchte keineswegs dem Prinzip der Gleichheit. Erst seit 1925 war das Unterrichtsprogramm in den Gymnasien für Mädchen identisch mit dem der Gymnasien für Jungen. Den freien Zugang zur Hochschule gab es in Frankreich erst seit 1924, in Deutschland war dies schon seit 1908 der Fall. Erst ab 1925 konnten auch Frauen in die *École Normale Supérieure* an der rue d'Ulm aufgenommen werden.⁵

Bei der genannten Umfrage von 1928/29 wurde eine hohe Zahl von Absolventen der *École Normale Supérieure* befragt, unter anderem auch Maurice de Gandillac, Nizan, René Maheu und Sartre – Studierende, die 1928/29 zum Freundeskreis von Simone de Beauvoir zählten. Die Umfrage ist zweifellos relevant, weil sie Aufschluss gibt über die intellektuelle Generation von 1928/29.⁶ Schon 1922 hatte die »*Revue française*« eine Umfrage zum Thema »*Où va la nouvelle génération?*« durchgeführt. Als zentrale Schnittlinie zwischen den Generationen erwies sich die Beteiligung oder Nicht-Beteiligung am Krieg 1914 bis 1918. Sartre, Nizan, Maheu und Aron waren alle 1905 geboren; sie erlebten den Krieg als Kinder und wurden 1924 zur *École Normale Supérieure* zugelassen. Sie zählten zur sog. verschonten Generation. Das galt noch viel mehr für die 1908 geborene Simone de Beauvoir.

In der genannten Umfrage erklären die meisten Befragten, dass sie nicht durch die Erinnerung an den Krieg geprägt worden sind. Sie distanzieren sich aber auch von Radiguets Einschätzung der Kriegsjahre als »große Ferien«. Sie äußern sich kritisch gegenüber dem Konformismus der »*Union sacrée*«, sehen vor allem das destruktive Potential des Krieges und engagieren sich entschieden für den Frieden. Man widme sich jetzt einer konstruktiven Aufgabe und definiere sich als eine »*génération de réalisateurs*«.

Die Kriegsjahre werden meist als Jahre der Un-Ordnung betrachtet. Trotzdem plädieren die Befragten kaum für die etablierte Ordnung. Fast alle betonen die Rechte des Individuums. Das entschiedenste Plädoyer für den Individualismus findet sich bei René Maheu. Die Gesellschaft sei etwas Gegebenes; das Individuum müsse sich als solches selber schaffen, und darin bestehe seine Größe. Paul Nizan erklärte sich schon dezidiert als Kommunist. Er sei aber nicht deswegen befragt worden, sondern weil er als eine der großen Hoffnungen der ENS gelte. Nizan bezeichnet die kapitalistische Ordnung als eine Un-Ordnung und ruft dazu auf, eine Ordnung zu schaffen, innerhalb derer sich der Mensch entfalten könne.

Gegenüber den herrschenden politischen Tendenzen zeigen sich die jungen Leute eher skeptisch. Das Soziale und das Ökonomische interessiere sie mehr als

5 Siehe Juliette Rennes: *Le mérite et la nature. Une controverse républicaine: l'accès des femmes aux professions de prestige 1840-1940*. Paris, Fayard, 2007.

6 Siehe dazu Joseph Jurt: Sartre, Nizan, Maheu et les autres: l'Enquête auprès des étudiants d'aujourd'hui de 1928/29. In: *RZLG*, 30. Jg., Heft 3/4, 2006, S. 419-447.

das Politische. Einige wenige valorisieren die Nation als Ausdruck einer Permanenz und beziehen sich dabei auf Barrès. Die allermeisten sind indes skeptisch gegenüber der Nation als Wert. Man prangert den Chauvinismus an, der auch für die Barbarei des Krieges verantwortlich sei. Das nationale Erziehungssystem ersticke die Entwicklung der Individuen. Man plädiert für einen Internationalismus und namentlich für ein Europa, das den Nationalismus überwinde. Erwähnt wird mehrmals Gaston Rioux Buch »Europe, ma patrie«.

Bei der Frage nach den geistigen Leitfiguren spürt man, dass der Stern von Maurras und Barrès im Sinken ist. Der Nationalismus von Barrès wird abgelehnt; aber einige schätzen ihn, weil er ein emotional starkes Bild der Heimat geschaffen habe. Darin wird er mit Péguy verglichen.

Als absolut dominant erscheint in diesem Jahrzehnt vor allem das Dreigestirn Gide, Valéry, Proust. Selbst der Maurras-Parteigänger Maurice de Gandillac schreibt, er verdanke Gide die strenge Analyse seines Ichs. Gide sei ein Schriftsteller der inneren Unruhe und der Klarsicht und verkörpere so die Sensibilität der jungen Generation, meinen andere. Auf große Resonanz stößt auch Valéry, der Dichter *par excellence*, der Intelligenz und Sinnlichkeit zu vereinen verstehe. Proust scheint noch nicht so breit anerkannt zu sein. Man schätzt bei ihm, wie er flüchtige Eindrücke festzuhalten verstehe. Ohne Freud zu kennen, habe er wesentliche Aspekte der Psychoanalyse entdeckt. Nizan seinerseits lässt bei den zeitgenössischen Autoren neben den Philosophen Bergson und Blondel bloß Proust gelten. Der zeitgenössischen Literatur wirft er vor, zu individualistisch zu sein, sich wie Valéry nur für die Variationen des Individuums zu interessieren. Er selbst liebe zu sehr das Leben und das Handeln der Menschen. Auffällig ist die Vorliebe für Autoren, die den ganzen Menschen erfassen wollen, Emotion und Vernunft, Körper und Geist. Die unmittelbar aktuelle Literatur wird aber kaum erwähnt, z. B. die Surrealisten; nur drei Befragte, auch Nizan, erwähnen Eluard.

Am 2. Februar 1929 wurde die »Enquête auprès des étudiants d'aujourd'hui« in den »Nouvelles littéraires« abgeschlossen. Roland Alix, der am Schluss allein als Verantwortlicher übrig geblieben war, versuchte Bilanz zu ziehen und schloss mit den »bemerkenswerten Seiten« ab, die er von einem ehemaligen Schüler der École Normale Supérieure und Kandidaten für die Agrégation in Philosophie erhalten habe: Jean-Paul Sartre. Sartre war nicht interviewt worden. Er hatte aus eigener Initiative einen Brief an die Wochenzeitung gerichtet, um seine Position hinsichtlich der Sensibilität seiner Generation zum Ausdruck zu bringen, ähnlich wie René Maheu, dessen Brief in derselben Nummer abgedruckt wurde. Nizan indes war interviewt worden. Es ist bezeichnend, dass die drei »normaliens«, die eine relativ kohärente Gruppe an der ENS bildeten, auf die Umfrage antworteten.

Sartre war 1920 in die erste Klasse des Lycée Henri IV eingetreten, um dort bis 1922 zu bleiben, zusammen mit seinem Mitschüler Paul Nizan. Man kennt die denkwürdige Passage in »Les Mots«, in der Sartre die erste Begegnung mit Nizan schildert, einem, der auch schreiben wolle, aber nicht, um sich selbst zu rechtferti-

gen, sondern um sich über eine distanzierte Schreibweise mit der Realität auseinander zu setzen. Im Gespräch mit Simone de Beauvoir unterstrich Sartre, wie entscheidend es für ihn gewesen sei, jemanden gefunden zu haben, der sich auf demselben Niveau bewege wie er. »Das verband uns, und die anderen Schüler wussten, dass wir schreiben wollten und schätzten uns entsprechend«. ⁷

Nach dem Baccalauréat bereitete Sartre wie Nizan von 1922 bis 1924 die Aufnahmeprüfung für die ENS in den Vorbereitungsklassen des Lycée Louis-le-Grand vor. Im Juli 1924 bestanden beide die Aufnahmeprüfung an der ENS rue d'Ulm, Sartre im siebten Rang und Nizan im 22. Rang. Die beiden veröffentlichten während dieser Zeit schon ihre ersten Texte in der kurzlebigen »Revue sans titre«. 1925 schrieben Sartre und Nizan zusammen eine Erzählung, und 1928 überprüften sie gemeinsam die französische Übersetzung der Allgemeinen Psychopathologie von Jaspers. Wenn Sartre vor allem Philosophie-Vorlesungen besuchte, so zeugten doch seine frühen Texte schon von seiner literarischen Ambition. »Er liebte Stendhal ebenso sehr wie Spinoza und weigerte sich, die Philosophie von der Literatur zu trennen«, wird Simone de Beauvoir in ihren Memoiren schreiben. ⁸ An der ENS arbeitete Sartre äußerst intensiv. »Er hört nie auf zu denken«, hatte Herbaud [René Maheu] zu mir gesagt«, so wieder Simone de Beauvoir. »Er interessierte sich für alles und nahm niemals etwas als selbstverständlich hin.« ⁹ Während seiner Vorbereitung auf die Agrégation interessierte er sich vor allem für Descartes, Spinoza und Rousseau, aber auch für Marx und Freud, dessen Determinismus er aber ablehnte.

Das philosophische Problem, das ihn in dieser Zeit an der ENS vor allem beschäftigte, war das der Kontingenz. In einem Notizbuch hielt er seine »Theorien« fest, das, was er später den »Anfang seines Denkens über die Kontingenz« nannte: »Ausgehend von einem Film habe ich über die Kontingenz nachgedacht. Ich sah Filme, in denen es keine Kontingenz gab. Und wenn ich dann auf die Straße kam, fand ich die Kontingenz wieder. Es war also die Notwendigkeit in den Filmen, die mich danach spüren ließ, dass es auf der Straße keine Notwendigkeit gab. Die Leute, die sich da bewegten, waren irgendwer [...].« ¹⁰ Es ist nun durchaus bezeichnend, dass Sartre die Kunst dem Bereich des Notwendigen zuordnet, das die Kontingenz übersteigt. Die Kontingenz wird aber auch als ein Bereich der Freiheit gedacht, was von einer deterministischen Philosophie etwa marxistischer Observanz verkannt werde.

7 Simone de Beauvoir: *La cérémonie des adieux*. Paris, Gallimard, 1981, S. 196 (übersetzt von J. J.).

8 Simone de Beauvoir: *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*. Frankfurt S. Fischer, 1999, S. 495.

9 Ebenda, S. 490.

10 Sartre zitiert in: Simone de Beauvoir: *La cérémonie des adieux*, S. 181 (übersetzt von J. J.).

Simone de Beauvoir und die intellektuelle Generation von 1928/29

Wahrscheinlich im Januar 1929 hat Sartre seinen Brief an die Organisatoren der Enquête in den »Nouvelles littéraires« gesandt, die dann einen Ausschnitt daraus in ihrer Schlussfolgerung publizierten. Sartre, der zum zweiten Mal sein Agrégations-Examen vorbereitete, kam in diesem Text in der Tat auf die Problematik der Kontingenz zurück. Der Text Sartres ist am 2. Februar 1929 in den »Nouvelles littéraires« erschienen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Simone de Beauvoir Sartre wohl in den Vorlesungen gesehen, kannte ihn aber noch kaum persönlich. In ihrem eben erschienenen Tagebuch (»Cahiers de jeunesse 1926-1930«) ist vom Brief und von der Enquête nicht die Rede. Ich nehme an, dass Sartre ihr später den Artikel gegeben hat. In ihren Memoiren zitiert sie den Text, dessen Veröffentlichungsdatum sie nicht angibt, als Quintessenz des Denkens von Sartre: In den Tagebüchern, in den Gesprächen, in den Vorlesungsnotizen, so schreibt sie, vertrat Sartre »beharrlich eine Gesamtheit von Ideen, deren Originalität und Folgerichtigkeit seine Freunde in Erstaunen setzte. Aus Anlass einer Umfrage bei den Studenten von heute, die die »Nouvelles littéraires« veranstalteten, hatte er sie systematisch dargelegt [...] tatsächlich zeichnete sich darin eine Philosophie ab, die kaum noch eine Beziehung zu der hatte, die uns in der Sorbonne gelehrt wurde.«¹¹ Als Beleg zitiert Simone de Beauvoir dann den Brief, den Sartre 1929 an die »Nouvelles littéraires« gerichtet hatte: »Es ist eine Paradoxie des Geistes, dass der Mensch, dessen Anliegen es ist, das Notwendige zu schaffen, sich selbst nicht zum Niveau des Seins erheben kann, ähnlich darin jenen Wahrsagern, die den anderen die Zukunft prophezeien, nicht jedoch sich selbst. Deshalb sehe ich auf dem Grunde des menschlichen Wesens wie auf dem Grunde der Natur Öde und Traurigkeit. Nicht, dass der Mensch sich nicht selbst als ein *Sein* denkt. Er setzt im Gegenteil sein ganzes Bemühen daran. Daher das Gute, das Böse, Vorstellungen davon, wie der Mensch auf den Menschen einwirkt. Alles eitle Ideen. Eitel auch der Determinismus, der auf kuriose Art die Synthese zwischen Existenz und Sein herzustellen versucht. Wir sind frei, wie man nur will, aber machtlos [...]. Im übrigen sind Wille zur Macht, Handeln, Leben nur eitle Ideologien. Es gibt nirgends einen Willen zur Macht. Alles dafür ist zu schwach: alle Dinge streben zum Tode hin. Das Abenteuer zumal ist eine falsche Lockung, ich meine den Glauben an notwendige, trotz allem existente Verknüpfungen. Der Abenteurer ist ein inkonsequenter Determinist, der sich als frei betrachtet.«¹²

Der Verantwortliche der Umfrage, Roland Alix, schloss dann mit einem Satz »seines Kameraden« Sartre, der das Lebensgefühl der aktuellen Generation im Vergleich zur vorhergehenden so definierte: »Wir sind unglücklicher, aber sympathischer.«¹³ Es ist bezeichnend, dass Sartre sich auch der Kategorie der Generation

11 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 493-494.

12 Ebenda, S. 494.

13 Ebenda, S. 494.

bedient und seine Schlussfolgerung in der ersten Person Plural formuliert. Mit seinem Konzept der Kontingenz setzt er sich gleichzeitig vom Determinismus ab, für den alles notwendig ist, wie von einer Vorkriegs-Konzeption, die glaubte, die Endlichkeit durch die Tat zu bannen, eine Idee, die in Malraux' ersten Romanen aufgenommen wird, der im Abenteuer eine Waffe gegen das »Schicksal« sieht.

Es fragt sich aber, ob Simone de Beauvoir in ihren Memoiren nicht im Rückblick – aus der Distanz von dreißig Jahren – zu exklusiv auf die Theorie der Kontingenz abhebt und so eine retrospektive Kohärenz konstruiert. Sie hatte aber schon in ihren Tagebuch-Aufzeichnungen von September 1929 notiert, dass Sartre ihr seine Theorie der Kontingenz erklärt habe: »Was für schöne Ideen über die Ärzte, die Geschichte, die Kunst, die Kontingenz – wunderbarer ›Hymnus der Kontingenz‹.«¹⁴

Seit März 2008 können wir uns auch auf das Tagebuch von Simone de Beauvoir für diese Zeit stützen, die »Cahiers de jeunesse 1926-1930«. Das erste Heft ist verloren gegangen. Die Publikation beginnt mit dem zweiten Heft, das am 26. August 1926 einsetzt. Das siebte Heft endet mit der Eintragung vom 31. Oktober 1930. Die Memoiren und das Tagebuch folgen einer unterschiedlichen Gattungslogik. Die Memoiren sind 1958 erschienen, als Simone de Beauvoir das 50. Lebensjahr erreicht hatte; es handelt sich um eine retrospektive Sichtweise, die das Material gemäß einer narrativen Ordnung gliedert. So bildet die Erzählung in den Memoiren nicht exakt die chronologische Ordnung der Eintragungen im Tagebuch ab. Die Memoiren kondensieren darum den Lebensweg von 1908 bis zum Tod ihrer besten Freundin Zaza (Elisabeth Lecoin) am 25. November 1929. Die Erzählung der gut 20 Jahre umfasst im ersten Band der Memoiren (»Mémoires d'une jeune fille rangée«) in der Folio-Ausgabe etwa 500 Seiten. Das Tagebuch, das sich auf die Zeit von 1926 bis 1929 – also nur drei Jahre – bezieht, umfasst hingegen in der Ausgabe der Collection blanche 780 Seiten. Es wäre sehr spannend, Passagen aus den Memoiren und dem Tagebuch zu vergleichen. Ich denke hier etwa an den Bericht über einen Vortrag mit Garric und Guéhenno am 7. Juni 1929. Der Tagebucheintrag darüber ist länger; es ist eine Momentaufnahme. Der Vortrag erscheint als eine Gelegenheit, dass Zaza zusammen mit Merleau-Ponty und ihr ausgehen kann. Die einzelnen Personen werden detailliert beschrieben. Die Sympathie gegenüber Merleau-Ponty kommt zum Ausdruck. Es wird auch die Erinnerung an die brüderliche Atmosphäre der von Garric geleiteten Équipes sociales wachgerufen. Gleichzeitig erinnert sie an ihren geliebten Cousin Jacques, der hier so gut dazu passen würde. In den Memoiren scheint Merleau-Ponty das Ganze eingefädelt zu haben, nur um so mit Zaza zusammen zu sein. Die Gruppe um Garric wird nun aus späterer kritischer Perspektive gesehen. Die Autorin hebt jetzt hervor, wie fremd ihr diese Welt geworden ist. Merleau-Ponty wird natürlich in den Memoiren nicht mit seinem Namen genannt, sondern mit

14 Simone de Beauvoir: Cahiers de jeunesse. 1926-1930. Paris, Gallimard, 2008, S. 754, 756 (übersetzt von J. J.).

dem Pseudonym »Pradelle«. Ein Pseudonym mit einer weiblichen Endung ist bei Sartre und Beauvoir nach Michel Contat nie ein gutes Zeichen.¹⁵ Merleau-Ponty hatte sich von Zaza entfernt, was ihm von Simone de Beauvoir als Zeichen moralischer Wechselhaftigkeit ausgelegt wurde, was dann in den 50er Jahren – wegen seiner antikommunistischen Haltung – in den Vorwurf der politischen Wechselhaftigkeit mündete. Simone de Beauvoir wusste allerdings 1958 noch nichts von der Erpressung der Eltern gegenüber Merleau-Ponty, dem sie seine ihm selbst nicht bekannte uneheliche Geburt vorhielten, und der sich dann von Zaza trennte, um den Ruf seiner Mutter nicht zu gefährden. Aber auch Maurice de Gandillac wird in den Memoiren unter dem Pseudonym Clairaut und René Maheu unter dem von André Herbaud benannt. Das führte dazu, dass etwa Francis Jeanson in seiner Sartre-Biographie von André Herbaud als einer realen Person spricht. Die Pseudonyme in den Memoiren führen so auch zu einer gewissen Fiktionalisierung des Textes.

Gerade deswegen erscheinen nun die »Carnets de jeunesse« als eine wichtige Quelle. Man wird zweifelsohne Simone de Beauvoir auch als große Diaristin zu würdigen haben. Sie selbst schätzte die Gattung des Tagebuches auch bei anderen. So berichtet sie auch von der Lektüre von Auszügen aus dem Tagebuch von Charles Du Bos. In vielen Zügen erkenne sie sich selbst wieder. Der Gattung schreibt sie die Aufgabe zu, »die Augenblicke vollkommener Erfüllung festzuhalten, in denen das ganze Wesen vom Leben bis zu den Tränen durchdrungen wird«.¹⁶

Hauptaufgabe des Tagebuches ist so die Introspektion, der Wille, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Es ist auch erstaunlich, wie methodisch sie vorgeht, wie sie am Ende des Jahres Bilanz zieht und einen Plan für das kommende Jahr entwirft: »die Philosophie meines Lebens«.¹⁷ Die Lektüre dieses Tagebuches, das einsetzt, als sie etwa 18 1/2 Jahre alt ist, zeigt, wie früh sie eine reife Frau, eine eigenständige Denkerin, eine Person mit großer intellektueller Neugierde war.

Ihre Reflexionen über sich sind immer wieder getragen vom Bemühen, zwei Seiten zu vereinen: die eher nach innen gerichtete Tendenz Barrès und die nach außen gerichtete Tendenz Péguy. In einem ihrer ersten Einträge wendet sie sich dagegen, das Innenleben ganz der Tat zu opfern. Sie aber nur auf sich selbst zurückzuziehen, sei egoistisch. Als ihr Ideal definiert sie ein Gleichgewicht zwischen beiden Tendenzen.¹⁸

Die aktive Tendenz glaubte sie durch ihr Engagement bei den *Équipes sociales* von Garric¹⁹ zu realisieren. Sie hatte im Institut Sainte-Marie von Neuilly die Lite-

15 Michel Contat: *Pour Sartre*. Paris, P. U. F., 2008, S. 502-503.

16 Simone de Beauvoir: *Carnets de jeunesse*, S. 599 (alle Zitate aus diesem Band sind künftighin von J. J. übersetzt).

17 Ebenda, S. 48.

18 Ebenda, S. 48.

19 Robert Garric (1896-1967) suchte, ausgehend von seiner christlichen Überzeugung, einen Brückenschlag zwischen dem Bürgertum und den Arbeitern über sein Konzept der Volksbildung. Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges knüpfte er an die Idee der Volkshochschule an und glaubte, dass die Bildung den Schlüssel der Kooperation zwischen den Klassen und zugleich die Garantie des sozialen Friedens darstelle. 1921 gründete er die

ratur-Vorlesungen von Garric besucht. Ihr Cousin Jacques hatte sie in dessen *Équipes sociales* eingeführt. Im Juli 1926 engagierte sie sich in den *Équipes féminines* von Belleville und gab Kranken von Berck Fernunterricht. Sie spricht hier im März 1927 von einem eigentlichen Aufwachen: »Zum ersten Mal sehe ich mich bei Garric einem Wesen gegenüber, das mich überragt.«²⁰ Gemäß ihrer Erziehung bezog sich Solidarität vor allem auf den engeren Familienkreis. Garric aber konzipierte ein Solidaritäts-Verständnis, das weit darüber hinaus ging und das auch nicht bloß konfessionell orientiert war; er »hatte diese Schranken niedergerissen: es existierte auf Erden nur eine unermessliche Gemeinschaft, deren sämtliche Glieder meine Brüder waren. Alle Grenzen und alle Trennungsstriche verneinen, aus der Enge meiner Klasse enttrinnen, aus meiner Haut herausschlüpfen: diese Parole elektrisierte mich«, so Simone de Beauvoir später in ihren Memoiren.²¹

Doch dann entfernt sie sich von dieser Gruppe, die ihr intellektuell zu wenig anspruchsvoll erscheint und wo sie bei den Mädchen, die sie unterrichten soll, keine geistige Reziprozität empfindet. Wichtiger sei das, was sie sei, als das, was sie tue. Mit Barrès spricht sie von denjenigen, die nicht auf ihrer Höhe sind und denen sie auch nicht gefallen will, als den »Barbaren«. Der Richtwert ist der Intellekt: »Ich liebe als Brüder mit Respekt und abstrakter Leidenschaft nur diejenigen die sich durch ihren Geist auszeichnen [...]. Ich empfinde keine Barmherzigkeit.«²² Wichtigstes Ziel ist es, man selbst zu sein, sich selbst zu finden: »Ich selbst sein und nicht einem Ziel folgen, das einem von außen aufgedrängt wird [...]. Was zu mir passt, wird passen. Das ist es.«²³ Wichtig erscheint ihr, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, sich nicht den Erwartungen anzupassen, ihr eigenes Ich und ihr Innenleben zu entwickeln.

In ihrem Tagebuch berichtet sie vor allem von ihrer literarischen Lektüre. Es ist unwahrscheinlich, wie viele Werke sie liest. Einmal spricht sie davon, fünf Bücher am Tag zu lesen. Literarische Werke erscheinen als »geistige Anreger«.²⁴ Bei ihrer Lektüre schält sich aber schon eine gewisse Tendenz heraus. Manchmal transkribiert sie auch lange Passagen. Die Literatur, die sie vorzieht, ist auch die dominante Literatur des Jahrzehnts, die Literatur der Introspektion. Gide wird so immer wieder zitiert, insbesondere die »*Nourritures terrestres*«. Gide lehre, »die Wollüste des Innenlebens sinnlich zu genießen«;²⁵ sie schätzt bei Gide einen »wesenhaften Individualismus«.²⁶ Erstaunlich ist aber, dass sie zunächst die Vorurteile

Équipes sociales, die auf einer Gesellschaftsvorstellung beruhten, die von religiösen Werten, vom Regionalismus, vom Respekt der Hierarchien, der Wertschätzung der Jugend und der Liebe zum Volk ausging. Als *agrégé* der Literaturwissenschaft unterrichtete er am *Collège Sainte-Marie de Neuilly*, das auch Simone de Beauvoir besuchte.

20 Simone de Beauvoir: *Carnets de jeunesse*, S. 292.

21 Simone de Beauvoir: *Memoiren*, S. 259.

22 Ebenda, S. 456.

23 Ebenda, S. 362.

24 Ebenda, S. 599.

25 Ebenda, S. 292.

26 Ebenda, S. 701.

ihres rechts-katholischen Milieus über Gide zu teilen scheint, demzufolge derselbe einen negativen Einfluss auf sein Publikum ausübe. Sie zitiert hier einen Aufsatz von Henri Massis, der der Action française nahe stand, über den Immoralismus von Gide (1923), der sie überzeugt habe. Massis hatte nach dem Krieg einen regelrechten Feldzug gegen die Phänomene der »Moderne« lanciert, vor allem gegen die Psychoanalyse und die literarische Introspektion. Mit seiner Attacke gegen Gide suchte er dessen wachsenden Einfluss vor allem bei der Jugend nach 1920 einzudämmen. In seinen Augen war die »asiatische« Philosophie, die Gide unterstützte, für die moderne Dekadenz und die Zerstörung des Menschenbildes der Klassik verantwortlich. Massis bezeichnete den Einfluss Gides schlicht als »diabolisch«. ²⁷ Malraux indes verteidigte Gide, weil er angesichts des Zerfalls traditioneller Wertesysteme die Ehrlichkeit als letzten Referenzwert hochhalte, aber auch Mauriac nahm Gide in Schutz und reklamierte gegenüber dem erbarmungslosen Verdikt von Massis eine christlichere Haltung. Für die junge Simone de Beauvoir zeitigt die »schlechte« Doktrin Gides positive Resultate: »Kann eine in sich schlechte Doktrin nicht ausgezeichnete Zielrichtungen enthalten? Es gibt Fragen, auf die man tausend verschiedene Antworten geben kann, und was auch immer er geantwortet hat, mich hat er dazu geführt, eine Antwort zu suchen, die mir entspricht. Ich bin ihm dankbar [...]. Ich weiß nicht, aber dieser Immoralismus scheint mir moralischer zu sein als eine gewisse Gleichgültigkeit. Und was seinen Einfluss betrifft, es gibt doch Gifte, die ebenso wirksam sind wie Heilmittel.« ²⁸

Derselben Tendenz einer Literatur der Introspektion entsprechen auch Jacques Rivière, Alain-Fournier, Arland. Sehr oft zitiert sie Claudel, aber auch Mauriac, vor allem dessen Gedichte und den Roman »Thérèse Desqueyroux«. Erwähnt werden Werke von Jules Laforgue, Baudelaire natürlich, Valéry, Proust, Ramuz, Drieu La Rochelle. Die Avantgarde, etwa die Surrealisten Crevel, Aragon, Cendrars, erwähnt sie eher en passant. 1926 nimmt sie sich immerhin vor, sich über Max Jacob, Apollinaire und die Surrealisten zu informieren. Sie berichtet auch von der Lektüre von Joyce, von Dos Passos' »Manhattan Transfer«, der ihr aber nicht so gefiel. Sonst zitiert sie eher selten nicht-französische Literatur: Tagore, Oscar Wilde, Rilke.

In ihrem Tagebuch erwähnt Simone de Beauvoir viel häufiger literarische als philosophische Werke. Aber auch hier träumt sie von einer Verbindung von Philosophie und Literatur. So fühlt sie sich von Bergson, den sie mit Dichtern wie Barrès, Tagore und Alain-Fournier in Verbindung bringt, viel mehr angesprochen als von abstrakten philosophischen Konstruktionen. »Hier endlich rühre ich an eine greifbare Realität und ich finde das Leben wieder.« ²⁹ Die Philosophie spricht

27 Zu dieser Auseinandersetzung siehe auch Michael Einfalt: Nation, Gott und Modernität. Grenzen literarischer Autonomie in Frankreich 1919-1929. Tübingen, Niemeyer, 2001, S. 92-98.

28 Simone de Beauvoir: Carnets de jeunesse, S. 55

29 Ebenda, S. 60.

sie dann an, wenn sie auch in Verbindung mit dem Leben steht: «Der Schriftsteller gefällt mir, wenn er das Leben beschwört, und der Philosoph, der sich auf den Schriftsteller bezieht, der als Vermittler zum Leben wirkt.»³⁰ Von daher ist es nur zu verständlich, dass sie von Nietzsches Philosophie des Lebens begeistert ist, die der Literatur so nahe steht. Sie spricht aber oft von der Schul-Philosophie als »kalten philosophischen Diskursen.«³¹ Bei Brunschvicq studiert sie Kant. Später scheint sie mehr Spaß an der Philosophie gefunden zu haben: »Spinoza, Kant, Descartes, Kant, Kant [...]. Ich erschauere beim Kontakt mit all dieser Intelligenz.«³² Erstaunlicherweise las sie auch Werke von Autoren, die nicht zum offiziellen Kanon zählten; sie erwähnt Werke von Politzer und Henri Lefebvre, die beide zur 1924 gegründeten Gruppe »Philosophies« zählten, die sich an der marxistischen Philosophie orientierten und auch eine Theorie des Alltags entwarfen. Gerade Letzteres kam ihr entgegen, und es ist kein Zufall, wenn sie Politzers Plädoyer für eine Philosophie des Konkreten zitiert.³³

Simone de Beauvoir stand so durchaus im Einklang mit den dominanten Tendenzen des literarischen und philosophischen Feldes der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Ähnlich wie die Studenten der Umfrage von 1928/29 bevorzugte sie eine Literatur der Introspektion (»Leidenschaft für die Bücher und die Analyse. Rausch des Innenlebens«³⁴). Sie vertritt keine formalistische Konzeption der Literatur, sondern sucht darin Antworten auf ihre Fragen, eine Bestätigung ihrer Ansichten, eine Quelle. Wenn sie so sehr für das Individuum und das Innenleben spricht, dann im Sinne Gides, um sich vom Konformismus, von sozialen Zwängen zu befreien. Dies war wohl auch die dominante Tendenz der Nachkriegsliteratur gewesen, die mit Julien Benda den Intellektuellen vorwarf, sich während des Krieges blind in den Dienst kollektiver Leidenschaften gestellt zu haben.

Es gab aber eine Minderheit, die eine andere Lektion aus dem Krieg zog und sich aktiv für den Pazifismus einsetzte, etwa Barbusse oder Romain Rolland, die mehr auf die Solidarität und auf die Tat setzte und weniger auf bloße Kontemplation und Introspektion. Simone de Beauvoir scheint dieser Position weniger nahe gestanden zu haben; das kurzfristige Engagement für die *Équipes sociales* entsprach aber dieser Logik, selbst wenn für sie dann die Dimension des intellektuellen Austauschs wichtiger wurde als die soziale Solidarität. Immerhin las sie Werke der Gruppe »Philosophies«, unter anderem auch ein Pamphlet gegen den – geliebten – idealistischen Philosophen Bergson, wahrscheinlich Politzers Buch »Le Bergsonisme, une mystification philosophique« (1926).

30 Ebenda, S. 61.

31 Ebenda, S. 149.

32 Ebenda, S. 264.

33 Ebenda, S. 234.

34 Ebenda, S. 293.

Simone de Beauvoir als Frau an der Sorbonne

Mit ihren Vorlieben im Bereich der Literatur und der Philosophie der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre lag Simone de Beauvoir durchaus im Bereich der dominanten Positionen. Sie war aber auch als *Frau* im philosophischen Feld. Und diese Position war nun keineswegs selbstverständlich. Sie war in Frankreich erst die neunte Frau, die die Agrégation in Philosophie erfolgreich absolvierte. Es gab vorher ganz seltene Fälle von Frauen, die ein Doktorat in Philosophie vorgelegt hatten, so etwa die von ihr verehrte Léontine Zanta. Doch erst seit 1924 waren Frauen überhaupt zum prestigereichen Examen der Agrégation zugelassen, das auch die Verbeamtung implizierte. Simone de Beauvoir gehörte, wie Toril Moi unterstrich, der ersten Generation europäischer Frauen an, die auf der Ebene der Hochschule nicht mehr einem getrennten Ausbildungsgang folgte, sondern mit den Männern gemeinsam studierte und sich in Rivalität zu ihnen messen musste.³⁵ Toril Moi zählt sie darum zur Generation der Pionierinnen in diesem Bereich, zusammen mit Margaret Mead (geb. 1901), Hannah Arendt (geb. 1906) und Mary McCarthy (geb. 1912).

Simone de Beauvoir hatte aber ihre Ausbildung nicht gleich in diesem neuen Kontext begonnen. Ab dem fünften Lebensjahr wurde sie in einer katholischen Mädchenschule für höhere Töchter eingeschult – dem Cours Desir³⁶ –, wo sie bis zum Abitur 1925 blieb. Die streng katholische Mutter aus einer verarmten Großbürgerfamilie optierte für diese Schule, die sich konfessionell, geschlechtsmäßig (eine reine Mädchenschule) und sozial (die Bezahlung des Schulgeldes garantierte eine soziale Selektion) von der Staatsschule abhob. Die Ausbildung war solide, aber eng und sektiererisch, erlaubte Simone jedoch, das Baccalauréat 1925 mit 17 ½ Jahren mit gutem Erfolg abzuschließen. Als sie dann im Herbst 1925 ihr Studium an der Sorbonne aufnimmt, wird sie von den Eltern gezwungen, gewisse Fächer in katholischen Hochschulen zu belegen, am Institut catholique Mathematik und am Institut Sainte Marie in Neuilly Literatur und Latein. Eine ihrer Lehrerinnen in Neuilly, Mademoiselle Mercier, selbst eine der ersten weiblichen Philosophie-agrégées in Frankreich, ermunterte sie, sich voll dem Studium der Philosophie an der Sorbonne zu widmen. Die Eltern stimmten nun – widerwillig – zu. Mit der Entscheidung für die Sorbonne mit dem Berufsziel Philosophie-Lehrerin an einer öffentlichen Schule (über das agrégations-Examen) reihte sie sich in das säkularisierte öffentliche Schulsystem ein. Nach dem ersten vollen Studienjahr an der Sorbonne erwarb sie 1927 die Certificats in Philosophiegeschichte, Allgemeiner Philosophie auf dem zweiten Rang (nach Simone Weil³⁷, aber vor Merleau-

35 Toril Moi: Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt am Main, Fischer, 1996, S. 17.

36 Desir korrigiert Sylvie Le Bon de Beauvoir die meist verwendete falsche Schreibweise Désir.

37 Die 1909 in einer Arztfamilie geborene Simone Weil gehört zweifellos auch zu den eben genannten Pionierinnen; sie fand aber noch früher als Simone de Beauvoir zu den klassischen, vorher den Männern vorbehaltenen Elite-

Ponty) und Griechisch, ein Jahr danach in Ethik und Psychologie. Im Studienjahr 1928/29 wird sie gleichzeitig das Diplôme d'études supérieures (heute Maîtrise) mit einer Arbeit über das Konzept bei Leibniz (»Le concept chez Leibniz«) vorbereiten wie die Agrégation, was auch damals äußerst selten war.

An der Sorbonne, vor allem bei der Vorbereitung auf das Examen, stand sie in engem Kontakt mit den Philosophiestudenten. Sie kannte Maurice de Gandillac³⁸ gut, dann Merleau-Ponty³⁹ und schließlich René Maheu⁴⁰. Vor allem mit Maheu war sie sehr freundschaftlich verbunden. Er hatte ihr den neuen Namen »Castor« gegeben. In ihrem Rückblick auf das Studienjahr 1928/29 trägt sie so ein: »Geburt von Castor, der seit so langem schwankt zwischen der intellektuellen de Beauvoir und der leidenschaftlichen de Beauvoir.«⁴¹ Sie tauschte sich aber auch immer wieder mit Maurice de Gandillac und Merleau-Ponty aus, selbst wenn sie den beiden gegenüber etwas kritischer eingestellt war. Sie traf sie sehr oft in der Bibliothèque Nationale. Als eine der ganz wenigen Frauen, die die agrégation in Philosophie vorbereitete, bewegte sie sich relativ sicher an der Sorbonne im Kreis der jungen Männer, die dasselbe Examen vorbereiteten. Sie berichtet wiederholt von den vielen Kontakten mit ihnen. Zweifellos verfügte sie über ein geringeres Ausbildungskapital. Alle ihre männlichen Mitstudenten in Philosophie hatten die Vorbereitungsklassen in den berühmten Pariser Lycées Henri IV oder Louis-le-Grand absolviert. Sie waren hier schon sehr gefördert worden und wurden bestens auf die Examen vorbereitet. Alle stellten sich dem äußerst selektiven Aufnahmeexamen der École Normale Supérieure und zählten dann zu einer handverlesenen Elite. An der ENS genossen sie überdies eine ausgezeichnete Förderung, die den einfachen Sorbonne-Studenten nicht zukam. Innerhalb der ENS mussten sie sich permanent dem Wettbewerb zwischen den Besten stellen. Simone de Beauvoir

schulen. Sie wurde in die Vorbereitungsklassen am Lycée Henri IV zugelassen, wo sie Alain als Philosophielehrer hatte. 1928 wurde sie als eine der ersten Frauen in die ENS rue d'Ulm aufgenommen. Sie war dann auch, im Unterschied zu Simone de Beauvoir, sehr früh politisch und gewerkschaftlich aktiv, begegnete Trotzki und Boris Souvarine und engagierte sich im Spanischen Bürgerkrieg in den Reihen der Anarcho-Syndikalisten. Nach Toril Moi gibt es aber auch entscheidende Unterschiede zwischen Simone de Beauvoir und Simone Weil: »Simone Weil, die, ausgebildet an der École Normale Supérieure, als agrégée in Philosophie zumindest ebensoviel Bildungskapital akkumuliert hatte wie Beauvoir, jedoch ihrer Rolle als begehrende Frau entsagte, um ihre geistigen und intellektuellen Interessen selbstständig entwickeln zu können« (Toril Moi: Simone de Beauvoir, S. 52).

38 Der 1906 geborene Maurice de Gandillac war drei Jahre am Lycée Louis-le-Grand und wurde dann 1925 in die ENS rue d'Ulm aufgenommen. Er stand der Action française nahe. Er wird später während Jahrzehnten den Lehrstuhl für Philosophiegeschichte an der Sorbonne innehaben und einer der Animatoren der Dekaden von Cerisy-la-Salle sein. 2006 starb er als Hundertjähriger. Seine Jahre an der ENS beschrieb er in seinem Buch »Le siècle traversé. Souvenirs de neuf décennies« (1998, S. 94-141).

39 Der wie Simone de Beauvoir 1908 geborene Merleau-Ponty absolvierte ebenfalls die Vorbereitungsklassen im Pariser Lycée Louis-le-Grand und wurde 1926 in die ENS aufgenommen. Seine Agrégation in Philosophie absolvierte er 1930.

40 Der 1905 geborene René Maheu trat 1922 nach ein paar Gymnasialjahren in Toulouse 1922 in das Lycée Louis-le-Grand ein und wurde wie de Gandillac 1925 in die ENS aufgenommen. Er stand Sartre und Nizan nahe, die schon ein Jahr zuvor in die ENS aufgenommen worden waren. Philosophisch definierte er sich vor allem durch seinen Individualismus. Nach verschiedenen Stellen an französischen Gymnasien im Ausland wurde er 1961 Direktor der Unesco; er starb 1975.

41 Simone de Beauvoir: Carnets de jeunesse, S.767-768.

waren damals als Frau diese Förderungsinstrumente noch verwehrt. In einem gewissen Sinne suchte sie das durch ihren immensen Arbeitswillen zu kompensieren. So schrieb sie im August 1926 in ihr Tagebuch: »Arbeiten, und viel arbeiten, mit Inbrunst und wenn möglich Vergnügen, ohne zu fürchten, zu intellektuell zu sein.«⁴² Mit einem gewissen Stolz vermerkt sie, dass sie beim Examen in Allgemeiner Philosophie nach dem zweiten Studienjahr noch vor dem ENS-Absolventen Merleau-Ponty stand. Als eine der wenigen Frauen an der Sorbonne empfindet sie diese Situation nicht als unangenehm. Sie steht vor allem in Kontakt mit den jungen Männern und viel weniger mit den Mitstudentinnen. Da von den Frauen weniger erwartet wurde, wird ihre Brillanz sehr positiv vermerkt. Die angenommene geistige Unterlegenheit, so schreibt sie in ihren Memoiren, »gab meinen Erfolgen den Glanz größerer Seltenheit als denen meiner männlichen Kollegen: es genügte mir, es ihnen gleichzutun, um mich bereits als etwas Exzeptionelles zu fühlen; tatsächlich war ich keinem begegnet, der mir besonderes Staunen abgenötigt hätte; die Zukunft stand mir genauso gut offen wie ihnen; sie hatten nichts vor mir voraus. Im übrigen erhoben sie auch keinen Anspruch darauf; sie behandelten mich ohne Herablassung, sogar mit besonderer Freundlichkeit, denn sie sahen keine Rivalin in mir.«⁴³

Simone de Beauvoir und Sartre

Eines der Examen bei der Philosophie-Agrégation (vom 17. Juni 1929) galt dem Thema »Liberté et contingence«. Das Thema lag natürlich ganz auf der Linie der von Sartre entwickelten Theorie der Kontingenz. Maurice de Gandillac sagte aber in seinem Gespräch mit Ingrid Galster, es habe sich hier um ein eigentliches Allerwelts-Thema (»sujet-bâteau«) gehandelt, über das viel geschrieben wurde, vor allem seit der Arbeit von Boutroux »De la contingence des lois de la nature« aus dem Jahre 1874.⁴⁴ Das Buch stand im Übrigen auch auf dem Programm der mündlichen Agrégations-Prüfung von 1929.

Sartre, Nizan, Maheu und Pierre Guille bildeten an der ENS eine ziemlich geschlossene Gruppe, mit der Simone de Beauvoir zunächst kaum in Kontakt stand. Nur Maheu kannte sie gut. So nimmt sie zunächst Sartre bloß als Mitglied dieser Gruppe war. Nachdem sie im November 1928 Sartre kurz bei einer Lehrveranstaltung an der ENS bemerkt hatte (»Sartre [*sic*] gibt eine wohlwollende Erklärung; er wirkt sympathisch«⁴⁵), schreibt sie am 18. April 1929 in ihrem Tagebuch über eine Begegnung mit den Kommilitonen an der ENS: »Ich zuckte zusammen beim Lächeln von Gandillac und dem Händedruck von Maheu. Wie ich euch liebe, ihr

42 Ebenda, S. 65.

43 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 426.

44 Siehe Ingrid Galster: Beauvoir dans tous ses états. Paris, Tallandier, 2007, S. 26.

45 Simone de Beauvoir: Carnets de jeunesse, S. 525.

Männer! Um elf Uhr gehen wir hinunter in einen Garten, der zu blühen beginnt. Sarthe [*sic*], Nizan, Maheu werfen Kieselsteine in den Springbrunnen.«⁴⁶ Die Stelle belegt wieder ihre Vertrautheit mit der Gesellschaft der jungen Männer. Sartre, dessen Namen sie noch nicht exakt zu schreiben weiß, bleibt aber noch eine Person, die sie nur von Ferne wahrnimmt. Als sie über ihre Gefühle für Maheu nachdenkt, schreibt sie noch, sie möge seine Freunde, gemeint sind Sartre und Nizan, nicht besonders. Am 13. Mai schreibt sie, sie habe beim Verlassen des wunderbaren Jardin de Luxembourg Maheu und Sartre gesehen. Ob diese sie wohl auch gesehen hätten? »Leichte Verletztheit, als ich den Park verlasse. Warum habe ich es nicht gesagt?«⁴⁷ Eine erste Neugier ist hier schon fühlbar. In den Gesprächen mit ihr erwähnt Maheu ab und zu Sartre, der wie er die raue Stimme von Simone möge; sie aber mag seinen »falschen Blick« nicht. Am 22. Juni ist die Rede davon, mit Maheu und den »petits camarades« Sartre und Nizan, Leibniz zu wiederholen. Sartre möchte sie kennen lernen, was nicht unbedingt ihr Wunsch ist: »Sartre ist mir nicht sympathisch; er gehört zu den Leuten, die nichts zugeben, aber interpretieren [...].«⁴⁸

Die erste Begegnung mit Sartre, Nizan und Maheu findet in Sartres Zimmer in der Cité universitaire am 8. Juli statt. Sartre begrüße sie höflich, aber er schüchtere sie ein. Simone erklärt den anderen Leibniz, den Gegenstand ihrer Diplomarbeit. Sie schreibt dann ein paar Tage später in ihr Tagebuch, dass René Maheu, »le Lama«, für sie immer noch der Erste bleibe. Er erklärt hier, dass er sich von Sartre und Nizan unterscheide, vor allem weil er das Leben in seiner schlichten Einfachheit liebe. Am 11. Juli treffen sich die vier wieder, um Plato vorzubereiten. Jetzt aber scheint Simone von der intellektuellen Kompetenz Sartres sehr fasziniert zu sein: »Sartre erklärt, erklärt und wirft mir vor, ihn bei jeder Schwierigkeit zu zwingen, all sein Wissen auszupacken – ein wunderbarer intellektueller Trainer –, sein Denken erscheint mir immer mehr als außerordentlich stark.«⁴⁹ Am darauffolgenden Samstag erklärt Sartre Rousseaus »Contrat social«, »immer mit derselben intellektuellen Hingabe, die ihn mir so teuer erscheinen lässt.«⁵⁰ Den Sonntag, es ist der 14. Juli, verbringt sie zusammen mit Maheu und Sartre, sie hören sich Schallplatten von Sophie Tucker an. Sartre versucht, ihr psychologisches Profil zu erfassen: »Sartre lobt mich, dass ich mehr als jede andere agrégations-Studentin die groben Späße zu vermeiden, aber sie wunderbar zu ertragen vermag und für diese beiden Gründe sind Sie schätzenswert – er entwirft meine Psychologie [...].«⁵¹

46 Ebenda, S. 616.

47 Ebenda, S. 650.

48 Ebenda, S. 704.

49 Ebenda, S. 723.

50 Ebenda, S. 725.

51 Ebenda, S. 728.

Am nächsten Tag schreibt sie: »Sartre interessiert mich nun sehr stark.«⁵² Der 17. Juli ist ein entscheidender Tag. An der Sorbonne teilt Sartre ihr mit, dass sie wie Nizan und er nach den Resultaten der schriftlichen Prüfung zum Mündlichen zugelassen ist, während Maheu dies nicht geschafft hat. Sie geht mit ihm in der Brasserie neben der Sorbonne, im Balzar, etwas trinken. »Sartre ist wunderbar. Er findet meine Freude sympathisch [...] aber ich mag seine Art, autoritär zu sein, mich unter seine Fittiche zu nehmen, von einer so strengen Nachsicht zu sein.«⁵³ Am Abend geht sie mit ihm aus: «Zwischen zwei Cocktails sagt er über mich so tief sinnige Dinge. Dass ich weder nobel, noch moralisch noch großzügig bin, in vieler Hinsicht noch ein kleines Mädchen. Intellektuell weniger gebildet als angelehrt, und unangenehm, wenn ich von Philosophie spreche. Aber ein sehr lieber Castor.«⁵⁴ In ihren Gedanken verbindet sich aber die Erinnerung an Maheu mit der an Sartre: »Oh ihr lieben Einzigen, bei denen ich ich selbst sein kann und die mich nicht wegen irgendeiner Vornehmheit lieben, sondern wegen mir selbst.«⁵⁵

Ganz entscheidend ist dann der 21. Juli, als Sartre mit ihr nach einem Drink mit Aron im Balzar im Jardin du Luxembourg eine große Diskussion beginnt: »Wir diskutieren zwei Stunden über Gut und Böse. Er interessiert mich enorm, aber er kämpft mich nieder. Ich bin dessen, was ich denke, nicht mehr sicher, ja nicht einmal mehr sicher, überhaupt zu denken. Offenbarung eines reichen Lebens, das nicht zu vergleichen ist mit dem allzu geschlossenen Bereich, in dem ich mich einschließe. Ein starkes Denken, das von mir die ernsteste Arbeit abverlangt, damit ich auch dahin gelange, eine Reife, um die ich ihn beneide und die ich zu erreichen mir vornehme.«⁵⁶ Sie beschreibt als Wirkung dieses Gesprächs am Abend, dass es ihr den Weg geöffnet habe, sie selbst zu sein. »Ich akzeptiere das große Abenteuer, ich selbst zu sein.«⁵⁷

Diese Begegnung wird dann von Simone de Beauvoir in ihren Memoiren – dreißig Jahre später – viel dramatischer geschildert; die Linien ihres Lebens scheinen »notwendigerweise« auf diese Begegnung hinzulaufen. Nachdem sie Sartres Leserbrief an die »Nouvelles littéraires«, den sie damals nicht wahrgenommen hatte, zitiert hat, fasst sie Sartres Projekt einer Philosophie der Kontingenz zusammen, um dann zu schreiben: »Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich geistig von einem anderen beherrscht [...]. Mit Sartre [...] maß ich mich täglich und ganze Tage hindurch, und in unseren Diskussionen hielt ich ihm nicht die Waage.«⁵⁸ Dann kommt sie auf ihr Gespräch vom 21. Juli zurück: «Im Luxembourgartengarten setzte ich ihm eines Tages in der Nähe des Medicibrunnens jene pluralistische Moral auseinander, die ich mir zurechtgelegt hatte, um die Leute, die

52 Ebenda, S. 729

53 Ebenda, S. 731.

54 Ebenda, S. 732.

55 Ebenda, S. 732.

56 Ebenda, S. 733, 734.

57 Ebenda, S. 734.

58 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 495-496.

ich liebte, denen ich aber dennoch nicht hätte gleichen mögen, vor mir zu rechtfertigen; er zerpflückte sie mir ganz und gar. Ich legte auf sie Wert, weil sie mir das Recht gab, mein Herz darüber entscheiden zu lassen, was Gut und Böse sei; drei Stunden lang kämpfte ich um sie. Dann musste ich zugeben, dass ich geschlagen war; im Übrigen hatte ich im Laufe der Debatte bemerkt, dass viele meiner Meinungen nur auf Vorurteilen, auf Unaufrichtigkeit oder Oberflächlichkeit beruhten, dass meine Beweisführungen hinkten und meine Ideen verworren waren. ›Ich bin dessen, was ich denke, nicht mehr sicher, ja nicht einmal mehr sicher, überhaupt zu denken‹, schrieb ich völlig entwaffnet in mein Heft. Ich brachte meine Eigenliebe dabei nicht ins Spiel, da ich viel eher neugierig als rechthaberisch veranlagt war und lieber lernte als glänzte. Doch immerhin war es nach so vielen Jahren anmaßlicher Einsamkeit eine ernste Erfahrung für mich zu entdecken, dass ich nicht die Einzige und nicht die Erste war, sondern eine unter anderen, die plötzlich ihren wahren Fähigkeiten unsicher gegenüberstand.«⁵⁹

Diese – retrospektive – Sicht des Gesprächs am Medici-Brunnen bot Anlass für viele Interpretationen in der Beauvoir-Forschung. In ihrer eben erschienenen Beauvoir-Biographie meint Danièle Sallenave einerseits, die im Gespräch vollzogene Ablehnung des Pluralismus führe auf der politischen Ebene schlicht zur Diktatur der Einheitspartei.⁶⁰ Das scheint mir eine unzulässige Extrapolation zu sein. Andererseits komme in diesem Gespräch der spezifische Charakter von Simone de Beauvoir zum Ausdruck: gleichzeitig sehr selbstbewusst und dann wieder schüchtern, mit geringem Selbstbewusstsein zu sein. Danièle Sallenave fragt sich dann, ob das Nachgeben Sartre gegenüber nicht so sehr das Resultat einer Verinnerlichung der These der »natürlichen Überlegenheit« eines Manne gewesen sei als vielmehr einer »männlichen« Institution wie der ENS, als deren glänzendstes Produkt Sartre galt.⁶¹

Eine ähnliche, wenn auch etwas differenziertere These vertritt Michèle Le Doeuff. Wenn Simone de Beauvoir nach diesem Gespräch mit Sartre ihre Niederlage einräume, werde sie sich letztlich nicht bewusst, dass sie eigentlich »gesiegt« habe. Wenn sie von sich schreibe, dass sie nicht »glänzen«, sondern »lernen« wollte, dass sie »sich nicht sicher« sei, dann sei das eine authentische philosophische Haltung und Simone habe zu Unrecht aus dem Gespräch den Schluss gezogen, sie müsse Sartre die Philosophie überlassen.⁶²

Diese These wird dann von Toril Moi weiter entwickelt. Die Schlüsselszene im Jardin du Luxembourg illustrierte in paradigmatischer Weise die Logik der männlich-weiblichen Beziehungen, wie sie Simone de Beauvoir zehn Jahre vor ihren Memoiren in »Das andere Geschlecht« analysiert habe. Frauen unterlägen in der Auseinandersetzung mit ihren Ehemännern oft, weil sie nicht über dieselbe intel-

59 Ebenda, S. 496.

60 Danièle Sallenave: *Castor de guerre*. Paris, Gallimard, 2008, S. 90.

61 Ebenda, S. 90.

62 Michèle Le Doeuff: *L'étude et le rouet*. Tome 1: *Des femmes, de la philosophie, etc.* Paris, Seuil, 1989, S. 154.

lektuelle Technik verfügten und die Männer von ihrer größeren Welterfahrung profitierten. Simone de Beauvoir habe aber dieses Analysemuster nicht auf ihre eigene Beziehung mit Sartre angewandt. Darin liege der blinde Fleck ihres Selbstporträts.⁶³ Dabei dürfe man nicht übersehen, dass Sartre damals noch nicht Sartre war, sondern ein 24-jähriger Student, der ein Jahr zuvor beim Agrégations-Examen durchgefallen war. Simone de Beauvoir hätte darum keinen Grund gehabt, ihn als den intellektuell Überlegenen aufzubauen. Statt die Gründe für Sartres Überlegenheit zu erforschen, habe sie es vorgezogen, diese als »naturgegeben« einzuschätzen. Sie hatte allerdings, wie sie in ihren Memoiren schreibt, schon früher gedacht, nur ein Mann, der ihr überlegen sei, könne auf ihrer Augenhöhe sein, weil er ja als Mann von viel besseren Ausgangsbedingungen ausgehen konnte: »Wenn ein Mann, der ja als solcher von Natur einer bevorzugten Klasse angehörte und von vornherein einen beträchtlichen Vorsprung vor mir hatte, nicht mir überlegen war, würde ich zu dem Urteil kommen, dass er dementsprechend weniger sei als ich; damit ich ihn als meinesgleichen anerkennen könnte, müsste er mich übertreffen.«⁶⁴ In den Augen von Toril Moi ist diese Argumentation ambivalent; eine männliche Überlegenheit sei ja letztlich nicht glaubhaft, weil sie die Folge einer patriarchalen Ungerechtigkeit sei. Für Sartre gelte das in den Augen von Simone aber nicht. Nach der Lektüre des Leserbriefs über die Kontingenz habe sie geglaubt, den »augenscheinlichen Beweis« zu haben, »dass er eines Tages ein philosophisches Werk von Gewicht schreiben würde«.⁶⁵

Nach dem Bericht über das Gespräch am Medici-Brunnen zieht sie dann in den Memoiren ein eindeutiges Fazit: »Sartre entsprach genau dem, was ich mir mit fünfzehn Jahren gewünscht und verheißen hatte: er war der Doppelgänger, in dem ich in einer Art von Verklärung alles wiederfand, wovon ich auch selbst besessen war. Mit ihm würde ich immer alles teilen können. Als ich mich Anfang August/d. h. vor den Sommerferien/ von ihm trennte, wusste ich, dass er aus meinem Leben nie mehr verschwinden würde.«⁶⁶

Was hier als so klar und eindeutig erscheint, war allerdings im Sommer 1929, wenn man ihrem Tagebuch folgt, noch nicht so evident.⁶⁷ Was uns aber im Gefolge der Studie von Toril Moi interessiert, ist, ob Simone de Beauvoir nach dem Medici-Brunnen-Gespräch nicht, ohne sich dessen bewusst zu werden, zu einem Opfer der männlichen Herrschaft – Sartres – geworden ist. Simone de Beauvoirs philosophische Niederlage im Jardin du Luxembourg, so schreibt Toril Moi,

63 »Indem Beauvoir die Auswirkungen ihres Geschlechts völlig übersieht, ist sie sich, ganz unbekümmert, der in ihrem intellektuellen Feld geltenden Regeln nicht bewusst. Sie sieht nicht – und will nicht sehen –, dass sie einzig deshalb Benachteiligungen ausgesetzt ist, weil sie eine Frau ist« (Toril Moi, Simone de Beauvoir, S. 119).

64 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 209.

65 Ebenda, S. 495.

66 Ebenda, S. 498.

67 Was sie über ihre künftige Beziehung mit Sartre im September 1929 in luzider Weise in ihrem Tagebuch notierte, klang keineswegs so definitiv: »Cet amour pour Sartre qui ira ou il voudra (il mourra, ou il bouleversera ma vie, ou durera calmement, un peu effacé)« (S. 771).

»führt zum schmerzlichen Verlust ihres Glaubens an ihren souveränen und exklusiven Status als denkendes Wesen. Für den Rest ihres Lebens bleibt sie dabei, sich intellektuell und philosophisch als zweite nach Sartre zu sehen.«⁶⁸ In diesem Zusammenhang sieht die Autorin dann auch Beauvoirs Entschluss, es lieber auf literarischem als auf philosophischem Gebiet zu etwas zu bringen. Ich denke aber, wenn man die Eintragungen im Tagebuch liest, dann erscheint das Medici-Brunnen-Gespräch viel weniger dramatisch. Im Tagebuch spricht sie von einer Debatte, die zwei Stunden dauerte, in den Memoiren sind es drei Stunden. Im Tagebuch formuliert sie auch ihren Willen, zur selben Reife des Denkens zu gelangen wie Sartre. Und schließlich geht es dabei nicht um Philosophie generell, sondern um das partielle Problem einer pluralistischen Moral. Im Tagebuch berichtet sie überdies, dass sich Sartre am nächsten Tag für das, was er am Medici-Brunnen sagte, entschuldigt habe!

Schließlich darf man auch nicht eine Kluft zwischen Literatur und Philosophie aufbauen. Zweifellos hat sie sich für die agrégation in Philosophie entschieden. Das entsprach ihrer Neigung. Überdies war die agrégation in Philosophie das prestigereichste Hochschulexamen. Schon als Gymnasiastin hatte sie eine Vorliebe für das Fach empfunden: »An der Philosophie zog mich vor allem an, dass sie meiner Meinung nach unmittelbar auf das Wesentliche ging. Ich hatte mich nie für Einzelheiten interessiert; ich nahm den globalen Sinn der Dinge weit eher als ihre Besonderheiten in mich auf; ich begriff lieber, als dass ich sah: immer hatte ich alles erkennen wollen: die Philosophie würde mir möglich machen, dieses mein Verlangen zu erfüllen, denn die Gesamtheit des Wirklichen war das Ziel, das ich im Auge hatte.«⁶⁹ Die agrégation war aber ein Berufsexamen, das auf den Beruf als Philosophielehrer/in vorbereitete. Und diesen Beruf hat Simone de Beauvoir auch wahrgenommen, zuerst in Marseille, dann in Rouen, wie Sartre auch.

Die Literatur situierte sich jedoch nicht auf dieser professionellen Ebene. Schriftstellerin zu sein, war kein Beruf, den man über ein Studium erlernen konnte, sondern eine Frage der individuellen Begabung. Das war aber ein Traum, den Simone auch seit ihrer Jugendzeit hegte. Als man sie als Fünfzehnjährige fragte, was sie werden wollte, antwortete sie ohne zu zögern: »Eine berühmte Schriftstellerin«, um das dann gleich auch zu erklären: »Zunächst lag das an der Bewunderung, die ich für alle Schriftsteller hegte; mein Vater stellte sie durchaus noch über Naturwissenschaftler, Gelehrte oder Professoren [...]. Mir als Frau erschienen außerdem diese Gipfel zugänglicher als einsame Hochebenen; die berühmtesten Schwestern hatten sich in der Literatur hervorgetan.«⁷⁰ Man kann wohl kaum annehmen, wie das Toril Moi zu suggerieren scheint, dass sie sich mit der Literatur »begnügt« habe, um dem Philosophen Sartre den Vorrang zu lassen. Wir konnten schon auf der Basis des Tagebuches ihre großen literarischen Vorlie-

68 Toril Moi: Simone de Beauvoir, S. 47.

69 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 227.

70 Ebenda, S. 202 f.

ben in der Studienzeit feststellen. Für sie wie für Sartre waren Literatur und Philosophie keine Gegensätze. Alle ihre Werke beruhen auch auf einer – impliziten – Philosophie.⁷¹ Sartre seinerseits schrieb literarische Werke mit philosophischem Hintergrund und entwickelte andererseits eine Philosophie, die, ähnlich wie die Literatur, auch das Alltagsleben thematisierte.⁷²

Schließlich muss man wohl auch Beauvoirs Aussage über unterschiedliche Begabungen ernst nehmen. Ingrid Galster zitiert in diesem Zusammenhang eine Antwort der Autorin auf eine entsprechende Frage von Francis Jeanson: »Hätte ich, um meine Rechte Sartre gegenüber aufrechtzuerhalten, mir zu beweisen versuchen müssen, dass ich auch die ›Kritik der dialektischen Vernunft‹ schreiben könnte? Das ist es nicht, was ich seit meiner Jugend machen wollte, das ist es nicht, wozu ich fähig war, und es hat mich keineswegs daran gehindert, mich völlig autonom zu fühlen, sowohl intellektuell als auch als Schriftstellerin.«⁷³ In »La Force de l'âge« hatte sie geschrieben, dass sie eine sehr große Assimilationsfähigkeit hatte und sich leicht in ein anderes Denken versetzen konnte. Sie wusste auch, »dass die Mühelosigkeit, mit der ich in einen Text eindrang, auf meinen Mangel an produktiver Phantasie zurückging. Auf diesem Gebiet sind die wirklich schöpferischen Geister so selten, dass die Frage müßig ist, warum ich nicht versuchte, mich unter sie zu reihen. Man sollte vielmehr ergründen, was gewisse Individuen befähigt, dieses planvolle Delirium, aus dem ein System besteht, durchzuhalten [...]. Ich wollte mitteilen, was an meiner Erfahrung original war. Ich wusste, das konnte nur gelingen, wenn ich mich der Literatur zuwandte.«⁷⁴

Als eine Art Beleg, dass Beauvoir in einem gewissen Sinne ein »Opfer« des damaligen Hochschulsystems wurde, wird auch ihr zweiter Rang bei der agrégation angeführt. Sartre figurierte im ersten Rang, die um mehr als zwei Jahre jüngere Simone im zweiten. Maurice de Gandillac, der die agrégation im selben Jahr schaffte, schien die eben genannte These zu bestätigen, als er gegenüber der Sartre-Biographin Cohen-Solal meinte: »Denn obwohl Sartre offenkundige Qualitäten, eine ausgeprägte Intelligenz und Bildung hatte, die allerdings manchmal ungenau blieb, waren sich alle einig, dass von den beiden sie DIE Philosophie war [LA philosophie, c'était elle].«⁷⁵ In seinem Gespräch mit Ingrid Galster nuancierte de Gandillac allerdings diese Aussage wieder: »le jury a hésité pour savoir qui était le premier, lui ou elle. Ils auraient pu les mettre *ex aequo* [...] Simone les impressionnait par sa jeunesse; on admirait sa puissance de réflexion, mais ils ont

71 Siehe dazu Michèle Le Doeuff: *L'étude et le rouet*, S. 156, sowie Michel Kail: *Simone de Beauvoir philosophe*. Paris, P.U.F., 2003.

72 Zu dieser Ambition Sartres als »totaler Intellektueller« siehe vor allem Anna Boschetti: *Sartre et »Les Temps Modernes«*. Une entreprise intellectuelle. Paris, Les Editions de Minuit, 1985 so wie Alain Flajoliet: *La première philosophie de Sartre*. Paris, Champion, 2008.

73 Zitiert in: Ingrid Galster: *Genese, Theorie und Praxis des Engagements bei Sartre und Beauvoir*. In: *Das Argument*, Nr. 275, 2008, S. 230.

74 Simone de Beauvoir: *In den besten Jahren*. Reinbek, Rowohlt, 2004, S. 190.

75 Zitiert bei Toril Moi: *Simone de Beauvoir*, S. 65.

trouvé quand même que Sartre avait peut-être une formation plus solide, plus complète [...]. Elle n'avait pas une intelligence supérieure à Sartre«, meint dann de Gandillac. »Elle avait une autre intelligence.«⁷⁶ Simone de Beauvoir hatte zweifellos mit diesem Rang ohne die Vorbereitung in einer Eliteschule und in ihrem jugendlichen Alter – sie war die jüngste Kandidatin, die es je bei der Philosophie-Agrégation gab – eine ganz außerordentliche Leistung erbracht. Ob ihre Ausführungen auch origineller als die Sartres waren, ist damit nicht gesagt. In ihrem Tagebuch bringt sie bloß ihre große Zufriedenheit zum Ausdruck: »Warten auf die Resultate; großer Reiz, zwischen Sartre und Nizan platziert zu sein.«⁷⁷

In ihren Memoiren wird dann Beauvoir unterstreichen, wie das Thema der Kontingenz Sartre weiterhin beschäftigen sollte: »In seinen Augen war/ die Kontingenz/ kein abstrakter Begriff, sondern eine wirkliche Dimension der Welt: man musste alle Hilfsmittel der Kunst aktivieren, um dem Herzen jene geheime ›Schwäche‹ spürbar zu machen, die er an Menschen und Dingen bemerkte.«⁷⁸ Diese Thematik könne aber nur in einem literarischen Werk adäquat zum Ausdruck gebracht werden, das in sich ein absolutes Ziel sei. Simone de Beauvoir riet Sartre, den geplanten philosophischen Roman der Kontingenz noch mehr zu literarisieren. Mit diesem Roman, nämlich »La Nausée«, so richtete sie sich an ihn, »haben Sie wirkliche Literatur geschaffen, und gleichzeitig entwarfen Sie eine philosophische Sicht der Welt, der Kontingenz usw.«⁷⁹

Wenn Sartre mit »La Nausée«, mit dem philosophischen Roman, eine neue Gattung geschaffen hat, für die es kaum Vorbilder gab, und in der er versuchte, die scharfen Trennlinien zwischen der Philosophie und der Literatur zu überwinden, so fußte dieses Projekt auch auf dem Dialog zwischen den so herausragenden Vertretern der damaligen intellektuellen Generation – und wohl in nicht zu unterschätzendem Maße auf dem Austausch mit Simone de Beauvoir.

76 In: Ingrid Galster: Beauvoir dans tous ses états, S. 26, 29.

77 Simone de Beauvoir: Carnets, S. 741.

78 Simone de Beauvoir: Memoiren, S. 495.

79 Simone de Beauvoir: La Cérémonie des adieux, S. 198. (übersetzt von J. J.)

Im Spiegel der Literaturkritik: »Sie kam und blieb«, »Das Blut der anderen«, »Unnütze Mäuler«

Im Laufe ihrer langen Karriere als Schriftstellerin wurde Simone de Beauvoir zugleich vergöttert und gehasst und zur systematischen Zielscheibe einer Gegnerschaft, die seit ihrem ersten Roman, »Sie kam und blieb«, auf den Plan trat und nie abrüstete, wovon der umfangreiche Korpus der Rezeption ihrer Schriften zeugt.

1949, als der Skandal um »Das andere Geschlecht« ausbrach, konnte Beauvoir schon auf ein Werk zurückschauen. Vier bereits publizierte Bücher hatten der Schriftsteller-Philosophin¹ literarische Anerkennung verschafft und den Startschuss zur Karriere als Schriftstellerin gegeben, die sie seit ihrer frühesten Jugend angestrebt hatte. Zwei Romane, »Sie kam und blieb« 1943 und »Das Blut der anderen« zwei Jahre später, das im Herbst 1945 in Paris uraufgeführte Drama »Unnütze Mäuler«, ihr einziges für das Theater verfasste Werk, bildeten bereits ein beträchtliches Kapital an gutem Ruf.² Der von der Kritik geschätzte philosophische Essay »Pyrrhus und Cineas« aus dem Jahre 1944 gab dem Gesamtwerk Kohärenz und Homogenität. Doch nach dem Skandal um die Publikation von »Das andere Geschlecht« trat dieser vielversprechende Beginn der Karriere in den Hintergrund.

Von daher erschien es uns in diesem Jahr ihres 100. Geburtstages notwendig, Kritiken und Besprechungen ans Licht zu holen, um die literarischen Anfänge Simone de Beauvoirs einer erneuten Betrachtung zu unterziehen. In der Tat ist der politische, soziale und intellektuelle Kontext, der die Rezeption eines Werkes umgibt, eine Quelle für die genauere Kenntnis desselben wie seines Autors. Lange Zeit am Rande der Literatur verortet, hat die Rezeption, dank der Arbeiten von Hans Robert Jauss³ und Joseph Jurt,⁴ ihren Adelsbrief erhalten. Heutzutage kann niemand ihre Bedeutung negieren. Sie gestattet uns hier, einen vergessenen Textkorpus zu entdecken, der doch voller Lobreden auf die ersten Werke einer von Beginn an zu den begabtesten Schriftsteller-Philosophen ihrer Generation gezählten jungen Romanautorin ist, deren Talent unmittelbar von ihresgleichen anerkannt und von zahlreichen Literaturkritikern gefeiert wird.

1 Frz. »écrivaine-philosophe«, weibliche Form des Begriffs »écrivain-philosophe«, der sich z. Z. der französischen Aufklärung durchsetzte und den philosophierenden Schriftsteller bezeichnete (A. d. Ü. – E. B.).

2 *Quand prime le spirituel*. Paris 1979.

3 *Pour une esthétique de la réception de la littérature*. Paris, Gallimard, 1975.

4 Joseph Jurt: *La Réception de la littérature par la critique journalistique*. Paris, Jean-Michel Place, 1980.

So sieht etwa Henry Jamet das Talent der Autorin »in den Fußstapfen von Proust«,⁵ während Georges Blin die Personen aus »Sie kam und blieb« in die direkte Nachfolge derjenigen bei Dostojewskij einordnet.⁶ Anderen zufolge sind die Schriften der höchsten Preise würdig: Für »Sie kam und blieb« stand der »Prix Goncourt« zur Debatte, ebenso wie der Renaudot, wie die Verfasserin des Memoirenbandes »In den besten Jahren« angibt (S. 574); »Das Blut der anderen« wurde zumindest von zwei Kritikern als für den »Goncourt« und den »Femina« würdig befunden, und »Unnütze Mäuler« hätte auf den größten Bühnen – dem »Français«, dem »Châtelet« oder dem »Odéon« – und von den größten Schauspielern gespielt werden müssen, mit Louis Jouvet an der Spitze.

Björn Larsson war der erste, der sich für die Rezeption der Werke von Simone de Beauvoir interessierte, vgl. etwa seine Arbeit über die Rezeption der »Mandarins von Paris« aus dem Jahre 1988;⁷ anschließend arbeitete und publizierte Vivi-Anne Lennartsson zur Rezeption von »In den besten Jahren«,⁸ und schließlich 2004 Ingrid Galster zu derjenigen von »Das andere Geschlecht«.⁹

Der Bekanntheitsgrad eines Schriftstellers ist von entscheidender Bedeutung für die Anzahl von Artikeln, die über seine Schriften verfasst werden; derjenige der Zeitschriften bestimmt darüber, ob sie über das Buch eines bestimmten Autors schreiben oder nicht. Während der Kriegswirren neigen sie vielmehr dazu, Programme und Berichte über Theateraufführungen, Mode und Haushalt zu publizieren, zuungunsten der literarischen Rubriken, die selten werden; aber dank der seit 1940 illegal erscheinenden Zeitschriften bleibt das intellektuelle und v. a. das literarische Leben intakt.¹⁰

Die Rezeption von »Sie kam und blieb« (1943) unterliegt zunächst den Konsequenzen von Papierknappheit und -rationierung: Die Mehrzahl der Zeitungen ist in der Tat auf vier, wenn nicht gar zwei Seiten reduziert, außer diejenigen, deren Ideen der herrschenden Ideologie nahe stehen, wie »Je suis partout« oder »Combat«, denen acht Seiten zur Verfügung stehen. Zudem ist Simone de Beauvoir eine Unbekannte außerhalb der bescheidenen Gruppe von Schriftstellern, Intellektuellen und Künstlern, die die Cafés von Montparnasse und bald auch diejenigen von Saint-Germain-des-Près bevölkern, wo sie zwischen 1937 und 1941 ihren ersten Roman schreibt. Daher nimmt sich unser Textkorpus bescheiden aus, verglichen mit demjenigen, der die Erscheinung so aufsehenerregender Werke wie »Das andere Geschlecht« oder »Die Mandarins von Paris« begleitet: 21 Artikel zu »Sie kam und blieb«, 30 zu »Das Blut der anderen«, 23 zu »Unnütze Mäuler«.

5 Henry Jamet: Simone de Beauvoir. L'Invitée (N. R. F., Edit.). In: Chronique de Paris, n° 1, novembre 1943.

6 Georges Blin: Simone de Beauvoir et problème de l'action. In: Fontaine, n° 41-46, 1945.

7 Björn Larsson: La Réception des Mandarins. Le roman de Simone de Beauvoir face à la critique littéraire en France. Lund University Press 1988.

8 Vivi-Anne Lennartsson: L'Effet sincérité. L'autobiographie littéraire vue à travers la critique journalistique. L'Exemple de La Force des choses. Lund 2001.

9 Ingrid Galster: Le Deuxième sexe de Simone de Beauvoir. Paris, Presses universitaires Paris-Sorbonne, 2004.

10 Combat, Libération, Franc-Tireur, La Marseillaise, Témoignage chrétien, L'Arche, Confluences, Fontaine, La Nef.

Die Rezeption der ersten Werke von Simone de Beauvoir schreibt sich in den ganz besonderen politischen und literarischen Kontext des Krieges und der Befreiung ein. Sie wird sich auf drei Ebenen abspielen, die den literarischen Geschmack der neuen Romanautorin betreffen: der metaphysische Roman, der Einfluss des amerikanischen Romans, die Zurückweisung des Existenzialismus vor dem Hintergrund der in der Zwischenkriegszeit ausgebrochenen Literaturkrise um den klassischen französischen Roman, dessen Genre verbraucht zu sein scheint.

Wir werden die Rezeption der Schriften Simone de Beauvoirs unter der Perspektive dieser Kontexte und Ebenen betrachten.

»Sie kam und blieb« erscheint, als der Krieg in vollem Gange ist, unter deutscher Okkupation und der faschistischen Vichy-Regierung, die am Tag nach der Niederlage von 1940 an die Macht gelangt. Der Roman hat die doppelte Zensur der Okkupanten und der Vichy-Regierung überstanden. Wie spielt sich, unter der Bedingung einer so strengen Überwachung, die Kritik ab? Kann sie von Objektivität und Neutralität gegenüber einem Buch zeugen, worin die Handlung und die Lebensweise der handelnden Personen dem auf »Arbeit, Familie, Vaterland« gegründeten Moralkodex der neuen Ideologie so fundamental widersprechen? Seinem Thema und den Personen nach, die sich, inspiriert durch den Individualismus der Vorkriegszeit, in Distanz zu den sozialpolitischen Bedingungen der Okkupation befinden (das Sujet findet sich bereits klar und deutlich in den »Carnets de jeunesse« von 1927), ist »Sie kam und blieb« noch ein Jugendwerk. Indem sie es mittels eines subtilen Winkelzugs einer hypothetischen »femininen Literatur« zuordnet, umgeht die Kritik das moralische Problem.

»Das Blut der anderen« und »Unnütze Mäuler« erscheinen zur Zeit der Befreiung, in einem Land, das die Freiheit wiederentdeckt hat und viele neue, einander bekämpfende Ideologien entstehen sieht, darunter eine neue Philosophie, den Existenzialismus, der, nachdem er die Philosophie und die Literatur infiltriert hat, mit der Schaffung einer neuen Zeitschrift – »Les Temps Modernes« –, die sich durch die Mitarbeit junger, durch die Eliten der besten Schulen gebildeter Intellektueller als prestigeträchtig ankündigt, nunmehr die Politik attackiert.

Diese Philosophie ruft eine erbitterte Opposition unter der Rechten, aber auch der Linken hervor, die Kommunistische Partei an der Spitze. Hatten nicht derjenige, den man bereits den Chef der »existenzialistischen Schule« nannte, und seine alsbald als »Notre Dame de Sartre« bekannte Gefährtin, bereits die öffentliche Szene überfallen, sie durch die Publikation eines Romans und eines Bühnenstücks in diesem Jahr 1945, er durch zwei Romane und Theaterstücke, die seit der Saison 1942-1943 regelmäßig gespielt wurden? Dieses Übergewicht einer Denkweise und eines als »existenzialistische Offensive« titulierten Medien-Paares rief von Beginn an starke Widerstände hervor, sodann eine tiefgründige Ablehnung, die das Werk Simone de Beauvoirs prägen wird.

Aber die wachsende Feindseligkeit gegenüber dem Existenzialismus Sartres ist nicht der einzige Grund für die Abneigung, die sich dauerhaft zwischen der neuen

Romanschriftstellerin, der Kritik und der Presse installiert wird. Seit 1937, nach den tastenden Versuchen und der Zurückweisung ihrer Novellen, die, nach Meinung mehrerer Herausgeber, in einem allzu klassischen Stil gehalten sind, war sie auf der Suche nach einem neuen Stil, um das Verfassen von »Sie kam und blieb« in Angriff zu nehmen. Seit dem ersten Roman von Sartre, »Der Ekel«, im Jahre 1938 als literarisches Ereignis gefeiert, geht die Tendenz in Richtung metaphysischer Roman. Und so setzt die junge Romanautorin ihre solide philosophische Ausbildung, ihren täglichen Austausch mit Sartre und ihre Lektüre Hegels und Heideggers, die in Frankreich noch wenig bekannt sind, ein, um die Metaphysik in ihren Roman zu integrieren. Sicherlich profitiert sie dabei von einer Mode, aber sie versucht auch, die existenzialistische Philosophie lesbarer zu machen, indem sie sie in das Leben ihrer Figuren integriert.

An Nelson Algren, der die Lektüre von »Das Blut der anderen« schwierig findet, schreibt sie einige Jahre später: »Sie haben recht, da ist zu viel Philosophie, aber das entspricht meiner spontanen Wahrnehmung der Welt; jedes Ereignis, das mich berührt, beurteile ich in mir selbst, ich unterscheide nicht zwischen Empfindungen, Ereignissen und Philosophie, und es wäre gegen meine Natur, diese letztere auszuschließen.«¹¹

In dem philosophischen Essay »Pyrrhus und Cineas«, der der Publikation von »Sie kam und blieb« folgt, und seit den ersten Ausgaben von »Les Temps Modernes«, verteidigt sie ihre Entscheidung, die von Maurice Merleau-Ponty geteilt wird, für den die Rückkehr der Metaphysik in die Literatur unumgänglich ist.¹² Für Maurice Blanchot »kann der Romanautor, der zugleich Philosoph ist, nur eine Bereicherung darstellen, in der Weise, wie er Probleme der Existenz, der Freiheit aufwirft«,¹³ wie es Simone de Beauvoir in ihrem zweiten Roman tut. Warum sollte man der Fiktion mit ihren kaum definierten Umrissen verwehren, »sich aus anderen Quellen zu speisen als aus denjenigen, die sie hervorgebracht haben: dem Wunsch, der Wahrheit des Lebens der Menschen so nah wie möglich zu kommen, eine Weltsicht anzubieten. Es gibt einen Grund, beide Disziplinen zu verbinden, das wusste Sartre, ebenso wie Simone de Beauvoir und Albert Camus.«

Maurice Nadeau wirft der Erzählerin vor, ihrer Fiktion ein philosophisches Schema übergestülpt zu haben, in das sich die Figuren, ihr Denken und ihr Handeln einschreiben müssen, was ihrem Verhalten anzumerken sei.¹⁴ »Aufgebläht von Philosophie« stehen sie vor großen, mit Problemen der Existenz verbundenen Fragestellungen, und ihre Schöpferin »führt sie am Gängelband«, hindert sie am Atmen, statt sie ihr Abenteuer verfolgen zu lassen. Das sind »konstruierte« Figu-

11 Simone de Beauvoir: *Lettres à Nelson Algren. Un amour transatlantique, 1947-1964*. Texte établi, traduit de l'anglais et annoté par Sylvie Le Bon de Beauvoir. Lettre du 18 Août 1948, S. 223.

12 Maurice Merleau-Ponty: *Le roman et la métaphysique*. In: *Cahiers du Sud*, n° 278 T XXIII, Mars-Avril 1945, repris dans *Sens et Non sens*, Maurice Merleau-Ponty, Nagel Editeur, 1966, puis Gallimard, 1996, S. 34-52.

13 Maurice Blanchot: *Les romans de Sartre*. In: *L'Arche*, octobre 1945-juillet 1946, S. 129.

14 *Combat*, 28 septembre 1945.

ren, von der Autorin »gewollte« Kreaturen, die vielmehr gewonnen hätte, wenn sie diese hätte auf sich wirken lassen.

Claude de Fréminville teilt diesen Standpunkt in Bezug auf »Unnütze Mäuler«, wenn er bedauert, dass die Figuren Schlüssel-Ideen herunterleiern, die der Dramaturgin teuer sind, die sie aber nicht fühlen, da diese nicht aus den Abenteuern resultieren, in die sie geworfen sind. Feindselig gegenüber dem, was er als »Inbesitznahme des französischen intellektuellen Lebens durch die existenzialistische Schule« ansieht, wünscht er sich, Simone de Beauvoir »wüsste sich einzig als die wunderbare Romanautorin, die sie ist.«¹⁵

Die literarischen Zeitschriften zeugen von heftigen, die literarische Welt erschütternden Reaktionen auf das, was einige bereits als »die Art der Inbesitznahme fast aller Branchen der Literatur durch die Philosophen« bezeichnen.¹⁶ »Doch bei allem – vielleicht ist es nicht schlecht, dass die Philosophie die Sorbonne verlässt«, äußert sich Paul Chaulot in »La Gazette des Lettres«, während sein Kollege der »Sartreschen existenzialistischen Schule« das Verdienst zuerkennt, dem Laien den Zugang zur Philosophie »über die nicht ganz so schroffen Wege der Literatur« zu verschaffen.

Obwohl er ein »wahrhaftes Vergnügen daran gefunden [habe], mit lauter Stimme kurze Paragraphen zu lesen, die der der Autorin so teuren existenziellen Phänomenologie entstammen«, wirft Maurice Sallet der Philosophin doch heftig vor, dieses Verfahren gewählt zu haben.¹⁷ »In seinen Werken Elemente von Philosophie heimisch machen oder banalisieren zu wollen« ist, ihm zufolge, »stets ein Irrtum, ja eine Schwäche.« Für Gaétan Picon, der »Das Blut der anderen« analysiert, steht der Roman sicher »in direkter Verbindung zum Sartreschen Existenzialismus«, aber er sieht hier, zusätzlich noch, eine »Demonstration des existenzialistischen Romans großen Stils«, der, wie die Romane Sartres, vor allem die Freiheit preist.¹⁸

Ob sie nun diese Einmischung der Philosophie in den Roman schätzen oder nicht, so unterstellen doch viele, dass diese Anleihen an die existenzialistische Philosophie nur dazu da sind, die Sartre so teuren Thesen zu illustrieren, wie er sie in »Das Sein und das Nichts« entwickelt hatte, wobei sie vergessen, dass die Dramaturgin selbst eine ganze Philosophin ist, was in mehreren Kritiken von »Pyrrhus und Cineas« ein Jahr zuvor bereits anerkannt worden war.

Der in den 1940er Jahren gegen Simone de Beauvoir und den metaphysischen Roman angestrengte Prozess zielt direkt ab auf die ihn beherrschende Ideologie, den Existenzialismus Jean-Paul Sartres, zu dessen Sprachrohr sich die junge Romanautorin gemacht habe. In der Tat: Hinter den Besprechungen von »Sie kam und blieb«, »Das Blut der anderen« und »Unnütze Mäuler« und der Romane von Sartre atmet der Skandal, der den Existenzialismus belebt wie die engagierte Lite-

15 Notes sur trois Œuvres de Simone de Beauvoir. In: *Renaissances* n° 17, décembre 1945, S. 47-49.

16 Michel Lombard: *La littérature aux mains des philosophes*. In: *Accords*, 15.2.1946.

17 *Terre des hommes*, 6 octobre 1945.

18 *A propos du Sang des autres*, juin-décembre 1945.

ratur im allgemeinen, sowie die Ablehnung einer bestimmten Art, den Menschen zu denken, »diese unnütze Leidenschaft«, die ihm eignet.

Im Übrigen stelle die nun schon zehn Jahre andauernde Schwärmerei der jungen philosophischen Romanautoren für den amerikanischen Roman eine starke Gefahr für den Roman dar, so Alexander Astruc im Jahre 1944.¹⁹ »Eine große Welle der Sympathie führt die jungen Schriftsteller zur amerikanischen Literatur«; die Technik der amerikanischen Romanautoren zerbricht das klassische Joch des Romans, »der wieder ein Mittel, nicht mehr ein Ziel darstellt, wovon sich Sartre und Camus so gut zu inspirieren wussten«, meint er. André Gide wiederum ist der Auffassung, durch ihre »Sorge um den gegenwärtigen Augenblick«, die eher die Sinne denn den Verstand anspricht, würden die amerikanischen Romanautoren unsere Literatur erwecken, und Denis de Rougemont sieht darin eine Literatur, die, ohne Vorurteile, den Leser direkt betrifft. Die Veröffentlichung von Schriften Faulkners, Wrights und Hemingways in Form von Fortsetzungsromanen in einer bestimmten Anzahl von Zeitschriften zeugt vom Geschmack, den man in Frankreich damals am amerikanischen Roman fand. Ab 1938 rezensierte Sartre Werke von Dos Passos und Faulkner.²⁰

Nathalie Sarraute ihrerseits sieht in der »gesunde[n] Einfachheit des jungen amerikanischen Romans, seine[r] ein wenig raue[n] Energie« eine Gelegenheit dazu, »unserem durch das Übermaß an Analyse geschwächten und von seniler Austrocknung bedrohten Roman mittels heilsamer Ansteckung ein wenig Vitalität und Saft« zurückzugeben.²¹

Die eifrige Lektüre der amerikanischen Romane hat die junge Romanautorin davon überzeugt, dass der Idealismus der französischen Romane ihrer Jugendzeit vorbei ist. Von nun an will sie den Menschen in seiner konkreten Wirklichkeit zeigen, worin sich die amerikanischen Romanautoren so gut auskennen. So lässt sie sich von deren Technik inspirieren, die ihr neue narrative, stilistische und dialogische Perspektiven eröffnen. »Die psychologische Beschreibung der Figuren durch schnelle, scheinbar banale Dialoge in einem willentlich neutralen und von jeglichem Kommentar freien Stil«, derer sie sich in »Sie kam und blieb« stark bedient, sieht Thierry Maulnier als »einen Versuch, in Frankreich den Stil Hemingways und Caldwells heimisch werden zu lassen, wenngleich die Form des Buches kaum aus dem klassischen französischen Romandiskurs ausbricht«, und für ihn »riecht die Imitation zu sehr nach der Methode, als dass die fremde Poesie der mystischen Figuren aus Virginia oder Georgia erhalten bleiben könnte.«

19 Alexandre Astruc: Le roman américain. In: Action, 6 Octobre 1944.

20 Diese Kritiken erschienen in »La Nouvelle Revue française« im Februar und August 1938 und im Juni 1939; 1947 wurden sie in einem Sammelband unter dem Titel »Situations, I« publiziert, später dann bei »Critiques littéraires« (Situations, I), Gallimard, »Folio Essais« 2000.

21 L'Ere du soupçon, Edition Gallimard, Collection Idées, 1956, S. 18. Zuerst 1950 in »Les Temps modernes« publiziert, erscheint »L'Ere du Soupçon« von Nathalie Sarraute 1956, um dann 1999 in »Folio essais« erneut aufgelegt zu werden.

Mit »Das Blut der anderen« hatte sie den Eindruck einer technischen Innovation, und viele »schlossen sich dem an, darin die originale Form zu sehen, so sehr hatte der französische Roman bis dahin die Routinen respektiert«, schreibt sie.²² In dem Aufeinanderprallen chronologischer Ebenen, wo sich Vergangenheit und Gegenwart vermischen, in dem Wort, das abwechselnd der handelnden Person und dem Erzähler gegeben wird, wodurch »das ›er‹ eines Satzes unvermittelt, ohne Übergang, ohne Anführungsstriche, ohne Ankündigung zum ›ich‹ des folgenden Satzes wird«, sieht Jean-Albert Bédé eine direkt den Romanen William Faulkners entstammende Inspiration.²³ Entsprechend dem den amerikanischen Romanautoren der 30er Jahre so teuren Verfahren wechseln solcherart Erzählung und innerer Monolog einander ab, was jegliche Art von Variation gestattet.

Statt Übereinstimmung bedeutete diese »Kreuzung von Kafka und amerikanischem Roman« vielmehr das Verschwinden des klassischen Romans, wie er seit Madame de Lafayette geschrieben wurde.²⁴

»Indem sie Amerika entdecken, bereichern die französischen Romanautoren nicht unsere Literatur«, so ein Titel in »Samedi soir«, dessen (anonymer) Verfasser den sichtbaren und von ihren Autoren, Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir, anerkannten Einfluss auf ihre jüngst erschienenen Romane zu entdecken glaubt.²⁵ Was den Charme der amerikanischen Romanautoren ausmacht, fährt er fort, »das ist vor allem der Eindruck von Neuheit«. Der amerikanische Roman präsentiert »eine bittere und brutale Welt, [...] zerrüttete Familien, wo Sinnenlust und Inzest grassieren. [...] Diesen im Übrigen in Amerika von Maupassant und Zola inspirierten unbarmherzigen Realismus wollen unsere Romanautoren auf französischem Boden wiederfinden.« Obwohl er anerkennt, dass sie »eine brutale und kraftvolle Erneuerung der erschöpften Formen des traditionellen Romans« herbeiführen, vermisst er doch »den Glanz, die Eleganz, die verfeinerten Gefühle, die Harmonie der Sprache«, nunmehr in den Romanen von Sartre und Beauvoir ersetzt durch »das Allerzweifelhaftigste der Existenz: anrühige Hotels, ekelzerregenden Schmutz, Abort, trübe Nächte, Liebe ohne Frische«.

»Seit 50 Jahren gab es keine so intellektualistische und so wenig poetische Literatur wie diese«, schreibt André Rousseaux.²⁶

Diese von ihren amerikanischen Kollegen entlehnte Technik habe jedoch nicht verhindert, dass die erfundenen Figuren, insbesondere diejenigen aus »Unnütze Mäuler«, konventionelle Figuren geblieben sind, jeglichen Fleisches und Blutes entledigt. So in etwa der Hauptvorwurf, der aus vielen Federn stammt. »Die Romanautorin hat den Dramaturgen in den Hintergrund gedrängt und lässt Ab-

22 La Force des choses, S. 49.

23 France-Amérique, 27 janvier 1946.

24 Jacques Lemarchand: Le roman et la critique subtile. In: Volontés, 1er août 1945.

25 Anonymus: En découvrant l'Amérique, les romanciers français n'enrichissent pas notre littérature. In: Samedi-Soir, 17 novembre 1945.

26 André Rousseaux: Romans sartriens. In: France Illustration, 3 novembre 1945.

straktionen handeln und keine Geschöpfe von Fleisch und Blut«, schreibt Max Favalelli,²⁷ »völlig falsche« Figuren für Claude de Fréminville. Die Autorin sei dermaßen daran gescheitert, ihnen »Blut und Leben« zu geben, dass sie Künstlichkeit ausstrahlen und der Realitätsprobe nicht standhalten. Sie vermitteln den Eindruck, nur dazu da zu sein, um als Interpreten der von ihrer Schöpferin gewollten philosophischen Botschaften zu dienen. Andere hingegen begrüßen den Bruch mit der psychologischen Analyse, wie sie zuvor praktiziert wurde, als Errungenschaft; und durch das Hineinstellen der Figuren in die »Situation«, in das Eingesperrtsein in einen monotonen Alltag in »Sie kam und blieb« oder den Krieg und die Résistance in »Das Blut der anderen«, gelingt es auf perfekte Art, ihre Verhaltensweisen zu erfassen.

Diese literarischen Innovationen, der existenzialistische metaphysische Roman und die Inspiration durch eine amerikanische Technik, im Bruch mit dem klassischen Roman, revolutionieren und bringen Schriftsteller und Intellektuelle gründlich durcheinander, die schon durch die tiefe Krise beunruhigt sind, welche bereits seit mehreren Jahrzehnten die Literatur im allgemeinen und insonderheit das Genre des Romans durchschüttelt, den viele als moribund betrachten. Dieser Pessimismus wird allerdings nicht von allen geteilt. So traut Roland Barthes dem Roman zu, sich wieder zu erholen. »Die Heilung kommt nicht von der Akademie oder den Doktoren, sondern von denen, die ihn lieben, ohne zu rasonnieren, d. h. von jenen, die ihn schreiben, lesen, die sich in ihm verlieren und sich an ihm erfreuen.«²⁸

Aber war dieser letzte, durch die Philosophen-Schriftsteller der neuen Generation abgefeuerte, Startschuss nicht sein Gnadenschuss?

Die in der Zwischenkriegszeit entstandene Kritik warf die Frage nach der Nützlichkeit der Literatur, nach der Zukunft des klassischen Romans auf und stellte die Kritik in Frage, wie sie damals praktiziert wurde. In den 40er Jahren lebte diese Debatte wieder auf, wovon die unter der Leitung René Taverniers von »Confluences« lancierte Enquete zeugt.²⁹ Würde die Rettung des Romans von der Metaphysik und dem amerikanischen Roman ausgehen? Die in unterschiedliche Lager geteilten Schriftsteller bringen, ausgehend von gegensätzlichen und zuweilen einander scharf gegenüberstehenden Standpunkten, ihre ablehnende oder enthusiastische Haltung diesen literarischen Innovationen gegenüber zum Ausdruck.

Diese Teilungen und die tiefe Unsicherheit, hervorgerufen durch die literarischen Transformationen, wie sie von den neuen Strömungen ausgehen, wirken sich auf den Korpus der Kritik der drei Werke aus, der durch starke Gegensätze und extreme Urteile geprägt ist. Möglicherweise ist derjenige der »Unnützen Mäuler« am meisten in sich gespalten, sehen doch einige, wie etwa Philippe Hériat, darin ein

27 La Dépêche de Paris, 6 novembre 1945.

28 Existences, revue trimestrielle de l'Association des Etudiants au Sanatorium de Saint-Hilaire du Touvet (Isère), numéro 31, 1943, S. 64.

29 Confluences, juin-décembre 1943.

Meisterwerk und feiern das Auftreten eines »echten dramatischen Schriftstellers«, des »sicheren, erprobten Talents«, während andere darin nichts weniger als »das Scheitern einer Seele, eines Temperaments« erkennen. »Unnütze Mäuler« wird von Léon Treich als »das bemerkenswerteste Stück der Saison« und als »äußerst bemerkenswertes Drama« bezeichnet. Dieses Tendenzstück ist für ihn eine Illustration der existenzialistischen Prinzipien, fesselnd, ergreifend, zeitweise von strenger Größe, unterstützt »durch den Stil, den Reichtum an Ideen und durch die Aufrichtigkeit«. ³⁰

»Ein Meisterwerk, ein Stück großen Formats«, ruft Marc Beigbeder aus, um anschließend zu betonen: »Nebenbei bemerkt: ›Caligula‹ und ›Die Fliegen‹ machen den Eindruck bürgerlicher und psychologischer Stücke. [...] In ihnen weht ein Atem, an den wir nicht gewöhnt sind.« ³¹ Doch für Jean Walter ist dies »Ein zu philosophisches Stück, zuungunsten der dramatischen Handlung.« ³² Pierre Loewel, Kritiker der »Lettres françaises«, spart nicht mit Lobreden, wenn er insonderheit »die Standhaftigkeit und Noblesse dieses durch seinen Ton, Stil, seine Inspiration und Bildung so bemerkenswerten Werkes« betont, das »von sicherer Hand mit sparsamen und straffen Mitteln« geschaffen wurde, worin er das Zeichen eines »sicheren, erprobten Talents im Dienste einer dominierenden und klaren Denkweise« erblickt. ³³ Schließlich hofft er, dass dieses Stück »die Aufnahme durch das Publikum erhält, die ihm gebührt.«

Sein Kollege von »Action«, ebenfalls marxistischer Anschauung, meint, das Problem von »Unnütze Mäuler« sei falsch gestellt, da zu abstrakt. Er fragt sich, ob die Russische Revolution überlebt hätte, wenn sie nicht einige »unnütze Anschauungen« über Bord geworfen hätte. »Der Stil, die Repliken sind unangreifbar, von allem Überflüssigen entblößt«, fügt er allerdings hinzu.

Andere wiederum sind der Auffassung, die Dramaturgin habe die Technik des Theaters nicht völlig beherrscht, ihren Figuren würde es an Fleisch und Blut mangeln, ihre Kostüme seien Fetzen; die Bühnengestaltung würde ein »verfälschtes« Mittelalter heraufbeschwören, und der Kritiker von »Témoignage chrétien« fühlt das »unnatürliche Pathos« dieses Melodrams. ³⁴

Es sei daran erinnert, dass das Stück im November 1945 aufgeführt wird, mit behelfsmäßigen Mitteln und Schauspielern, die oftmals keine Erfahrungen auf der Bühne haben, wie Jean Berger und Jean-Roger Caussimont (bzw. Jean-Pierre Gauthier und Georges d'Avesnes), die beide aus Kriegsgefangenenlagern zurückgekehrt sind.

Die Aufnahme von »Unnütze Mäuler« ist derart feindlich, dass das gerade uraufgeführte Stück abgesetzt wird, während die Rezeption von realer Wertschät-

30 Mondes, 14 novembre 1945.

31 Cosmos, 16.11.1945.

32 Jean Walter, Volontés, 7 novembre 1945.

33 Les Lettres françaises, 10 novembre 1945.

34 Jean Sauvenay, Témoignage Chrétien, 16 novembre 1945.

zung zeugt. Die Analysen und Rezensionen sind von einer Zurückweisung des Existenzialismus und der gesamten durch ihn inspirierten Literatur beseelt. So verkörpern die Figuren für Antoine Goléa in der Tat »den Menschen, der die Liebe aus seinen Begriffen gestrichen hat [...]. Sie stellen die Galerie der schon klassisch gewordenen Irrtümer unserer Existenzialisten dar«, eine Anspielung auf die unschwer erkennbaren Figuren von Sartre.³⁵ Man erkenne »den angehenden ›Chef‹, den Führer-Anwärter« hinter dem »Inzestuösen, der das obligatorisch schmutzig-lüsterne Vokabular verwendet, das darauf abzielt, den Bourgeois aufzuregen und die jungen Abiturienten zu erregen, die heimlich lasterhaft und Anhänger von Herrn Sartre sind«, während er in dem Spiel von Olga Dominique »das perfekte Resümee einer aufgehenden Pflanze vom Boulevard St-Germain, die ewige Xavière von Fräulein de Beauvoir, die Inès von ›Huis-Clos‹« entdeckt.

Der altruistische Appell von »Das Blut der anderen« lässt die gegen »Unnütze Mäuler« vorgebrachten Klagen in den Hintergrund treten, aber die Anleihe an die narrative Technik des amerikanischen Romans wird von vielen Kritikern betont. Zudem habe es den Anschein, als hätten sich die Figuren nicht gegenüber der Romanautorin durchsetzen können; Auguste Angles zufolge mangelt es ihnen an Lebendigkeit, sie erscheinen als »allegorische Helden« statt als »Figuren von Fleisch«. Dennoch schätzt Maurice Saillet die Autorin als »im vollen Besitz ihrer Mittel«. Sie verfüge über eine sichere Hand und stehe mit beiden Beinen in der Zeit, von der ihr Roman handelt, wodurch dieser den »Wert einer Bürgertat« erhält. Für Armand Hoog ein bewundernswerter Roman, besser noch, aber auch schwerer, schrecklicher, als »Sie kam und blieb«, »ein großes Buch«, das dem Leser einigen Mut abverlangt.³⁶

Ungeachtet der entgegengesetzten Einschätzungen der drei Werke erwartet den Leser eine kleine Überraschung, nämlich die Anerkennung eines Stils bei einem Autoren, dem unaufhörlich zum Vorwurf gemacht wurde, keinen Stil zu haben!

Viele Kritiker begrüßen einen »geschmeidigen, luziden, klaren« Stil, und Claude de Fréminville spricht von einem »bewundernswerten Stil, wo nichts hakt.« Jean Bassan hat die Ernsthaftigkeit der Probleme, die sie behandelt, und die Schönheit des Stils festgehalten, dessen Meriten er preist.³⁷ »Seine schlichte Noblesse, seine extreme Straffheit«, die »Verachtung der Verzierung, der Anekdote« könnten zu dem strengen Urteil einiger seiner Kollegen beigetragen haben. So viel Nüchternheit könne in der Tat zu einer allzu großen Trockenheit der Dialoge führen, und dennoch sind diese »Handlung, Kraft und Fülle«.

Für Claude Roy, der es bedauert, fast überall den Einfluss des amerikanischen Romanschriftstellers zu finden, »erinnern diese kurzen, trockenen und boshaften Dialoge, diese falsche Nonchalance, diese sehr subtile Brutalität sofort an den Hemingway des ›Abschieds von den Waffen‹ und der ›Fiesta‹«. Das Leben dieser

35 Fraternité, 7 novembre 1945.

36 Carrefour, 28 septembre 1945.

37 La Nef, mars 1946, S. 146-149.

ganzen hübschen Welt wird von »diesem zugleich straffen, unerbittlichen, bösartigen und duldsamen Geist beschrieben«. Sie »hat die Gabe, einen Roman zu be-seelen«, schreibt Maurice Sallet, »sie berichtet in kurzen, lebendigen und straffen Zügen, und lässt dem Dialog großen Raum.«

Im Jahre 1949 befasste sich Criticus, alias Marcel Berger, ausgehend vom ersten Kapitel von »Sie kam und blieb«, mit dem Stil Simone de Beauvoirs.³⁸ Er betonte die Raffinesse und Eleganz eines Stils, der, trotz der oftmals extremen Freiheiten, die sich die Autorin gegenüber der Syntax herausnimmt, mit wenigen Mitteln »den Leser in die Innenwelt der Heldin eintreten lässt«. Diese positive Haltung wird auch von Philippe Sollers geteilt, der sich jüngst in einer Studie, die er auf dem von Julia Kristeva aus Anlass des 100. Geburtstages Simone de Beauvoirs im Januar 2008 in Paris organisierten Kolloquium vorstellte, ebenfalls mit dem Stil derselben beschäftigte.

Doch auch die scharfen Kritiker des »schweren, erstickenden« Stils von »Sie kam und blieb« sind Legion. Als 1954 »Die Mandarins« erscheinen, klagt Jacques Laurent den Stil an, der viel zu lax sei, um wahr zu wirken, die »Unbeholfenheit des Ausdrucks«: »die Dialoge Madame de Beauvoirs übersteigen an Bedeutung nie das Bedeutete«; »Madame de Beauvoir liebt die französische Sprache nicht. Doch warum liebt sie das Französische, sobald es nachlässig ist?«, fragt er sich.³⁹ Um nicht als bürgerliche Romanautorin zu gelten, reiche es nicht aus, ständig umgangssprachliche Wendungen zu benutzen (etwa »ça« anstelle von »cela« zu schreiben). Simone de Beauvoir gab zu, dass der Stil für sie nicht von oberster Priorität war.

Zusammenfassung

Der Korpus der Rezeption der drei ersten Werke Simone de Beauvoirs zeugt von einer tiefen Kluft zwischen literarischer Anerkennung seit »Sie kam und blieb«, einerseits, und der immer wiederkehrenden Zurückweisung durch eine parteiische Kritik, andererseits, die ihr ihren Lebensstil, ihre literarischen Neigungen und insbesondere ihre Schreibweise vorwirft, mit der sie reale Situationen ungeschminkt darstellt. Die Debatte wird beherrscht von der Gegnerschaft gegen den Existenzialismus und die Omnipräsenz Sartres, dessen »Anhängerin« sie sei. Im Zentrum der Gegensätze zwischen Existenzialisten, Marxisten und Christen steht die Ideologie, selbst wenn einige diese Gräben auf »literarische« Weise zu überspringen versuchen. Diese Distanz hält das gesamte Schaffen Beauvoirs über an, und die

38 Criticus (pseudonyme de Marcel Berger): *Le Style au microscope*. Calmann-Lévy, 1949 (T.1), 1951 (T.2), Simone de Beauvoir, S. 25-42.

39 Jacques Laurent: *Simone de Beauvoir vend la mère pour 900 Francs* (Gallimard). In: *Arts*, du 3 au 9 novembre 1954, n° 488.

Kritiken behalten den Beigeschmack einer Epoche bei, in welcher Sartre ein zugleich angebeteter und gehasster »Meisterdenker« war.

Im Übrigen bringen die literarischen Neigungen Simone de Beauvoirs die Regeln des klassischen Romans durcheinander, wenn sie nämlich Metaphysik und eine Erzähltechnik einführt, die sie den amerikanischen Romanautoren entlehnt hat, was beides nicht aus Opportunität geschieht, sondern ihrer Bildung und ihrem Geschmack entspricht. Was die Trockenheit ihres Stils anbelangt, die ihr immer wieder vorgeworfen wird, so fällt diese mit der präzisen und gesammelten Art zusammen, in der sie ihre Gedanken äußert.

Einige werfen Simone de Beauvoir vor, sich in eine tödliche Ideologie verirrt zu haben, den Existenzialismus, der ihrem Werk unterliegt. Mehrere Kritiker gehen bis dahin, ihr zu raten, den Existenzialismus zu vergessen, wenn sie schreibt, und einer sagt ihr sogar den Erfolg ihres Werkes voraus, sobald der Existenzialismus vergessen ist!

Michèle Le Doeuff ihrerseits unterbreitet die Idee, Simone de Beauvoir habe sich, die Philosophie Sartre überlassend und auf ein eigenes philosophisches Werk verzichtend, den Anschauungen Sartres unterordnen und mit einem »doktrinären Rahmen« belasten müssen, mit dem sie letztlich nicht viel anfangen konnte, und dabei denjenigen aufgeben, den sie sich selbst bei ihrer Hegel-Lektüre angeeignet hatte.⁴⁰ Würde das, was sie als »Beitritt« bezeichnet, auch diese »gehässige« Anhängerin einschließen, welche Simone de Beauvoir Zeit ihres Lebens verfolgt hatte? Die Debatte ist nicht beendet.

Aus dem Französischen von Effi Böhlke

40 Michèle Le Doeuff: Simone de Beauvoir: les ambiguïtés d'un ralliement. In: Le Magazine littéraire n° 320, avril 1994, S. 58-61.

Simone de Beauvoir und die Geschichte der Frauen: Eine Betrachtung von »Das andere Geschlecht«

Philosophin, Historikerin, Psychologin, Soziologin – während sie »Das andere Geschlecht« verfasste, nahm Simone de Beauvoir diverse Identitäten an. Daher hat das Werk pluridisziplinäre Annäherungen hervorgerufen, insbesondere in der Periode zwischen dem 50. Jahrestag seines Erscheinens und dem 100. Geburtstag seiner Autorin (also zwischen 1999 und 2008).¹ Am zahlreichsten waren dabei die philosophischen und feministischen Studien, während sich die historischen Analysen v. a. für die Rezeption des Werks und seinen Kontext interessierten.² In jüngster Zeit haben sich ForscherInnen auf die Quellen konzentriert, die Simone de Beauvoir benutzen konnte.³ Ziel des hier entwickelten historiographischen Herangehens ist es, diese Aufklärung der Wurzeln des Werks fortzusetzen, indem dasselbe in die Abstammungslinie einer im Wesentlichen literarischen Geschichte der Frauen hineingestellt wird, die während des 19. und zu Beginn des 20. Jh. verfasst wurde, und zwar außerhalb der institutionalisierten Geschichtswissenschaft, gewissermaßen laienhaft also.⁴ Wenngleich das in erster Linie den zweiten Teil des ersten Bandes unter dem Titel »Geschichte« betrifft, so bezieht sich dies auf das gesamte Werk, ist doch die historische Dimension durchgängig präsent. In gleicher Weise ist der Platz zu hinterfragen, den die Geschichte im Laufe der Entfaltung der Argumentation einnimmt.

Nach der Vorstellung eines Quellenbestands zur Geschichte der Frauen am Ende der 40er Jahre wird die Zugehörigkeit von »Das andere Geschlecht« zu einem Zweig älterer historischer Schriften erhellt. Die Annäherung an das Werk über das Problem der »historischen Repräsentation« gestattet schließlich eine Beleuchtung des »epistemologischen Bruchs«, den es darstellt.⁵

Die Geschichte der Frauen im Jahre 1949

Ein gelehrtes Werk, ist »Das andere Geschlecht« zugleich ein Werk der Synthese, Frucht vielfältiger sich kreuzender Lektüren. Die Frage der zitierten Quellen, die im Verhältnis zu den von Simone de Beauvoir tatsächlich verwendeten gering

1 Chaperon et Delphy: 2000; Galster: 1999, 2004a, 2004b, 2007; Les Temps Modernes: 2002, 2007.

2 Gothlin: 2001 [1996]; Rodgers: 1998; Chaperon et Delphy: 2000; Chaperon: 2000.

3 Galster: 2004a.

4 Ernot: 2004, 2007.

5 Nach der Formulierung von Sylvie Chaperon: 1997, S. 138, aufgenommen durch Françoise Armengaud in Chaperon et Delphy: 2000.

ausfallen, öffnet vielfältigen Vermutungen das Tor. Dennoch geht es hier nicht darum, den Bestand an historischen Quellen zu rekonstruieren, auf die sich die Autorin stützte, sondern diejenigen vorzustellen, die in ihrer Zeit existierten und von denen ein großer Teil in der Bibliothèque nationale vorhanden waren, die Simone de Beauvoir während der Vorbereitung von »Das andere Geschlecht« frequentierte.

Die Historiographie der Frauen beginnt nicht erst mit »Das andere Geschlecht«. Im Jahre 1949 hat die Frauengeschichtsschreibung bereits eine Vergangenheit. Sind die historischen Arbeiten über das Thema »Frauen« in der Epoche der Moderne generell nicht allzu zahlreich, so trifft dies insbesondere auf das 19. und beginnende 20. Jahrhundert zu. Hier ist v. a. von der weiblichen Produktion die Rede: ca. 100 Arbeiten von etwa 50 Autorinnen, die, aufgrund ihrer Diversität und des verhältnismäßig langen Zeitraums, der hier betrachtet wird – 150 Jahre –, nicht an einer historiographischen Bewegung teilnahmen, die derjenigen vergleichbar wäre, wie sie mit der »Geschichte der Frauen« in der westlichen Welt in den 1970er und 1980er Jahren entstand.⁶

Wer sind diese Autorinnen? In anderthalb Jahrhunderten hat sich natürlich das soziale Profil gewandelt. Dennoch gehört die überwiegende Mehrheit von ihnen der sozialen Elite an, wie sie aus dem alten Adel und dem gebildeten Bürgertum hervorgegangen ist. Innerhalb eines Ganzen, in dem »die Literatin« (»la femme de lettres«) dominiert, lassen sich drei Kategorien ausmachen. Zunächst die Schriftstellerinnen, die die Geschichte der Frauen auf literarische Weise behandeln, jedoch nicht in Form eines Romans; sodann die »Laien« (»amateurs«), deren Schriften auf einer Untersuchung von Dokumenten beruhen;⁷ schließlich die Diplomierten, Frauen, die eine Doktorarbeit historischer Art auf dem Gebiet der Philosophie/Philologie, aber auch der Rechtswissenschaft oder Soziologie verfasst haben.

Die angefertigten Arbeiten sind zweierlei Typs, biographisch oder thematisch. In der Mehrzahl beruhen die Biographien auf dem Konzept der »Berühmtheit«. Einige handeln von einer einzigen Person, andere betreffen Kollektive. Diese Arbeiten erscheinen in der Form von Sammelbänden (über einige Dutzend historische Persönlichkeiten) oder von Nachschlagewerken (mit mehreren Hunderten von Einträgen). Die thematischen Arbeiten behandeln diverse Sujets (Feminismus, Arbeit, Bildung, Macht) oder schneiden das Thema »Frauen« über unterschiedlich lange Zeitspannen (kurze oder lange Dauer) hinweg an, gekoppelt mit bestimmten Räumen (Geschichte der Frauen seit Entstehen der Menschheit; während der griechischen oder römischen Antike).

6 Thébaud: 2007. Es entstanden auch Arbeiten von Männern, allerdings in geringerer Zahl. Die Biographien machten den größten Anteil aus.

7 Diese Kategorie wurde durch Bonnie Smith: 1998 identifiziert.

Es ist schwer zu sagen, ob und wie Simone de Beauvoir diese Quellen benutzte.⁸ Es ist jedoch anzunehmen, dass sie »die traditionelle Entfaltung der Geschichte der Frauen« nicht allein rekonstruiert hat: Auf diese Weise kann die Präsentation der Geschichte der Frauen über lange Zeiträume hinweg bezeichnet werden, wie sie in »Das andere Geschlecht« zu Anwendung kommt, aber auch schon in älteren Arbeiten. Es stellt sich die Frage nach der »Präsenz« dieser Repräsentation der Geschichte der Frauen in der Bevölkerung selbst; ohne Zweifel betraf sie nur eine gebildete Schicht.

»Das andere Geschlecht« und seine Vorläufer

Simone de Beauvoir hatte somit nicht gering zu schätzende historische Informationen zu ihrer Verfügung. Dabei besteht hier weniger die Frage nach der Verwendung derselben als danach, wie denn »Das andere Geschlecht« in die Linie dieser Arbeiten einzuordnen ist, insbesondere in folgende fünf, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zwischenkriegszeit erschienen:

- Joséphine Amory de Langerack, 1849: *De l'existence morale et physique des femmes ou Essai sur l'éducation et les conditions des femmes, prises dans tous les ordres de la société et en particulier dans les classes laborieuses* (Von der moralischen und physischen Existenz der Frauen oder Essay über die Bildung und die Lagen der Frauen, die sie in allen Ständen der Gesellschaft und besonders in den arbeitenden Klassen einnehmen);
- Joséphine de Marchef Girard, 1860: *Les femmes, leur passé, leur présent, leur avenir* (Die Frauen, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft);
- Alice Hurtrel, 1887: *La femme, sa condition sociale, de l'antiquité à nos jours* (Die Frau und ihre soziale Lage von der Antike bis in die Gegenwart);
- Jeanne Chauvin, 1892: *Des professions accessibles aux femmes en droit romain et en droit français. Evolution historique de la position économique de la femme dans la société* (Berufe, die Frauen im römischen und französischen Recht zugänglich sind. Historische Evolution der ökonomischen Stellung der Frau in der Gesellschaft);
- Edmée Charrier, 1931: *L'évolution intellectuelle de la femme* (Die intellektuelle Evolution der Frau).⁹

8 In Kapitel V des Teils »Geschichte« bezieht sie sich auf Jeanne Chauvin, ohne jedoch deren Namen anzugeben. Sich auf die Errungenschaften der feministischen Bewegung beziehend, schreibt sie: »1897 jedoch geht ein Gesetz durch, das die Frau berechtigt, als Zeugin vor Gericht aufzutreten, aber eine promovierte Juristin, die als Rechtsanwältin zugelassen werden möchte, wird abgewiesen.« A. a. O., S. 170. Einige Seiten zuvor (auf S. 157) schreibt sie den Namen von Jeanne Deroin falsch, die sie zweimal »Decoin« nennt.

9 Zu dieser Textfamilie gehört auch die Arbeit von Lily Braun, auf deren mögliche Verwendung Pauline Schmitt Pantel und Beate Wagner-Hasel hinweisen. Sie wurde im Jahre 1908 aus dem Deutschen übersetzt: *Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite*. Leipzig, S. Hirzel, 1901, S. XI-557; *Le problème de la femme, son évolution historique, son aspect économique*. Paris, E. Cornély, 1908, S. VIII-419; vgl. dazu Galster: 2004a, S. 127, Chapitre III, »L'Antiquité«.

Das erste der zitierten Werke erschien 1849, genau 100 Jahre vor »Das andere Geschlecht«. Sein nächster Verwandter ist zweifellos dasjenige von Joséphine de Marchef-Girard (1827- ca. 1887), ihrerseits Lehrerin und Inspektorin. Joséphine Amory de Langerack (1826-1893) hat mehrere Bücher über die Geschichte der Frauen publiziert und ebenfalls gelehrt.¹⁰ Alice Hurtrel hinterließ wenig Informationen über ihr Leben. Die Werke von Jeanne Chauvin – bekannter für ihren Kampf für den Zugang der Frauen zum Beruf des Rechtsanwalts an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert – und Edmée Charrier entstanden als Doktorarbeiten, die erste auf dem Gebiet des Rechts, die zweite auf dem Gebiet der Philosophie/Philologie (»lettres«).¹¹

Diesen Arbeiten gesellen sich jene von Clarisse Bader (1840-1902) hinzu. Fünf davon, in denen die Geschichte der Frauen seit Entstehen der Menschheit bis in die Gegenwart nachvollzogen wird, entstanden zwischen 1860 und 1880: Vier handeln von der Antike in Indien, Palästina, Griechenland und Rom; das über das Mittelalter angekündigte Buch ist offenbar nicht erschienen. Das letzte erfasst die neuere Geschichte und Moderne und endet mit Kapiteln über die Gegenwart (politische und Bürgerrechte, Arbeit, Bildung, Ehe und Scheidung).¹² Ich erinnere auch an die Arbeit von Olympe Audouard (1830-1890), die, bekannt für ihre feministischen Positionen zu Ehe und Scheidung sowie für ihre Reisen, auch Autorin von »Gynécologie, La femme depuis six mille ans« (»Gynäkologie. Die Frau seit 6 000 Jahren«) ist. Darin behandelt sie die Geschichte der Frauen von der Antike bis zur Entstehung des Christentums; ein vorgesehener zweiter Teil über die folgenden Zeiten hätte die Gegenwart behandelt, ist aber nie erschienen.

Mit »Das andere Geschlecht« vereint die erwähnten Bücher ein pluridisziplinäres Herangehen an das Thema »Frauen«. Der ihnen in der Geschichte zukommende Platz ist kaum zu übersehen. In all ihrer Verschiedenheit betrachten die Werke die Geschichte der Frauen über einen langen Zeitraum hinweg: von den frühesten Zeiten über die großen Zivilisationen der Antike bis in die Gegenwart der Autorinnen. Einige interessieren sich auch für die Frage der Mythen (insbesondere Joséphine de Marchef-Girard). Die historische Perspektive wird bis in die Gegenwart verfolgt und mit einer Untersuchung der Lage der Frau auf soziologische Art verknüpft – das psychologische Herangehen ist im Allgemeinen weniger ausgeprägt, mit Ausnahme von Joséphine de Marchef-Girard. Über die strikt historischen Kapitel hinaus mischt sich die Geschichte auch in verschiedene Analysen in Verbindung mit der »Lage der Frau« ein: Bildung, Ehe, Familie, Arbeit der Frauen, ihr Einfluss. Die Arbeiten sind somit um eine Dynamik herum konstruiert, die von der Vergangenheit bis in die soziale und ökonomische Gegenwart der Frauen führt. Von diesem Herangehen zeugt auch der zweibändige Aufbau von

10 Galerie des femmes célèbres, depuis le Ier siècle de l'ère chrétienne jusqu'au XVIe siècle. Paris, Mellier Frères, Lyon, Guyot, père et fils, 1847; Galerie chrétienne des femmes célèbres. Paris, R. Ruffet, 1862.

11 Catinat: 2002, S. 353-361.

12 Ernot: 2008.

»Das andere Geschlecht«: Nachdem die scheinbar »natürlichen« Ursachen der Unterdrückung der Frauen aus dem Weg geräumt sind (biologische, psychoanalytische, historisch-materialistische), behandelt die Autorin die Frage der durch die Herrschaft gezeichneten Vergangenheit und schreitet in Richtung Gegenwart und Zukunft voran, wo sie eine Befreiung des Subjekts »Frau« erwartet. Wird das Thema Zukunft überall nur zwischen den Zeilen behandelt, so endet einzig das Buch von Joséphine de Marchef-Girard mit einem Kapitel unter dem Titel »Die Zukunft«.

Ein weiteres gemeinsames Element: das Sich-Stützen auf berühmte Frauen als Beispiel oder Beweis für die Fähigkeiten der Frauen. Die Nachschlagewerke oder biographischen Sammelbände über weibliche Personen, die besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Schwange waren, sind nach diesem Konzept entstanden.¹³ Simone de Beauvoir macht im Teil »Geschichte« davon Gebrauch, insbesondere ab dem Ende des Mittelalters und während der Epoche der Moderne. Die erwähnten Personen sind im Allgemeinen die gleichen, die man stets auch in den anderen Werken antrifft (insbesondere königliche Gestalten und Literatinnen).

Der große Unterschied zwischen »Das andere Geschlecht« und seinen Vorgängern ist in dem Platz zu finden, welcher der Lage der Frauen in der Gegenwart gewidmet wird, insbesondere den Themen Sexualität und Mutterschaft, Gegenstände, die seit Erscheinen des Werkes Polemik hervorriefen.¹⁴ Was die Arbeit an der Geschichte anbelangt, so liegt der Bruch in dem Sinn, der der Vergangenheit der Frauen beigemessen wird: Der bezeichnende Unterschied betrifft die positivistische Konstruktion der Geschichte, der zufolge sich die Lage der Frauen im Laufe der Zeit verbessert hat. Der den historischen Diskurs über das Thema »Frauen« prägende Positivismus ist inspiriert von demjenigen, der dem evolutionistischen Denken des 19. Jahrhunderts innewohnt. Er erweist sich als strategische Anleihe. In der Tat gestattete er den Frauen, die von ihnen in ihrer Gegenwart geforderten Veränderungen zu legitimieren: Die Verbesserung der Lage der Frauen wurde als Kontinuität im Voranschreiten der Geschichte dargestellt, es galt also nur, der »natürlichen« Entwicklung zu folgen. Die Schwierigkeit, die Geschichte einer solchen Darstellung unterzuordnen, ist überall sichtbar, und einige Autorinnen haben sie explizit erwähnt (so Alice Hurtrel).

Die Darstellung der Geschichte der Frauen durch Simone de Beauvoir steht dieser Affirmation eines kontinuierlichen Fortschritts entgegen. Indes, da sie die

13 Ernot: 2006. Einige Beispiele: Fortunée Briquet: Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises et des étrangères naturalisées en France connues par leurs écrits, ou par la protection qu'elles ont accordée aux gens de lettres. Paris, Treuttel et Würtz, an XII, S. XXXIV-347, 1804; Stéphanie de Genlis: De l'influence des femmes sur la littérature française, comme protectrices des lettres et comme auteurs, ou Précis de l'histoire des femmes françaises les plus célèbres. Paris, Maradan, S. XL-373, 1811; Adélaïde Dufrénoy: Biographie des jeunes demoiselles ou vies des femmes célèbres depuis les Hébreux jusqu'à nos jours. Paris, Librairie d'éducation d'Alexis Eymery, 2 vol., 1816; Gabrielle de Plancy: Année des dames ou Petite biographie des femmes célèbres pour tous les jours de l'année. Paris, Crevot, 2 vol.

14 Chaperon: 1999, S. 357-362; Galster: 2004b.

Chronologie über einen sehr langen Zeitraum verfolgt, entgeht ihr Diskurs nicht vollständig der Idee einer sich im Laufe der Zeit verbessernden sozialen Lage der Frauen.¹⁵ Der Bruch tritt insonderheit in der Zusammenfassung des Teils »Geschichte« ein, in dem die Autorin schreibt: »Aus einem umfassenden Rückblick auf diesen geschichtlichen Verlauf ergeben sich mehrere Schlussfolgerungen: die gesamte Geschichte der Frauen wurde von Männern gemacht.«¹⁶

Wenngleich sie die Hauptelemente der »traditionellen Entfaltung der Geschichte der Frauen« verwendet, bricht Simone de Beauvoir so mit einem Federstrich mit der von ihren Vorgängerinnen entwickelten Strategie der Darstellung.

Historische Darstellung und Frage der »Unterlegenheit« der Frauen

Das historiographische Herangehen vertieft das Verständnis des »epistemologischen Bruchs«, den »Das andere Geschlecht« darstellt. Auf dem Gebiet der Geschichte ist der Bruch um die Produktion der Idee/Vorstellung von der Unterlegenheit der Frauen zu verorten. Immer noch in der Zusammenfassung des Teils »Geschichte« schreibt Simone de Beauvoir, nachdem sie zwei berühmte Frauen, Rosa Luxemburg und Marie Curie, erwähnt hat: »Erst seit die Frauen angefangen haben, sich auf dieser Erde heimisch zu fühlen, konnte es eine Rosa Luxemburg, eine Marie Curie geben. Sie beweisen brillant, dass nicht die Unterlegenheit der Frauen ihre historische Bedeutungslosigkeit bedingt hat, sondern dass es ihre historische Bedeutungslosigkeit war, die sie zur Unterlegenheit verurteilt hat.«¹⁷

Die Autorin reagiert auf die Idee einer durch die Geschichte bewiesenen Unterlegenheit der Frauen. Die bestrittene Formulierung könnte folgendermaßen lauten: »Die unterlegene Natur der Frauen folgt aus der Feststellung (ist bewiesen durch) ihre(r) historische(n) Bedeutungslosigkeit.« Was hier in Frage steht, das ist die Darstellung der Geschichte und allgemeiner noch das historische Feld, ihre Rolle bei der Konstruktion der Idee von der Differenz der Geschlechter selbst noch vor der sozialen Realität. Diese historiographische Spannung verstärkt die Nähe zwischen »Das andere Geschlecht« und seinen Vorläufern. Auch die Autorinnen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts waren bereits mit diesem Problem der angeblich durch die Geschichte bewiesenen Unterlegenheit der Frauen konfrontiert. In vielem war die im 19. Jahrhundert literarisch, laienhaft oder professionell produzierte Geschichte der Frauen durch diesen Kampf gegen eine Darstellung der Geschichte motiviert, die die Frauen als unterlegen definierte. Die ersten Historikerinnen der Frauen nahmen das Argument des »Beweises« auf, in-

15 Ihr Diskurs ist nicht widerspruchsfrei. Sylvie Chaperon (1997) erklärt dies aus der persönlichen Suche im Umfeld der »Befreiung des Subjekts«; auch Geneviève Fraisse unterstreicht den widersprüchlichen Charakter des Teils »Geschichte«; vgl. Fraisse: 2008b, S. 94-95.

16 Beauvoir: 2007, S. 179.

17 Ebenda, S. 183.

dem sie sich auf mehr oder weniger berühmte weibliche Personen stützten, um die gleichen Fähigkeiten der Frauen auf allen Gebieten zu veranschaulichen (insbesondere dem intellektuellen, politischen und militärischen). Auf diese Weise erbrachten sie den Gegenbeweis der Identität der Geschlechter und ihrer legitimen Gleichheit im Staat.

1849 schrieb Joséphine Amory de Langerack: »In den frühen Zeiten unserer Monarchie hatte man Königinnen selbst an der Seite ihrer Ehemänner oder Söhne kämpfen sehen. Fredegunde und Brunichild aus den Ebenen Neustriens und Ausrasiens erschienen beide, die Krone auf dem Kopf und ihre Söhne an der Hand, ihre Truppen Revue passieren zu lassen, feuerten sie an, munterten sie auf, dirigierten sie bei der Schlacht. Jeanne d'Arc, der Schutzengel unserer Armeen, Margarethe I., Christine in Schweden, die beiden Katharinas in Russland, Isabella die Katholische in Spanien, und in jüngster Zeit die heldenhafte Maria Theresia von Österreich – sie alle bewiesen genügend, dass die Frauen den bedeutendsten Männern in nichts unterlegen sind; dass ihre scheinbare Nichtigkeit nichts als der Effekt einer vielleicht notwendigen, doch ganz gewiss gewieften gesellschaftlichen Machenschaft ist, und dass sie alles sind, was das Schicksal und die Zeiten wollen, dass sie es seien.«¹⁸

Es ist nicht belanglos, dass die Wertschätzung der Frauen hier in Verbindung mit dem Gebrauch von Waffen und der politischen Macht geschieht. Die Vorgängerinnen Simone de Beauvoirs versuchten, sich dem vom Feld der Historiker ausgehenden Determinismus und der prinzipiell an das Konzept der »Häuslichkeit« (Ehe, Herd, häuslicher Raum und häusliche Arbeiten, Gebären und Aufziehen der Kinder) geschmiedeten Darstellung »der Frau« zu widersetzen. In den Begriffen Simone de Beauvoirs ausgedrückt bemühten sich die meisten, die Frauen mit historischer Bedeutung zu umgeben, um ihre Nicht-Unterlegenheit zu beweisen.

Auf den ersten Blick mag der durch Simone de Beauvoir inaugurierte Bruch paradox erscheinen, denn sie verlässt den Kampf gegen die Idee der Bedeutungslosigkeit, ja sie akzeptiert sie sogar. Doch zugleich ist diese Geschichte unhaltbar, da sie die Unterlegenheit der Frauen veranschaulicht: Über eine lange historische Frist kann eine Natur der Geschlechter hergeleitet werden. Um diese auf die Geschichte gestützte Definition des Subjekts »Frau« zu umgehen, bricht Simone de Beauvoir das Begriffspaar Bedeutungslosigkeit/Unterlegenheit auf, indem sie in das Herz der Geschichte die Dynamik der Immanenz und »natürlichen« Transzendenz des Subjekts einführt, Elemente eines existenzialistischen Herangehens, das sie bereits in der Einleitung ihres Werks definiert hat.¹⁹ Die Philosophin bricht mit der Strategie, die darin bestand, die Idee von der Unterlegenheit der Frau bekämpfen zu müssen; sie verlässt so einen impliziten Austausch mit dem anderen Geschlecht, einen Dialog, der in der intellektuellen Sphäre des 19. Jahrhunderts ge-

18 A. a. O., S. 239 f.

19 Beauvoir: 2007, S. 25.

führt wurde und dessen perverser Charakter sich durch die Tatsache offenbart, dass er ganz einfach keine Daseinsberechtigung hatte.

Die Rolle der historischen Darstellung in der Definition von »Die Frau« wird durch die historische Arbeit um den »Ursprungsmoment« erhellt: Um gegen eine Naturalisierung der Unterlegenheit zu kämpfen, galt es, die historische Darstellung des Ursprungs anzugreifen.

Das Problem des »Ursprungs« und der historiographische Bruch

Dieser in dem der »Geschichte« gewidmeten zweiten Teil formulierte Bruch wird bereits in der Einführung zu diesem Teil vorbereitet – ja schon im ersten Teil (insbesondere in Abschnitt »III. Der Historische Materialismus«). Simone de Beauvoir steckt hier bereits die Wegzeichen ihrer Veranschaulichung der Dynamik von Immanenz/Transzendenz ab. Die beiden Termini kehren zu Beginn des Kapitels immer wieder. Dieses Herangehen erinnert an dasjenige anderer Autorinnen, die sich darum bemühten, in diesen dunklen Moment des allerersten Ursprungs der Menschheit etwas Licht zu bringen: Wie ein Subjekt »Frau« befreien, das sich offensichtlich in seiner Geschichte noch nie der Freiheit erfreuen konnte, das von Beginn an beherrscht worden war? Um die Frauen von einer naturalistischen Initialverdammung zu befreien, verlegten die Autorinnen die Begriffe von Freiheit und Identität bereits in den Ursprung und nutzten sie hinfort zur Darstellung der Geschichte der Frauen, die fortschreitet, da sie von der Verwirklichung dieser ursprünglichen Natur angetrieben wird.

Der Bruch erwächst aus der notwendigen Lösung des Ursprungsproblems – es galt, den geschlossenen Moment des Ursprungs aufzubrechen. Im Zentrum des Problems steht die Vorstellung. Noch heute ist über diese fernen Zeiten wenig bekannt, v. a. über die sozio-sexuellen Beziehungen.²⁰ Die Vorstellungen, mit denen diese unbekanntesten Zeiten ausstaffiert wurden, entstammen dem 19. Jahrhundert. Die Historikerinnen der Frauen treffen nicht auf eine historische Realität, sondern auf sehr primitive Vorstellungen, in denen das hierarchische Verhältnis konstruiert und legitimiert wird. Neben biblischen Erzählungen ging die Entwicklung neuer Vorstellungen vom Ursprung im 19. Jahrhundert mit der Entwicklung des Studiums der Evolution der Menschheit insbesondere in der Paläoanthropologie einher. In dieser Dekoration untergebracht ist die Hierarchie der Geschlechter somit naturalisiert. Diese Vorstellungen bringen eine oftmals mit der Sexualität verknüpfte zwischengeschlechtliche Gewalt auf die Bühne, in welcher auch das Thema der

20 Pascal Picq bemerkt, dass die Vorgeschichte stets den Rahmen für eine Aktivierung der Vorstellung einer »natürlichen« Hierarchie der Geschlechter bildet, insbesondere auch in jüngsten Fernsehserien (sie bezieht sich auf die französischen Serien »L'Odyssee de l'espèce« (Die Odyssee der Art) und »Homo sapiens«, die eine starke mediale Verbreitung erfahren, und sie vermerkt die Schwäche der wissenschaftlichen und feministischen Reaktionen auf diese Inszenierung sexistischer Klischees; vgl. Picq: 2006).

Sklaverei omnipräsent ist.²¹ Sie waren Teil der gemeinsamen Kultur. Claudine Cohen sieht in ihnen eine Produktion der jungen Vorgeschichte: in den wissenschaftlichen Arbeiten, den die Vorgeschichte vulgarisierenden Texten, den Romanen.²²

Für die Historikerinnen der Frauen hing die »Entfaltung der Geschichte« von der Darstellung des Ursprungs ab: Wie eine Geschichte der Frauen ausgehend von solchen Anfängen konstruieren? Wie die Identität der menschlichen Wesen und das Recht auf Gleichheit bekräftigen, wenn die Sklaverei der Frauen mit der Entstehung der Welt zusammenzufallen schien? Ihre Anstrengungen um den Ursprung bezeugen, wie dieser weit entfernte Zeitpunkt benutzt wurde, um eine geschlossene, unanfechtbare Definition des Wesens der Frau zu produzieren. Die Autorinnen versuchten so, eine andere Vorstellung von den frühen Zeiten zu entwerfen, in denen Sklaverei, Unterwerfung und Unterwürfigkeit nicht primär waren.

So führt Olympe Aouard (1873) statt der Sklaverei eine ursprüngliche Freiheit der Frauen ins Feld. Einige Autorinnen benutzten »wissenschaftliche« Argumente, indem sie die zeitgenössischen Erkenntnisse über die frühen Zeiten zugunsten der Frauen verwendeten (das ist der Fall bei der Verteidigung des Matriarchats). Diese Argumentationen wurden auch im religiösen Rahmen entwickelt: In der Person Marias feiert die nach dem Bild Adams erschaffene Eva Auferstehung. Diese Vorstellung entwickelt Clarisse Bader in ihrer Schrift »La femme biblique, sa vie morale et sociale, sa participation au développement de l'idée religieuse« (»Die biblische Frau, ihr moralisches und soziales Leben, ihr Anteil an der Entwicklung der religiösen Idee«), deren Ziel darin besteht, den Moment einer ursprünglichen Gleichheit in Vorschlag zu bringen, der vor dem Sündenfall bestanden habe: eine ursprüngliche und geheiligte, von Gott gewollte Gleichheit.²³

All diese Strategien dienen letztlich der Bekräftigung eines Prinzips: der Identität der menschlichen Wesen, welchen Geschlechts gebürtig auch immer. Am Ende des 19. Jahrhunderts hat dies Jeanne Chauvin sehr klar zum Ausdruck gebracht. Ihre Schrift ist eine Geschichte der Frauen über große Zeiträume hinweg und zugleich eine Veranschaulichung des Rechts derselben auf Bildung und die Ausübung aller Berufe. Ihre materialistische Positionierung, das Gewicht, das sie der Arbeit beimisst sowie die Formulierung von der Identität der menschlichen Wesen kündigen »Das andere Geschlecht« an.²⁴

Simone de Beauvoir, – wissentliche oder unwissentliche – Erbin dieser Schriften, löst das Problem des Ursprungs, indem sie zum Subjekt »Frau« zurückkehrt und die Dynamik von Immanenz und Transzendenz in das Herz der Geschichte

21 Geneviève Fraisse unterstreicht die Verwendung dieses Begriffs, um die Situation der Frauen in der französischen Gesellschaft, insbesondere nach 1848, zu charakterisieren; vgl. Fraisse: 2000, S. 40-47.

22 Cohen: 2003.

23 Vgl. insbesondere Bader: 1866, S. 9 f.

24 Vgl. insbesondere Chauvin: 1892, S. 149 f.

platziert. Sie historisiert die Subjekte: Sie werden nicht in einem Zug erschaffen, ihre Verwirklichung ist historisch.²⁵ Die Männer erscheinen als Modelle. Sie sind überlegen, weil sie ihre Transzendenz im Laufe der Geschichte verwirklicht haben. Die Frauen haben einen »schlechten Ausgangspunkt« gewählt: sie sind in der Immanenz verblieben.²⁶ Aber als menschliche Wesen haben auch sie Zugang zur Transzendenz; sie sind von Natur aus mit diesem Potential ausgestattet. Das menschliche Subjekt erschafft sich im Laufe der Zeit, und mit seiner Erschaffung macht es zugleich Geschichte. Die Männer haben Geschichte gemacht, weil sie ihre Transzendenz verwirklicht haben; die Geschichte ist auch die Verwirklichung dieser Transzendenz.

Infolge der Innovation Simone de Beauvoirs ist die historische Perspektive neu eröffnet, die Vergangenheit historisiert und zugleich eine neue Geschichte angekündigt worden. Indem sie die vergangenen Zeiten ihrer »Bedeutungslosigkeit« überlässt, verleiht sie ihnen tatsächlich eine Bedeutung: Die vergangenen Jahrhunderte stellen danach jene Periode dar, während derer die Frauen ihre Transzendenz nicht verwirklicht haben. Im Übrigen wird auch die hierarchische Relation zwischen den Geschlechtern historisiert: Die Frauen sind nicht von Beginn an verdammt, sie haben einen »schlechten Ausgangspunkt« gewählt. Und so befindet man sich in der Kontingenz. Die damit verbundene Konsequenz: Der männliche Akteur erscheint als willentlicher Konstrukteur der ungleichen Beziehung. Die Unterwerfung ist nicht natürlich, sie ist also Frucht eines sozialen Aktes. Schließlich öffnet sich die Perspektive einer neuen Geschichte, deren Dynamik für die Frauen im Übergang von der Immanenz zur Transzendenz besteht, in der Realisierung ihrer Transzendenz. Dabei kommt es zu einem fundamentalen Zusammentreffen von Philosophie und Geschichte: Nachdem der begriffliche Rahmen, der eine bestimmende Rolle bei der Definition der »Frau« gespielt hat, infrage gestellt und die Geschichte entriegelt waren, war das neu definierte Wesen – von Geburt weiblichen Geschlechts – frei, und die Geschichte konnte erneut beginnen.²⁷

»Unsere Perspektive ist die der existentialistischen Ethik. Jedes Subjekt setzt sich durch die Entwürfe konkret als eine Transzendenz. Es verwirklicht seine Freiheit nur durch deren ständiges Überschreiten auf andere Freiheiten hin. Es gibt keine andere Rechtfertigung der gegenwärtigen Existenz als ihre Ausdehnung in eine unendlich offene Zukunft.«²⁸

25 Gothlin: 2001, insbesondere Kapitel IV, V und XIV.

26 Ein Gedanke, den sie in ihrem Aufsatz »La condition féminine« (1961) bekräftigt; vgl. dazu auch Claude Francis, Fernande Gontier: 1979, S. 409.

27 Ingrid Galster erinnert daran, dass die Frauen Simone de Beauvoir dafür dankbar sein werden, ihnen ihre Würde nicht als »Frauen«, sondern als »menschliche Wesen« zuerkannt zu haben; vgl. Galster: 2007, S. 179.

28 Beauvoir: 2007, S. 25.

Literatur

- Butler, Judith, 1986: «Sex and Gender in Simone de Beauvoir's Second Sex.», In: *Simone de Beauvoir Witness to a Century*, Yale French Studies, n°72, S. 35-49.
- Catinat, Anne Laure, 2002: »La féminisation du barreau de Paris de 1900 à 1939«. In: Bard, C.; Chauvaud, F.; Perrot, M.; Petit, J.-G. (éd.): *Femmes et justice pénale, XIXe-XXe siècles*, Rennes, Presses Universitaires de Rennes, S. 353-361.
- Chaperon, Sylvie, 1997: »La deuxième Simone de Beauvoir«. In: *Les Temps Modernes*, n°593, S. 112-143.
2000, *Les années Beauvoir, 1945-1970*, Paris, Fayard.
- Chaperon, Sylvie; Delphy, Christine (éd.), 2000: *Cinquantenaire du Deuxième Sexe*. Paris, Syllepse.
- Chartier, Roger, 1998: *Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude*. Paris, Bibliothèque Albin Michel.
- Cohen, Claudine, 2003: *La femme des origines. Images de la femme dans la préhistoire occidentale*. Paris Belin-Herscher.
- Ernot, Isabelle, 2004: *Historiennes et enjeux de l'écriture de l'histoire des femmes, 1791-1948*. Thèse, Université Paris 7-Denis Diderot.
- 2006: *Masculin/féminin dans les dictionnaires et recueils de biographies féminines (début XIXe siècle – années 1860)*. In: Pellegrin, Nicole (dir.): *Histoires d'historiennes*. Saint-Étienne, Presses de l'Université de Saint-Étienne, S. 67-84.
- 2007: *L'histoire des femmes et ses premières historiennes (XIXe – début XXe siècle)*. In: *Revue d'histoire des sciences humaines*, n°16, S. 165-194.
- 2008: *Clarisse Bader (1840-1902): les difficultés de l'intellectuelle dans la cité. Approche de la configuration sexuée du champ intellectuel dans la seconde moitié du XIXe siècle ; Les intellectuels dans la cité. Identités, sociabilités et fonctions intellectuelles, de l'antiquité à nos jours*, PURH.
- Fraisse, Geneviève, 2000: *Les deux gouvernements: la famille et la cité*. Paris, Folio Essais.
- 2008a: *Le rire et l'historienne*. In: *Les Temps Modernes*, 2008, S. 186-191.
- 2008b: *Le privilège de Simone de Beauvoir*. Arles, Acte Sud.
- Francis, Claude; Gontier, Fernande, 1979 (éd.): *Les écrits de Simone de Beauvoir. La vie – L'écriture*.
- Galster, Ingrid (éd.), 1999: *Cinquante ans après Le Deuxième Sexe: Beauvoir en débats*. In: *Lendemains*, Tübingen, n°94.
- 2004a: *Simone de Beauvoir: Le Deuxième Sexe. Le livre fondateur du féminisme moderne en situation*. Paris, Honoré Champion.
- 2004b: *Le Deuxième sexe de Simone de Beauvoir. Textes réunis et présentés par Ingrid Galster*. Paris, Presses de l'Université Paris-Sorbonne.
- 2007: *Beauvoir dans tous ses états*. Paris, Tallandier.
- Gothlin, Eva, 2001: *Sexe et existence. La philosophie de Simone de Beauvoir*. Paris, Editions Michalon [1996].
- Kail, Michel, 2006: *Simone de Beauvoir philosophe*. Paris, PUF.
- Lecarme-Tabone, Eliane, 2008: *Le Deuxième Sexe de Simone de Beauvoir*. Paris, Gallimard, Folio.
- Lelièvre, Claude et Françoise, 2001: *L'histoire des femmes publiques contée aux enfants*. Paris, PUF, *Les Temps Modernes*,
- 2002: *Présences de Simone de Beauvoir, juin-juillet*, n°619.
- 2008: *La transmission Beauvoir, janvier-mars*, n° 646-648.
- Moi, Toril, 1995: *Simone de Beauvoir. Conflits d'une intellectuelle*. Paris, Diderot Editeur.
- Mosse, George L., 1997: *L'image de l'homme. L'invention de la virilité moderne*. Abbeville.
- Perrot, Michelle, (éd.), 1984: *Une histoire des femmes est-elle possible?* Paris, Marseille, Rivages.
- 2008: *Simone de Beauvoir et l'histoire des femmes*. In: *Les Temps Modernes*, 2008, S.162-168.
- Picq, Pascal, 2006: *L'éternel féminin en paléanthropologie et en préhistoire*. In: Vidal, Catherine (dir.): *Féminin Masculin. Mythes et idéologie*. Paris, Belin, S. 95-110.
- Rodgers, Catherine, 1998: *Le Deuxième Sexe de Simone de Beauvoir. Un héritage admiré et contesté*. Paris, L'Harmattan.
- Scott, Joan Wallach, 1986: *Gender: a useful category of historical analysis*. In: *American Historical Review*, vol. 91, n°5.
- 1988: *Gender and the Politics of History*. Columbia, Columbia University Press.
- Smith, Bonnie G., 1984: *The contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States, 1750-940*. In: *The American Historical Review*, vol. 89, number 3, S. 709-732.
- 1998: *The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice*. Cambridge, Harvard University Press.
- Thébaud, Françoise: *Ecrire l'histoire des femmes et du genre*. Lyon, ENS Editions, 2007 (2e édition, revue et augmentée. [1998]).
- Vidal, Catherine (éd.), 2006: *Féminin Masculin. Mythes et idéologie*. Paris, Belin.

Zitierte Quellen

- Amory de Langerack, Joséphine, 1849: De l'existence morale et physique des femmes ou Essai sur l'éducation et les conditions des femmes, prises dans tous les ordres de la société et en particulier dans les classes laborieuses. Paris, Vravet de Surcy.
- Audouard, Olympe, 1873: Gynécologie. La femme depuis six mille ans. Paris, E. Dentu.
- Bader, Clarisse, 1863: La femme dans l'Inde Antique. Etudes morales et littéraires. Paris, B. Duprat, S. XVI-578.
1866: La femme biblique, sa vie morale et sociale, sa participation au développement de l'idée religieuse. Paris, chez Didier et Cie, S. 471.
1872: La femme grecque, étude de la vie antique. Paris, Didier et Cie, 2 vol., S. 366 /438 (ouvrage couronné par l'Académie française).
1877: La femme romaine, étude de la vie antique. Paris, Didier et Cie, S. XV-502.
1883: La femme française dans les temps modernes. Paris, chez Didier et Cie, S. VIII-574.
- Beauvoir, Simone, 1949: Le Deuxième Sexe. Paris Folio, 2 volumes (I et II). (Edition de 1986).
La condition féminine. In: La Nef, n°5, janvier-mars 1961, S. 121-127, in: Francis, Claude, Gontier, Fernande, 1979, S. 401-409.
2007, Das andere Geschlecht (Neuausgabe), Reinbek bei Hamburg.
- Charrier, Edmée, 1931: L'évolution intellectuelle de la femme, Thèse pour le doctorat ès lettres. Paris, éditions Albert Mecheleinck, IV, S. 572.
- Chauvin, Jeanne, 1892: Des professions accessibles aux femmes en droit romains et en droit français. Evolution historique de la position économique de la femme dans la société. Thèse de droit. Paris, Giard et Brière, S. 302, 1892. (Auch unter folgendem Titel erschienen: Etude historique sur les professions accessibles aux femmes, influence du sémitisme sur l'évolution de la position économique de la femme dans la société. Thèse de droit, Paris, Giard, S. 296).
- Hurtrel, Alice, 1887: La femme, sa condition sociale, de l'antiquité à nos jours. Paris, G. Hurtrel, S. 281, 1887.
- Marchef, Girard Joséphine de, 1860: Les femmes, leur passé, leur présent, leur avenir. Paris, L. Chappe, S. VI-568, 1860.

Zum antibürgerlichen Ansatz von »Das andere Geschlecht« und »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause« im Lichte der »Cahiers de Jeunesse«

Im März 2008 erschienen, von der Öffentlichkeit mit Spannung erwartet, Simone de Beauvoirs frühe Tagebuchhefte »Cahiers de Jeunesse«¹. Allerdings ist ihr Inhalt der Forschung nicht völlig unbekannt, denn Sylvie Le Bon de Beauvoir hatte das handgeschriebene Manuskript in der kaum leserlichen Handschrift ihrer Adoptivmutter nach deren Tod gefunden, es der Bibliothèque Nationale in Paris übergeben und zusammen mit Barbara Klaw und Margret A. Simons transkribiert.²

Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1926 bis 1930, also aus Beauvoirs achtzehntem bis zweiundzwanzigstem Lebensjahr. Sie bieten keine sensationellen Enthüllungen, zum Beispiel nichts über »das erste Mal«³ mit Sartre, was bei Beauvoirs sonstiger Ausführlichkeit erstaunen mag. Somit zwingen sie nicht zu grundsätzlichen Umwertungen von Beauvoirs späteren Selbstdarstellungen, sondern belegen eher deren getreuen Charakter.

Dennoch möchte ich die These aufstellen, dass wir hier einer Beauvoir begegnen, die – vor allem in Liebesdingen – stärker mit sich selbst und ihren Widersprüchen ringt als in den Memoiren. Kein Wunder, denn der autobiographische Rückblick erfolgte ja aus der sicheren Perspektive eines inzwischen weltberühmten Paares, von dem Beauvoir auch ein bestimmtes Bild zeichnen wollte.

Der Reiz der Hefte dagegen liegt in ihrem jugendlichen Überschwang, ihrer Direktheit und Frische. Frappierend sind Beauvoirs Bewusstsein ihrer intellektuellen Überlegenheit und ihrer außergewöhnlichen Persönlichkeit, ihr Hang zum Extremen, die Auflehnung gegen Ungerechtigkeit, der Anspruch, sich gottähnlich selbst zu erschaffen, die Glückssuche und Glücksfähigkeit. Beauvoir ist sich ihres »besonderen Platzes« als hübsche, umschwärmte Frau an der Sorbonne inmitten der »männlichen Rivalitäten«⁴ sehr wohl bewusst und reflektiert ihre typisch

1 Simone de Beauvoir: Cahiers de Jeunesse 1926-1930. Texte établi, édité et présenté par Sylvie Le Bon de Beauvoir. Paris 2008 (deutsche Übersetzung aller folgenden Zitate: I. S.).

2 Englisch: Simone de Beauvoir: Diary of a Philosophy Student: Volume 1, 1926-27. Hrsg. und bearbeitet von Barbara Klaw, Sylvie Le Bon de Beauvoir und Margaret A. Simons. Urbana and Chicago 2006.

3 Am 14. Oktober 1929 laut Hazel Rowley: Tête-à-Tête. Beauvoir et Sartre: un pacte d'amour. Französische Übersetzung aus dem Englischen. Paris 2006, S. 47. – Deutsche Ausgabe: Tête-à-tête. Leben und Lieben von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Berlin 2007.

4 31. Mai 1929, ebd., S. 677.

weiblichen⁵ ebenso wie ihre androgynen⁶ Züge. Durch den Widerstreit dieser Facetten gerät sie am Ende des Tagebuchs in eine Krise. Sie erkennt ihre Gefährdung, zu dem Typ Frau zu werden, den sie selbst vorher »verachtete«⁷: einer völlig vom Mann abhängigen »Liebenden«. Diesen Frauentyp hat sie zwanzig Jahre später im »Anderen Geschlecht« in dem Kapitel »L' Amoureuse« beschrieben. Hellsichtig erahnt sie im Tagebuch die Anstrengungen, die sie der Widerstand gegen die selbst erkannte Gefährdung kosten wird.⁸

Erstaunlich ist Beauvoirs frühe Gewissheit, zur Schriftstellerin berufen zu sein und mit ihrem Leben und Werk einmal vielen anderen Menschen als Inspirationsquelle zu dienen.⁹ All dies aus der Feder der erst Zwanzigjährigen, noch vor ihrer Begegnung mit Sartre (dem die letzten 150 der rund 800 Seiten des Tagebuchs gewidmet sind)! Beauvoirs literarische Ambitionen richten sich in dieser Phase eindeutig auf den Roman, aber der spätere Wechsel und die tendenzielle Durchdringung zwischen Fiktion, Essay und Autobiographie deuten sich an.¹⁰

Vor allem zeigt das Tagebuch, mit welcher Energie Beauvoir die Chance ergriff, die sich für sie aus den Finanzpleiten der Familie ergab. Um ihr Brot zu verdienen, musste sie studieren,¹¹ was damals für Frauen ihres Standes unüblich, ja unschicklich war. Sehr deutlich geht aus den Aufzeichnungen hervor, wie sie sich durch eigene Anstrengungen¹² von der heilen Welt ihrer Kindheit ablöste. Beschleunigt worden war dieser Prozess schon durch die Auseinandersetzung mit den kontrastierenden Modellen, die ihr Vater und Mutter vorlebten: Der Vater vertrat eine individualistische, weltliche Ethik. Er hatte sie anfangs gefördert und

- 5 »Wie schwach eine Frau gegenüber einem Mann ist! Sie behandeln mich als Gleiche, aber wenn Maheu (ihr Kommilitone und Freund Sartres, René Maheu – I. S.) mich leicht an der Schulter fasst und mir den Vortritt lässt, bemerke ich, wie sehr mich diese einfache männliche Sicherheit anrührt.« 10. Mai 1929, ebd., S. 645-646.
- 6 »er (Maheu – I. S.) sieht, dass ich heute hübsch und lebendig und von einer ganz weiblichen Anmut belebt bin; und doch ohne die von ihm verabscheute Koketterie. Weder ein Mann noch ein Weibchen.« 31. Mai 1929, ebd., S. 676. – An Nelson Algren schrieb sie am 3. Juli 1947, dass sie »eine Frau und auch ein Mann« sein wolle. Simone de Beauvoir: *Lettres à Nelson Algren. Un amour transatlantique 1947-1964*. Texte établi, traduit de l'anglais et annoté par Sylvie Le Bon de Beauvoir. Paris 1997, S. 43. – Eine transatlantische Liebe. Briefe an Nelson Algren 1947-1964. Hrsg. von Sylvie Le Bon de Beauvoir. Reinbek bei Hamburg 1999, deutsch von Judith Klein.
- 7 »ich sehe klar, [...] dass ich genau wie jene Frauen bin, die ich verachtete, weil sie alles von einem Mann erwarten und alles ertragen, damit er sie nicht verlässt.« 16. September 1929, ebd., S. 776.
- 8 »abhängige Liebe, die sich bedroht weiß [...] mein erster Reflex wäre, mich um jeden Preis an ihn (Sartre – I. S.) zu klammern. Wie sehr werde ich leiden!«, ebd., S. 777.
- 9 Vgl. ebd., S. 40.
- 10 Zum Verhältnis dieser drei Genres in ihrem Schaffen siehe Simone de Beauvoir: *Mon expérience d'écrivain, Conférence donnée au Japon, le 11 octobre 1966*. In: Claude Francis/Fernande Gontier (Hrsg.): *Les écrits de Simone de Beauvoir. La vie – L'écriture. Avec en appendice Textes inédits ou retrouvés*. Paris 1979, S. 439-457: Die Form des Essays habe sie zum Ausdruck von Überzeugungen gewählt und sich dabei auf universeller und begrifflicher Ebene bewegt. Für den Roman und später für die Autobiographie dagegen habe sie sich immer dann entschieden, wenn sie die ambivalenten Seiten, die Nuancen und Widersprüche, das Unsagbare des Erlebten gestalten wollte (vgl. ebd., S. 441-442). Insbesondere beim Roman gehe es darum, »das Leben in seiner Vieldeutigkeit und seinen Widersprüchen zu zeigen« (ebd., S. 447).
- 11 Vgl. Simone de Beauvoir: *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*. Reinbek bei Hamburg 1960, S. 169-170, deutsch von Eva Rechel-Mertens. – *Mémoires d'une jeune fille rangée*. Paris 1958.
- 12 Beauvoirs lebenslange Anspannung in ihren mutigen persönlichen und zeitgeschichtlichen Kämpfen hat Danièle Sallenave in ihrem Buch »Castor de guerre«, Paris 2008, herausgearbeitet.

vergöttert, in der Pubertät aber aus Gram über die erlittene soziale Deklassierung abgelehnt. Besonders schmerzte es ihn, dass er ihr keine Mitgift mehr stellen konnte, wie es damals für die Verheiratung der Töchter die Norm war. Die religiöse Mutter ihrerseits hielt starr an den Konventionen fest und quälte die junge Simone zunehmend mit indiskreter Reglementierung, z. B. Briefkontrolle.

Beauvoir entstammte einem halb-aristokratischen, halb-großbürgerlichen Milieu. Diese Schicht verstand sich als Elite, pflegte einen ritualisierten gesellschaftlichen Verkehr, verbrachte den Sommer auf Landschlössern im Kreise der weitverzweigten Verwandtschaft, setzte klare Abgrenzungszeichen zu niederen Schichten und vermittelte eine streng katholische, körper- und lustfeindliche Erziehung. Für die Mädchen war das besonders einengend,¹³ für die Jungen weniger, denn ihnen wurde eine Doppelmoral¹⁴ gestattet. Die Werte dieses Milieus galten als universell,¹⁵ erwiesen sich in Wahrheit aber als klassegebunden, oft reaktionär, fremden-¹⁶ und judenfeindlich. So war Beauvoirs Vater »ein notorischer Antisemit« in der Tradition jener französischen Kleinadligen, »die ihren Niedergang dem Wirken der Juden zuschrieben«¹⁷ (laut Bianca Lamblin, geborene Bienenfeld, einer von Beauvoirs und Sartres Ex-Geliebten). Beauvoir selbst sagte, sie habe in ihren Memoiren ihr »soziales Milieu« beschrieben, das heißt »die Bourgeoisie der äußersten Rechten mit ihren Widersprüchen«.¹⁸

Im Tagebuch finden wir die ersten Spuren von Beauvoirs nonkonformer, antibürgerlicher Haltung. Insofern ist es aufschlussreich für die spätere Radikalität ihres Essays »Das andere Geschlecht«¹⁹ (1949) und für die Scharfsicht ihrer »Memoiren einer Tochter aus guten Hause«²⁰ (1958), des ersten und literarisch gelungensten Bandes ihrer vierteiligen Autobiographie.

Eine Zwischenbemerkung: In den 30er- und 40er-Jahren hatte Beauvoir eine bedeutende ethische, philosophische, politische und persönliche Entwicklung durchlaufen: Ethisch gesehen hatten Krieg und Résistance sie vom Individualis-

13 Siehe dazu Isabelle Grellet, Caroline Kruse: *Des jeunes filles exemplaires*. Dolto, Beauvoir et Zaza. Paris 2004.

14 »Im Gegensatz zur öffentlichen Meinung versteifte ich mich also darauf, für beide Geschlechter (als Jugendliche – I. S.) gleiche Keuschheit zu fordern.« Simone de Beauvoir: *Memoiren*, a. a. O., S. 159.

15 Siehe dazu die Buchanalyse von Éliane Lecarme-Tabone: *Simone de Beauvoir. Mémoires d'une jeune fille rangée*. Paris 2000, S. 174-176.

16 Siehe dazu Simone de Beauvoirs Kritik am Hass ihrer Mutter auf die »métèques« (rassistisches Schimpfwort für in Frankreich lebende Ausländer) in *Cahiers*, a. a. O., S. 847.

17 Bianca Lamblin: *Memoiren eines getäuschten Mädchens*. Reinbek bei Hamburg 1994, S. 78, deutsch von Gerhard Döhler. – *Mémoires d'une jeune fille dérangée*. Paris 1993. Lamblin bezieht sich dabei auf Simone de Beauvoir: *Kriegstagebuch 1939-1941*. Reinbek bei Hamburg 1994, S. 242, 243.

18 Simone de Beauvoir: *Sur les »Mémoires d'une jeune fille rangée«*. Interview in »France-Observateur« vom 4. Juni 1958, zitiert nach É. Lecarme-Tabone: *Simone de Beauvoir. Mémoires*, a. a. O., S. 216.

19 Simone de Beauvoir: *Le deuxième sexe*. Paris 1949. – *Das andere Geschlecht*. Hamburg 1951, deutsch von Eva Rechel-Mertens (Erstes Buch) und Fritz Montfort (Zweites Buch); Neuübersetzung von Uli Aumüller (Erstes Buch) und Grete Osterwald (Zweites Buch), Redaktion Irene Selle, Reinbek bei Hamburg 1992. – Eine kritische Auseinandersetzung mit den einzelnen Kapiteln des Buches bringt Ingrid Galster (Hrsg.): *Simone de Beauvoir: »Le Deuxième Sexe«*. *Le livre fondateur du féminisme moderne en situation*. Paris 2004.

20 Dreiðig Jahre später hat sich Beauvoir für ihre Memoiren (a. a. O.) dieser frühen Tagebuchquelle bedient. Die entsprechenden Tagebuchpassagen sind im Manuskript mit Tinte angestrichen, wie die Herausgeberin in der Einleitung vermerkt: *Cahiers*, a. a. O., S. 15.

mus zum Streben nach Solidarität übergehen lassen. Philosophisch war sie zur Existenzialistin geworden und teilte einige Positionen des Marxismus. Politisch wollte sie als Intellektuelle »gegen die Lügen des Kommunismus und die des Antikommunismus«²¹ kämpfen. (Zumindest formulierte sie es im September 1947 so. Mit der Verschärfung des Kalten Krieges und der wachsenden gesellschaftlichen Polarisierung wich sie jedoch zuweilen von ihrem Anspruch auf größtmögliche Unvoreingenommenheit und Urteilsgerechtigkeit ab. Das machte sie den Lügen des Kommunismus gegenüber teilweise indifferent bis blind, was sie später selbst kritisierte. Sie ist kein Einzelfall unter den Linksintellektuellen jener Jahre.) Im persönlichen Bereich fand sie Möglichkeiten, das scheinbar Überwundene zu ersetzen: Das literarische Schaffen trat an die Stelle der Religion, die lebenslange Bindung an Sartre kam einer Ehe ohne Trauschein gleich, in ihrer selbstauferlegten Beschützerrolle gegenüber Sartre lebte sie mütterliche Bedürfnisse²² aus, und der gemeinsame Freundeskreis war »die kleine Familie«.

Zurück zum Essay »Das andere Geschlecht« und zu den »Memoiren«: Beide Bücher stehen in einem werkgeschichtlichen Zusammenhang, der bestimmte Überschneidungen erklärt. Beauvoirs eigene »gelebte Erfahrung« (»L'expérience vécue«, so der Titel des zweiten Buches), war manchmal bereits in den Essay eingeflossen,²³ bevor sie zehn Jahre später in den »Memoiren« thematisiert wurde. Einige Beispiele: Die Beschreibungen der Furcht des jungen Mädchens vor der Sexualität greifen auf Erfahrungen ihrer eigenen puritanischen Kindheit und Jugend zurück.²⁴ Auf frühen Abneigungen fußen auch die überwiegend negativen Schilderungen von Ehe, Mutterschaft und Hausfrauendasein im »Anderen Geschlecht«: die Ehe als Zwangskorsett, die Schwangerschaft als zu naturverhaftet, die Mutterschaft als »Falle«²⁵ für Frauen, die Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung anstreben, das Abtreibungsverbot als Anmaßung einer ungerechten Sexualmoral,²⁶ das Hausfrauendasein als sisyphusartiges Abtragen eines immer nachwachsenden »Tellerstapels«.²⁷

Ein kleiner Seitenblick: Sicher nicht zufällig kommt Sartre in seiner Autobiographie »Die Wörter« auf das Thema »Hochzeitsnacht« zurück, das Beauvoir im »Anderen Geschlecht« ausführlich behandelt.²⁸ Genüsslich zitiert er die stets übel endenden Horrorgeschichten, die seine Großmutter Louise Schweitzer zu er-

21 Simone de Beauvoir: *Lettres à Nelson Algren*, a. a. O., Brief vom 27. September 1947, S. 69.

22 »Ich, die ich vielleicht nie Mutter sein werde, ich wünschte es in meinem Herzen, in meinem Leib, bis zu Tränen.« Simone de Beauvoir: *Cahiers*, 3. Januar 1930, a. a. O., S. 831.

23 Und zwar auf literarisch bravouröse Weise. Siehe dazu É. Lecarme-Tabone: »Le Deuxième Sexe«: une Œuvre littéraire? In: *Les Temps Modernes*. Paris, Janvier-Mars 2008, S. 213-228.

24 Siehe dazu É. Lecarme-Tabone: *Simone des Beauvoir. Mémoires*, a. a. O., S. 176-180.

25 S. de Beauvoir, *Texte du film de Josée Dayan et Malka Ribowska tourné en avril 1978*. Paris 1979, S. 72.

26 Vgl. S. de Beauvoir: *Memoiren*, a. a. O., S. 183.

27 Die emblematische Spülszene in »Das andere Geschlecht«, a. a. O., II, S. 566, wird in den »Memoiren« spiegelbildlich aufgenommen: »Nein, sagte ich mir, während ich einen Tellerstapel in den Wandschrank schob; mein eigenes Leben wird zu etwas führen. Glücklicherweise war ich nicht für das Dasein einer Hausfrau gemacht (sic! genauer: bestimmt – I. S.).« Simone de Beauvoir: *Memoiren*, a. a. O., S. 99-100.

28 Siehe *Das andere Geschlecht*, a. a. O., II, S. 465-471 und 537-549.

zählen pflegte: »in einer Geschichte war der Ehemann so hastig und brutal, dass sich seine Frau am Bettpfosten das Genick brach, in einer anderen Geschichte fand man die junge Frau am Morgen auf dem Kleiderschrank, wohin sie sich geflüchtet hatte, nackt und geistesgestört.«²⁹ Ein bezeichnendes Beispiel für Sartres und Beauvoirs gnadenlose Abrechnung mit patriarchalischen Sitten!

Beauvoir berichtet im dritten Band ihrer Autobiographie, »Der Lauf der Dinge«,³⁰ über den entstehungsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen dem »Anderen Geschlecht« und den »Memoiren«: Um den Juli 1946 herum wollte sie eigentlich am liebsten etwas Autobiographisches schreiben. Ihre Weiblichkeit hielt sie dabei für ziemlich irrelevant.³¹ Sartre war nicht einverstanden und regte sie zur genaueren Untersuchung der Frage an. Das Nachforschen führte sie zu der Entdeckung, dass diese Welt »eine Männerwelt«³² mit von Männern geschaffenen Weiblichkeitsmythen ist. Aus diesem Kerngedanken entstand dann in atemberaubender Geschwindigkeit – die reine Schreibzeit betrug nur 14 Monate³³ – ihr bahnbrechender Essay, der ihr sogleich skandalumwitterten Ruhm³⁴ einbrachte. Nach dem »Umweg« über die Erforschung des »Gewordenseins« der Frau im Allgemeinen kehrte Beauvoir etwa zehn Jahre später zu dem ursprünglichen autobiographischen Projekt zurück. Als sie 1958 ihre »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause« veröffentlichte, war sie zu einer anerkannten Schriftstellerin geworden. 1954 hatte sie für ihren Roman »Die Mandarins von Paris«³⁵ den Goncourtpreis bekommen und wurde in der Öffentlichkeit nicht mehr hauptsächlich als »Sartres Gefährtin« wahrgenommen. Dazu hatte sie »völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit von Sartre«³⁶ gewonnen, wie Éliane Lecarme-Tobone feststellt. Dies ermöglichte ihr eine souveränere Position beim Eintauchen in die eigene Kindheit und Jugend.

Die »Memoiren« enden mit dem Jahr 1929, das die Autorin als Klimax ihrer bis dahin durchlaufenen Entwicklung darstellt. In der Tat war 1929 ein Schlüsseljahr für sie: Beauvoir eroberte sich einen Platz im Kreise der glänzendsten Philo-

29 Jean-Paul Sartre: Die Wörter. Berlin und Weimar 1965, S. 11, deutsch von Hans Mayer. – Les Mots. Paris 1964.

30 Vgl. Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 97-98, deutsch von Paul Baudisch. – La Force des choses. Paris 1963.

31 Vgl. Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge, a. a. O., S. 97.

32 »[...] meine Jugend wurde mit Mythen gespeist, die von Männern erfunden worden waren, und ich hatte keineswegs so darauf reagiert, als wenn ich ein Junge gewesen wäre.« Ebd., S. 98.

33 Vgl. die Buchanalyse von É. Lecarme-Tobone: Simone de Beauvoir. Le Deuxième Sexe. Paris 2008, S. 18.

34 Siehe dazu Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge, a. a. O., S. 184-190. – Siehe auch Ingrid Galster: Le Deuxième Sexe de Simone de Beauvoir. Paris 2004. – Zum Umgang mit dem Buch in der DDR siehe Irene Selle: La publication en République démocratique allemande. In: Christine Delphy und Sylvie Chaperon (Hrsg.): Cinq-quantenaire du Deuxième sexe, Colloque international Simone de Beauvoir. Paris 2002, S. 488-493. – Irene Selle: Publication et réception du »Deuxième Sexe« en R. D. A. – Compte rendu d'une expérience vécue. In: Lendemanns, Tübingen 94/1999, S. 92-101. – Irene Selle: Zur DDR-Rezeption von »Das andere Geschlecht«. Ein Erfahrungsbericht. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie. Tübingen, Heft 20/Oktober 1999, S. 114-125.

35 Die Mandarins von Paris. Reinbek bei Hamburg 1955, Deutsch von Ruth Ücker-Lutz und Fritz Montfort. – Les Mandarins. Paris 1954.

36 É. Lecarme-Tobone: Simone de Beauvoir. Mémoires, a. a. O., S. 39.

sophiestudenten des Landes. Durch die zärtliche Freundschaft mit dem (verheirateten) René Maheu (in den »Memoiren« André Herbaud) entdeckte sie das erotische Potenzial ihres Körpers. Maheu gab ihr auch den Beinamen »Castor« (Biber, engl. beaver [Anklang zu Beauvoir]: ein ebenso geselliges wie arbeitsames Tier), unter dem sie Aufnahme in den Sartrekreis und damit in die Schicht der Intellektuellen fand.

Ende Juli 1929 bestand sie die Agrégation (als Zweitbeste nach Sartre und Jüngste ihres Jahrgangs). Ein knappes Drittel, das heißt vier von dreizehn der endgültig zur Agrégation zugelassenen Kandidaten, war weiblich.³⁷ In den Monaten Juli, August und September erlebte sie das stürmische Wachsen ihrer Liebe zu Sartre, den sie im Tagebuch zuerst als »unsympathisch«³⁸, bald aber als »wunderbaren Trainer für den Geist«³⁹ bezeichnet.

Ende September 1929 fand die schwärmerische Beziehung zu ihrem Cousin und Jugendfreund Jacques ein jähes Ende durch dessen unerwartete Heirat, eine reine Geldheirat. Daraufhin entschied sich Beauvoir endgültig für Sartre. Sie willigte in den »Zwei-Jahres-Pakt«⁴⁰ ein, den ihr Sartre spontan vorschlug, nachdem sie mit ihm auf einer Steinbank am Louvre längere Zeit eine Katze beobachtet hatte, die unglücklich in einem Käfig verfangen war und schließlich von einer barmherzigen Dame gefüttert wurde. So erzählt sie es 1960 im zweiten Band ihrer Autobiographie, »In den besten Jahren«. Dass es sich hier um eine Schlüsselzene handeln muss, legt die Übereinstimmung mit der Tagebucheintragung vom 14. Oktober 1929 nahe. Dort heißt es nach der Katzenfütterung: »wir beschließen, dass wir morganatisch verheiratet sind, was uns entzückt.«⁴¹ »Morganatisch« bedeutet eigentlich »nicht standesgemäß«, ist hier aber im Sinne von »freie Liebesverbindung« zu verstehen. Ich deute die gefangene Katze als Symbol für die Ablehnung des Zwangscharakters der herkömmlichen Ehe und den Versuch, eine ungebundenere Variante auszuprobieren. Wie Beauvoir im zweiten Band ihrer Autobiographie beschreibt, machten sich die beiden Jungverliebten in ihrem Experiment einen Spaß daraus, mal ein kleinbürgerliches Beamtenpaar, M. und Mme M. Organatique, mal ein amerikanisches Milliardärspaar, Mr. und Mrs. Morgan Hattick, zu mimen, um sich durch diese Parodien von beiden Welten zu distanzieren.⁴² In ihrem Tagebuch berichtet Beauvoir am 16. Oktober 1929 von einem Treffen mit Paul und Henriette Nizan, wo man über Geldsorgen gesprochen habe. Fazit: »Wir sind ein Ehepaar, das einem anderen Ehepaar gegenüber sitzt,

37 Vgl. André Lalande (Vorsitzender des Prüfungsausschusses): Rapport sur le concours de l'agrégation de philosophie, session de 1929. In: Revue universitaire, 39. Jg., Januar 1930, zitiert nach I. Galster: Beauvoir dans tous ses états. Paris 2007, S. 40.

38 22.6.1929, Simone de Beauvoir: Cahiers, a. a. O., S. 704.

39 11.7.1929, ebd., S. 723.

40 Simone de Beauvoir: In den besten Jahren. Reinbek bei Hamburg 1961, Taschenbuchausgabe 1969, S. 23, deutsch von Rolf Soellner – La Force de l'âge. Paris 1960.

41 Simone de Beauvoir: Cahiers, a. a. O., S. 800-801.

42 Vgl. Simone de Beauvoir: In den besten Jahren, a. a. O., S. 20.

und das finden wir sehr komisch.«⁴³ Der Pakt sollte nach Sartres Definition auf der Unterscheidung zwischen »notwendiger Liebe« (amour nécessaire) und »Zufallsiebe«⁴⁴ (amour contingent) beruhen und, einem »weiteren Pakt«⁴⁵ zufolge, völlige Transparenz einschließen. Die Besonderheit ihrer Beziehung, auch in Fragen des beiderseitigen Offenlegens von Nebenbeziehungen, erklärte und rechtfertigte Beauvoir später mit dem »Zwillingszeichen auf unseren Stirnen«.⁴⁶ Dieses schöne und einprägsame Bild hat für mich allerdings etwas von einer nachträglichen Stilisierung.

Im November 1929 schließlich verlor Simone ihre geliebte Jugendfreundin Zaza. Unter dem Datum des 25. November findet sich lediglich die Eintragung »Zazas Tod«.⁴⁷ Dann gut zwei Wochen (bis zum 12. Dezember) Schweigen!

Die nicht ganz aufgeklärte klinische Todesursache genügte Beauvoir nicht, sie sah primär psychische Faktoren am Werk. Die Empörung über Zazas Tod, den sie später zum »spiritualistischen Verbrechen«⁴⁸ hochstilisierte, wurde ein treibendes Motiv ihres Schreibens. In den »Memoiren« interpretierte sie diesen Tod als Preis für die eigene errungene Freiheit und lastete ihn dem Konformitätsdruck des großbürgerlich-katholischen Milieus an. Interessanterweise benutzt Beauvoir in ihrem Tagebuch, offenbar von Henri Bergson⁴⁹ beeinflusst, bereits die für den Existenzialismus so wichtige Kategorie der »Wahl«. So empört sie sich angesichts von Zazas bevorstehender Zwangsverheiratung: »Kann es sein, dass das Leben für Menschen, die sich Männer und Frauen nennen, nur Unterwerfung unter konventionelle Formen ist, ohne eine Wahl, in der doch der Mensch erst lebt? Unerhört ...«⁵⁰

Durch solche Überlegungen vorbereitet, wählte sie sich Sartre auch deshalb zum Partner, weil er der originellste und radikalste unter ihren Verehrern war. Maheu z. B. versuchte sie mehrfach davon zu überzeugen, dass sie unbedingt heiraten müsse, um nicht als blaustrümpfige alte Jungfer zu enden. Mit dem konsequent ehe- und kinderfeindlichen Sartre dagegen schien ihr der bereits begonnene Ausbruch aus ihrem beengenden Milieu am besten gelingen zu wollen. So fleht sie Sartre in ihrer Tagebuchnotiz vom 7. August 1929 an: »Oh! Lassen Sie mich nicht verbürgerlichen, oh, zwingen Sie mich immer zu denken, zu sein!«⁵¹ Ihr Wunsch, vom Geliebten zum Denken gezwungen zu werden, mag nach einer be-

43 Simone de Beauvoir: Cahiers, a. a. O., S. 802.

44 Simone de Beauvoir: In den besten Jahren, a. a. O., S. 23.

45 Ebd., S. 24.

46 Ebd., S. 25.

47 Simone de Beauvoir: Cahiers, a. a. O., S. 824.

48 Simone de Beauvoir: Vorwort zur Erstausgabe ihres ersten, 1938 von zwei Verlegern abgelehnten Buches »Quand prime le spirituel«, Paris 1979, zitiert nach Danièle Sallenaves Vorwort zur Neuausgabe unter dem Titel »Anne, ou quand prime le spirituel«, Paris 2006, S. 10.

49 Dazu schreibt Margret A. Simons in ihrem Aufsatz Ist Sartre der Urheber von »Das andere Geschlecht«? In: Die Philosophin, a. a. O., S. 37: »Bergson behauptet, dass man sein Selbst als einen Prozess des Werdens und der Wahl, und nicht als ein Produkt eines mechanischen Determinismus erfährt.«

50 Simone de Beauvoir: Cahiers, 28. Juni 1929, a. a. O., S. 711.

51 Ebd., S. 747.

sonderen Spielart von weiblicher Unterwerfung klingen. Doch diese Anwendung wird dadurch relativiert, dass Beauvoir bereits einen Monat später mit großem Selbstbewusstsein zum Ausdruck bringt, dass sie die wichtigsten Schritte ihrer Selbstwerdung schon vor der Beziehung zu Sartre getan hat. So schreibt sie in ihrem Resümee des vergangenen Vierteljahrs: »Ich lerne, dass ich zur Frau bestimmt bin und dass ich gerade dieses liebe. Ich lerne, was Denken ist, was ein großer Mann ist, was die Welt ist. Ich befreie mich von allen alten religiösen und moralischen Vorurteilen, von den falschen Instinkten. Ich lerne die vollkommene Aufrichtigkeit, die Freiheit zu denken und das eigene Denken mit dem Geist, dem Herzen und dem Körper zu leben! Ungeheure Offenbarungen – aber kein Umsturz, denn alles war vorbereitet.«⁵²

Das Tagebuch offenbart Beauvoirs ambivalentes Verhältnis zur Ehe: Anfangs malt sie sich durchaus noch eine Ehe mit dem reichen Bürgersohn Jacques aus. Sogar Kinder kann sie sich vorstellen, allerdings mehr aus einem narzisstischen Bedürfnis heraus: »Ich möchte kein Leben in Glanz, aber Liebe, ein paar schöne Bücher und ein paar schöne Kinder, mit Freunden, denen ich meine Bücher widmen kann, und die meinen Kindern Poesie und Denken beibringen.«⁵³

In schwachen Stunden⁵⁴ verspürt sie durchaus das Bedürfnis nach dem sicheren Hafen der Ehe: Zuflucht, Geborgenheit, Endgültigkeit, freiwillige Abdankung, ruhige Gewissheit, Unterwerfung der Frau unter den Mann. Doch zugleich erkennt sie den Widerspruch zu ihrem ureigenen Unabhängigkeits- und Einsamkeitsbedürfnis: »In mir ist ein zügelloser Wunsch nach Freiheit, Abenteuer, Geschichten, Reisen, anderen Menschen; ein Wunsch, alle Türen offen zu halten, alles zu empfangen, mich allem hinzugeben, eine Ablehnung jeglicher Bindung, eine Furcht vor der Ehe, die in mir aus dem tiefsten Innern wieder aufsteigt.«⁵⁵

Der ganze Bereich des Erotisch-Sexuellen stellte für Beauvoir anfangs einen schwarzen Kontinent dar. Es war ihr keineswegs in die Wiege gelegt, dass die Katholische Kirche ihren Essay einmal wegen angeblicher Pornographie auf den Index setzen würde. Im Mai 1929 fragt sie sich noch, ob sie vielleicht »ein Stück Holz« sei, »das nicht einmal den Wunsch nach einem Kuss«⁵⁶ verspürt habe.

Nachdem Sartre mit Macht ihr sinnliches Erwachen ausgelöst hat, reflektiert sie jedoch bald ihr ungestilltes Verlangen. Dafür war vor allem Sartres mangelnde Begabung für die körperliche Liebe verantwortlich, seine Unfähigkeit zu rückhaltloser Hingabe, über die er sich selbst später freimütig äußerte.⁵⁷ Zwischen den Zeilen des Tagebuchs kann man lesen, dass Beauvoir trotz ihres großen Glücksge-

52 Ebd., 12. September 1929, S. 767.

53 Ebd., 13. Mai 1929, S. 650.

54 Vgl. ebd., 22. Mai 1929, S. 660 und 3. November 1929, S. 817.

55 Ebd., 21. September 1929, S. 784-785.

56 Ebd., 8. Mai 1929, S. 643.

57 Siehe dazu das Gespräch Sartres mit Beauvoir, Sommer 1974, in Simone de Beauvoir: *La Cérémonie des adieux*. Paris 1981, S. 385 und 400. – Simone de Beauvoir: *Die Zeremonie des Abschieds und Gespräche mit Jean-Paul Sartre: August-September 1974*. Reinbek bei Hamburg, Taschenbuchausgabe 1983, deutsch von Uli Aumüller und Eva Moldenhauer.

fühls keine volle sexuelle Erfüllung mit Sartre fand.⁵⁸ Obwohl sie sein sinnliches Defizit früh bemerkte,⁵⁹ war sie sich wegen mangelnder Vergleichsmaßstäbe der Ursache für ihre Unerfülltheit sicherlich noch nicht voll bewusst.

Nach einem Jahr gewann sie zum ersten Mal ein wenig Distanz zu Sartre und meldete eigene Bedürfnisse an: »Er ist in meinen Augen nicht mehr so vollkommen; da ist etwas kaum Wahrnehmbares: Gefallsucht, eine gewisse Eigenliebe [...] wenn ich ihn doch so sehr liebe, möchte ich auch mehr geliebt werden. Ich wünschte, er möge manchmal ein Bedürfnis nach mir verspüren, sich über mich freuen, und nicht nur immer diese Sanftmut und dieses leichte Lächeln zeigen.«⁶⁰ Sie spricht sich Mut zu, wie sie ihrer wildwüchsigen sinnlichen Begierden Herr werden kann: »Ich darf nicht so große Angst vor ihm (meinem Körper – I. S.) haben; mit Alkohol, Geduld und ein paar Tränenausbrüchen werde ich immer mit ihm zurande kommen.«⁶¹

Nach Sartres Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im März 1941 war die körperliche Beziehung des Paares beendet, wie Hazel Rowley in ihrem Buch »Tête-à-tête« schreibt.⁶²

Neue Dimensionen hatte Beauvoir kurz vor dem Zweiten Weltkrieg durch das – (außer vor Sartre und Bianca Bienenfeld) geheim gehaltene – Verhältnis mit dem jungen Jacques-Laurent Bost⁶³ entdeckt. Ihm widmete sie übrigens »Le deuxième sexe« (dessen Titel er vorgeschlagen hatte), weil er der am wenigsten machohaft ihrer Freunde war.

Völlig neue Dimensionen erschlossen sich ihr nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Liebesbeziehung zu dem amerikanischen Schriftsteller Nelson Algren. Er eröffnete ihr – selbst völlig unbürgerlich am Rande der Gesellschaft lebend – den Blick auf die sozial und rassisch Ausgegrenzten der USA, die sie in die Kategorie des »Anderen«⁶⁴ einbezog. Außerdem stand Algren gewissermaßen Pate bei

58 »wie gern würde ich ein Werk aus mir herausholen! Ich muss rechnen: mit diesem so leicht unbefriedigten und bis zu Tränen traurigen, so schwer zu erduldenen und so unerbittlichen Körper; ich wünschte ihn mir als gefügiges Instrument, das sich nur auf meinen Ruf hin meldet [...]. Ich muss lernen, seine so erniedrigende Widerspenstigkeit nicht zu hassen, seine Leiden nicht zu hassen.« 6. September 1930, ebd., S. 841.

59 »es ist schön, dass gerade mit diesem sinnlichen Mann (Maheu – I. S.) nichts Körperliches zwischen uns tritt und unsere Zärtlichkeit kühl und rein bleibt, während mit Sartre, der nicht sinnlich ist, die Harmonie unserer Körper eine Bedeutung hat, die unsere Liebe schöner macht.« 10. September 1929, ebd., S. 763.

60 6. September 1930, ebd., S. 842.

61 6. September 1930, ebd., S. 841 – Schon im Juni 1930 hatte sie begonnen, sich wieder in den Griff zu bekommen: »Diese Liebe hat so sehr alles besetzt! Ich habe so sehr nur in ihr gelebt und mein eigenes Leben vernachlässigt! Und jetzt muss ich die Freiheit, die Einsamkeit retten, die ich immer bewahren wollte. Ein Jahr reicht, ein Jahr der Entspannung und des vollkommenen Glücks; [...] ich muss wieder denken und wollen. Es war so schön, nur noch ein Liebesschrei zu sein. Aber meine Ferien sind zu Ende.« 9. Juni 1930, ebd., S. 839.

62 Vgl. H. Rowley: *Tête-à-tête*, a. a. O., S. 170.

63 Simone de Beauvoir, Jacques-Laurent Bost: *Correspondance croisée 1937-1940*. Édition établie, présentée et annotée par Sylvie Le Bon de Beauvoir. Paris 2004.

64 Zu »der/die/das Andere« siehe Irene Selle: Die Ambivalenz von »l'Autre« in »Le deuxième sexe« von Simone de Beauvoir. In: Wolfgang Pöckl (Hrsg.): *Literarische Übersetzung. Formen und Möglichkeiten ihrer Wirkung in neuerer Zeit. Beiträge zur Sektion Literarische Übersetzung des XXII. Deutschen Romanistentags in Bamberg (23.-25.9.1991)*. Bonn 1992, S. 211-219.

ihren geradezu hymnischen Beschreibungen eines glückhaften Liebesaktes,⁶⁵ bei dem die Alterität zwischen Mann und Frau keinen feindlichen Charakter mehr trägt, sondern dialektisch aufgehoben wird: »Im männlichen Ungestüm sieht die Frau das umgekehrte Bild des stillen Feuers, das sie verzehrt. Die Herrschaft des Mannes ist die Macht, die sie (die Frau – I. S.) über ihn ausübt. Sein vor Leben strotzendes Glied gehört ihr, wie ihr Lächeln dem Mann gehört, der ihr die Lust verschafft. Alle Reichtümer der Männlichkeit und der Weiblichkeit bilden, indem sie sich ineinander spiegeln [...] eine bewegte und ekstatische Einheit.«⁶⁶ Meiner Auffassung nach hätte sie diese Stelle nicht so schreiben können, wenn sie während der Entstehungszeit des Buches nicht Ähnliches mit Algren gerade selbst erlebt hätte. Insofern scheint mir ein autobiographischer Untertext hier sehr wahrscheinlich zu sein. Gleichzeitig hat das Zitat für mich auch einen philosophischen Untertext: die Anwendung des von Hegel inspirierten Begriffs der Wechselseitigkeit. Ein schöner Beleg für die von Danièle Fleury angesprochene Trias von Gefühl, Ereignis und Philosophie bei Beauvoir!

Beauvoirs intensive Beschäftigung mit sexuellen Fragen war für sie auch eine Form, die strengen Tabus ihres Herkunftsmilieus zu überwinden. Dominique Desanti bezeugte jüngst im Sonderheft der »Temps Modernes«, dass sich »Castor« schon 1941-1942, also vor der Beziehung zu Algren, sehr sachkundig über dieses Gebiet geäußert habe: »Nie zuvor hatte ich eine Frau gehört, die so genau, so frei und so natürlich über Sex sprach, ihn gewissermaßen ›theoretisch untermauerte‹. Schon mit dreiunddreißig Jahren hatte sie also die Bestandteile dessen herausgefunden, was sie dann ergänzte, aufbaute, weiterentwickelte und im ›Anderen Geschlecht‹ zu einem neuen, kohärenten Konzept verarbeitete.«⁶⁷

Je stärker die frühe Prägung, desto länger der Weg zu ihrer Überwindung – so wird allgemein angenommen. Doch Beauvoir war in allem schnell, und wie dieses Zitat beweist, sogar schneller als bisher bekannt. Dadurch wurde sie nicht nur zur Zerstörerin des Mythos vom »Ewigweiblichen«,⁶⁸ zur engagierten Mitstreite-

65 Am Ende des Kapitels »Einführung in die Sexualität«. Siehe dazu É. Lecarme-Tabone: »Le deuxième sexe«: une Œuvre littéraire? In: Les Temps Modernes. Paris Janvier-Mars 2008, S. 226.

66 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, a. a. O., Neuübersetzung 1992, II, S. 490. – Das Originalzitat lautet: »la fièvre immobile qui la brûle, la femme en contemple dans la fougue virile la figure inversée; la puissance de l'homme, c'est le pouvoir qu'elle exerce sur lui; ce sexe gonflé de vie lui appartient comme son sourire à l'homme qui lui donne le plaisir. Toutes les richesses de la virilité, de la féminité, se refléchissant [...] composent une mouvante et extatique unité.« Le deuxième sexe, a. a. O., II, Taschenbuchausgabe von 1988, S. 189-190 (Unterstreichungen I. S.). – In der alten Fassung von 1951 ist dem Übersetzer Fritz Montfort ein für seine männlich geprägte Wahrnehmung signifikanter Lapsus (nicht der einzige dieser Art) unterlaufen. Bei ihm heißt es fälschlicherweise: »Die Macht des Mannes ist das Vermögen, das er über sie ausübt.«, a. a. O., S. 380 (Unterstreichungen I. S.).

67 Dominique Desanti: Un jeune Castor: Souvenirs. In: Les Temps Modernes. Paris Janvier-Mars 2008, S. 39 – Dominique Desanti beteiligte sich an verschiedenen Résistance-Gruppen, u. a. 1941 an Sartres kurzlebigen Versuch »Socialisme et liberté«. In mehreren Büchern rechnete sie mit der Französischen Kommunistischen Partei ab, deren Mitglied sie von 1943 bis 1956 gewesen war. – Siehe dazu ihren Beitrag »Le deuxième sexe« et le Parti communiste français: souvenirs. In: Cinquantaire, a. a. O., S. 371-375.

68 Siehe dazu Irene Selle: Simone de Beauvoirs und Elisabeth Badinters Beiträge zur Überwindung des Mythos vom Ewigweiblichen. In: Inge Stephan, Sigrid Weigel, Kerstin Wilhelms (Hrsg.): »Wen kümmert's, wer spricht«. Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West. Köln Wien 1991.

rin gegen jede Art der Diskriminierung, zur Vordenkerin der Gendertheorie, sondern auch zur frühen Verfechterin einer befreiten weiblichen Sexualität. Ihre Stimme wird wohl noch geraume Zeit notwendig sein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Simone de Beauvoirs jüngst erschienene »Cahiers de Jeunesse« einen differenzierteren Blick auf die Herausbildung ihrer antibürgerlichen Grundhaltung erlauben. Ihr Einfordern der Entscheidungs- und Wahlfreiheit des Individuums kündigt den Befreiungsaufruf im »Anderen Geschlecht« an. Die Aufzeichnungen zeigen bereits die enge Verknüpfung von autobiographischem Schreiben und philosophischer Reflexion. Im »Anderen Geschlecht« wird die Lage der Frau theoretisch untersucht, ist aber unausgesprochen von autobiographischen Elementen durchsetzt. In den »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause«, für die Beauvoir auf ihr frühes Tagebuch zurückgriff, schlagen sich die Erkenntnisse aus der vorangegangenen theoretisch-essayistischen Ergründung der weiblichen Sozialisation nieder. Insofern durchdringen sich die drei genannten Werke, vor allem bei der Analyse des Zwangscharakters der herkömmlichen Ehe und Familie. Auf dem Gebiet der Sexualität, wo die Zwänge ihres Herkunftsmilieus am stärksten waren, hat sich Beauvoir am weitesten vorgewagt, in ihrer eigenen Erfahrung ebenso wie in deren Überschreitung und konzeptueller Vertiefung im »Anderen Geschlecht«. Auch in dieser Hinsicht wurde sie zur Vorkämpferin freier weiblicher – und menschlicher – Entfaltung.

Alter und Geschlecht

»Dans la société idéale que je viens d'évoquer on peut rêver
que la vieillesse n'existerait pour ainsi dire pas.«

Simone de Beauvoir, La vieillesse

»In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde,
so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren.«

1970 wurde in Frankreich Simone de Beauvoirs zweiter großer Essay »Das Alter« (»La vieillesse«, dt. Übersetzung 1972) veröffentlicht.

Ich werde im Folgenden versuchen, »Das Alter« auf dem Hintergrund von »Das andere Geschlecht« zu lesen und den zweiten Essay Beauvoirs in den Kontext ihres Gesamtwerkes und ihrer Themen zu stellen. Dies mit dem Interesse, ihre Ausführungen für neuere gendertheoretische, genderethische und auch sozialgerontologische Überlegungen fruchtbar zu machen.

Bei Beauvoir steht »Das Alter« in der Kontinuität des existenzphilosophischen Ansatzes, und zwar von den Frühschriften bis zu den späten Texten. Zentrum ihres ethischen Entwurfs ist der in der gesamten Existenzphilosophie wichtige Begriff der Situation – ein Begriff, der mit seiner genialen Fassung in »Das andere Geschlecht« die *theoretische* Neuerung in einem *philosophischen* Text war, die *politisch-praktisch* in der 2. *Frauenbewegung* so wirksam wurde. Dort schreibt sie in Anlehnung an Merleau-Ponty: »der Körper in seiner Komplexität [ist] ›kein Ding‹, sondern ›eine Situation‹: er ist unser Zugriff auf die Welt und der erste Ansatz zu unseren Entwürfen«. Dies verknüpft sie mit dem Prozess des *Geschlecht-Werdens* und macht damit Geschlechterdifferenz zugleich nicht nur zu einem grundlegenden Thema philosophischer Ethik, sondern zu ihrem konstitutiven Ausgangspunkt. Der zweite zentrale Begriff in Beauvoirs theoretischem Rahmen der Altersabhandlung ist jener der Freiheit.

Anders als »Das andere Geschlecht« hat der spätere Essay keine große Wirkung auf eine politische Bewegung ausgeübt. Das Buch ist auch kein anerkannter Schlüsseltext für ein wissenschaftliches Forschungsgebiet, etwa die Sozialgerontologie, oder ein Forschungsansatz geworden, wie das für »Das andere Geschlecht« zunächst in der feministischen Theorie und später in den Genderstudien der Fall war und ist. Auch in der international wachsenden Beauvoir-Forschung wurde es bislang eher selten zum Forschungsgegenstand gemacht. Allerdings ändert sich das in jüngster Zeit. Das hat mit der Besetzung des Wissenschaftsfeldes der

Altersforschung durch die Genderstudien in den letzten zehn Jahren zu tun, die wiederum eine Folge der politisch-gesellschaftlichen Diskussionen über die bereits bestehende und drastisch zunehmende Feminisierung von Alter und Altersarmut ist.

Im ersten Teil meiner Ausführungen versuche ich zu klären, was genau Motivation und Ziel, Thema und Aufbau, Rhetorik, theoretische Grundlage und Thesen des Buches sind, das in vielen dieser Punkte dem »Anderen Geschlecht« sehr ähnelt. Dies führt zu der Frage nach den möglichen kategorialen Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden zwischen Geschlecht und Alter.

Daran anschließend werde ich einen kleinen Einblick in die Rezeption von »Das Alter« in verschiedenen Wissenschaftskontexten geben.

Die Frage nach der Beziehung von »Das Alter« zu den anderen Texten Beauvoirs, bzw. zu ihren, das Gesamtwerk durchziehenden, es motivierenden und sich verändernden zentralen Themen Endlichkeit und Tod, führt abschließend zu dem Versuch, Beauvoirs Thesen zu Alter und Altern mit deren philosophischen Voraussetzungen einer Ethik der Situation für aktuelle gesellschaftspolitische Diskussionen und Fragen, die mit dem Alter zusammenhängen, fruchtbar zu machen.

Befreiung vom Alter

Motivation

Motivation, sich mit dem Alter auseinander zusetzen, war, so schreibt Beauvoir auf der ersten Seite der Einführung von »Das Alter«, die Reaktion – »das Zetergeschrei« – auf ihre letzten Seiten in »Der Lauf der Dinge«, ihrem 3. Memoirenband. Sie beschreibt hier – als 55-Jährige – Erfahrungen eigenen Alters und Alterns und gibt einen ernüchternden Rückblick auf ihr eigenes Leben. Diese Seiten sind oft zitiert worden. »Wen sehe ich vor mir?«, fragt sie, und fährt fort: »Altern heißt, sich über sich selbst klar werden und sich beschränken. Ich habe mich gegen jeden Zwang zur Wehr gesetzt, habe aber nicht verhindern können, dass die Jahre mich eingekerkert haben. [...] Immerhin hat der Schriftsteller die Chance, in dem Augenblick, da er schreibt, der Versteinigung zu entgehen. [...] Die schöpferische Tätigkeit ist Abenteuer, ist Jugend und Freiheit. Aber sowie ich den Arbeitstisch verlasse, ballt sich hinter mir die verstrichene Zeit zusammen [...] Das Alter: Von weitem hält man es für eine Institution, aber es sind junge Menschen, die plötzlich alt geworden sind. Eines Tages habe ich mir gesagt: ›Ich bin vierzig Jahre alt‹. Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte, war ich fünfzig. Die Betroffenheit, die mich damals überfiel, hat sich nicht gegeben. [...] Wie kann etwas, das weder Form noch Inhalt hat, wie kann die Zeit mich mit einem so schweren Gewicht belasten, dass ich keine Luft mehr bekomme? [...] Oft halte ich bestürzt vor diesem unglaublichen Ding inne, das mir als Gesicht dient [...] Ich hasse mein Spiegelbild: über den Augen die Mütze, unterhalb der Augen die Säcke, das Ge-

sicht ist zu voll, und um den Mund der traurige Zug, der Falten macht. [...] Ich aber sehe meinen früheren Kopf, den eine Seuche befallen hat, von der ich nicht mehr genesen werde. Sie greift auch auf das Herz über. [...] auch meine glücklichen Stunden sind blasser geworden. Der Tod ist nicht mehr ein brutales Abenteuer in weiter Ferne, er verfolgt mich in den Schlaf hinein. Beim Erwachen spüre ich seinen Schatten zwischen der Welt und mir: Das Sterben hat schon begonnen. Das hatte ich nicht vorausgesehen – dass es so früh beginnt und dass es so weh tut. [...] Jetzt ist der Augenblick gekommen, um zu sagen: Nie mehr!¹

Nach dem empörten öffentlichen Aufschrei, den diese Seiten hervorriefen, recherchierte Beauvoir und fand, dass es kein gleichwertiges Buch gab über das Alter, wie »Das andere Geschlecht« über Frauen.

Ziel

Simone de Beauvoir schrieb »Das Alter« mit dem in der Einführung des Buches erklärten Ziel, die »Verschwörung des Schweigens zu brechen« (DA, S. 5), die sich in den westlichen »Konsumgesellschaften« um das Alter wie auch um das Sterben gebildet habe. Das Tabu zu verletzen, über die Erfahrungen des Alterns zu sprechen, die Scham zu durchbrechen, die Lügen, die das entmenschlichte Alter verdecken (Phrasen von Würde und Altersweisheit z. B.), und die Schuld der Gesellschaft für den beklagenswerten Zustand der meisten alten Menschen aufzuzeigen – für die Philosophin und politisch engagierte Intellektuelle heißt dies, »Altern« als Situation zu verstehen und in einer inter- bzw. pluridisziplinären Analyse mit »dezidiert sozial-anthropologischem Zugriff«² – und mit dem fokussierenden Blick auf die alternden unteren Klassen der Gesellschaft – auszuarbeiten, was das Problem des Alters ist. – Dabei ist »Situation« *der* zentrale Begriff in »Das andere Geschlecht«.³

Thema und Aufbau

Das 882 Seiten umfassende Buch ist, wie »Das andere Geschlecht« auch, in zwei gleichlange Teile aufgeteilt: Der erste, mit dem Titel »Von außen betrachtet« (»Le point de vue de l'extériorité«, ihm entspricht in »Das andere Geschlecht« der Teil »Fakten und Mythen«), beinhaltet statistische Daten und Forschungsergebnisse aus Biologie, Anthropologie und Ethnologie, Geschichte und Soziologie über das

1 Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 620 f.

2 Thomas Rentsch: Philosophische Anthropologie und Ethik der späten Lebenszeit. In: Paul B. Baltes, Jürgen Mittelstraß, Ursula M. Staudinger: Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie. Berlin, New York 1994, S. 297.

3 Vgl. ausführlich zu »Das andere Geschlecht«: Ursula Konnertz: Simone de Beauvoir – Das andere Geschlecht. In: Martina Löw, Bettina Mathes (Hrsg.): Schlüsselwerke der Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2005.

Alter in der (französischen) Gesellschaft der 1960er Jahre. Dem vorangestellt sind eine programmatische Einleitung und ein kurzes Vorwort. Im zweiten Teil, unter dem Titel »Das In-der-Welt-Sein« (»L'être-dans le monde« – im »Anderen Geschlecht«: »Gelebte Erfahrung«), werden die gelebten Erfahrungen alter Menschen beschrieben und zitiert. Das Subjekt, so Beauvoir in einem kleinen einleitenden Passus zum 2. Teil (DA, S. 239), vollzieht seine Situation innerlich und reagiert darauf körperlich und psychisch. Zu Wort kommen in diesem Teil Künstler, Schriftsteller, Philosophen, Intellektuelle, wenig Frauen – das fällt auf –, und sozial sehr privilegierte Menschen mit ihren Aussagen zu Zeit, Erinnerung, körperlichem »Verfall«. Sie kommentiert die subjektiven Dokumente und ordnet sie nach:

Entdeckung und Bewältigung des Alters,
körperlich erlebte Erfahrung,
Zeit – Aktivität – Geschichte (dem Schlüsselteil),
Alter und Alltag.

Ihre Schlussfolgerung am Ende des 2. Buches wird ergänzt durch einen vierteiligen Anhang.⁴

Auf den beiden letzten Seiten ihres Textes greift sie auf »große Worte« zurück, bemerkt etwas zynisch der französische Philosoph Pierre-Henri Tavoillott.⁵ »Wie müsste eine Gesellschaft beschaffen sein, damit ein Mensch auch im Alter ein Mensch bleiben kann? Die Antwort ist einfach: er muss immer schon als Mensch behandelt worden sein. Das Schicksal, das sie ihren nicht mehr arbeitsfähigen Mitgliedern bereitet, enthüllt den wahren Charakter der Gesellschaft; sie hat sie immer als Material betrachtet. [...] Von den *gealterten* Werkträgern kehrt sich die Gesellschaft wie von einer fremden Gattung ab. Und hier haben wir den Grund, warum die Frage in konzertiertem Schweigen übergangen wird. Die Situation der alten Menschen zeigt deutlich das Scheitern unserer Zivilisation auf. [...] In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde, so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren. [...] Davon sind wir weit entfernt. [...]« Und der letzte Satz: »Es geht um das ganze System, und die Forderung kann nur radikal sein: das Leben verändern.« (DA, S. 466 f.)

Beauvoir verbindet in ihrem Essay das Alter *in* der Existenz des Menschen mit der sozialen Existenz *des* Alters, oder besser: altern als unhintergebar Bestandteil der menschlichen Situation des/r Einzelnen mit den gesellschaftlichen Bedingungen des Alters, beide sind immer Bestandteile der jeweiligen einzelnen konkreten Situation. Allerdings haben sie einen ganz unterschiedlichen Status.

4 Über Hundertjährige; Robert E. Burger: Wer kümmert sich um die Alten? In: Saturday Review vom 25.1.1969; Die Lebensbedingungen der alten Arbeiter in den sozialistischen Ländern; Einige statistische Angaben über die Sexualität alter Menschen – auch dieser handelt fast ausschließlich von Männern, er basiert u. a. auf dem Kinsey-Report. Für eine ausführliche Rezension siehe: Rudolf Schottlaender: Das Alter – ein Thema von Simone de Beauvoir. In: Sinn und Form, 6/1986, Berlin 1986. Ich danke Irene Selle für den Hinweis auf den Text ihres Vaters.

5 Pierre-Henri Tavoillot: L'idéal de la vieillesse moderne. In: Simone de Beauvoir. La Passion de la liberté. Schwerpunkttheft des Magazine Littéraire, Januar 2008, Nr. 471, S. 64.

Die rhetorischen Mittel

Nicht nur die für die zentrale These des Buches grundlegende theoretische Ausarbeitung des Situationsbegriffs teilt dieses Werk von 1970 mit das »Andere Geschlecht« – auch die rhetorischen Mittel sind sehr ähnlich. So wird der Leser konsequent in direkter Anrede zur Klärung des Problems aufgefordert: hier wie auch in »Das andere Geschlecht« ein genialer Schachzug: »[...] es ist nötig, dieses Schweigen zu brechen: ich bitte meine Leser, mir dabei zu helfen.« Rhetorisch ist dies wie das radikale Fragen »Was ist eine Frau« (in der Einleitung von »Das andere Geschlecht«) eine Einbindung der – auch jeweils zeitgenössischen – Leserinnen und Leser, eine Aufforderung zum Dialog, der die unterschiedlichen Antworten auf den Text und das dargestellte Problem abhängig macht von den eigenen Erfahrungen der Leser und damit ihrer, also auch *unserer*, eigenen geschichtlichen Situiertheit. Damit wird die Einbeziehung der eigenen Situiertheit der Leser, die Reflexion auf unser eigenes Altern, auf die Situationen von alten Menschen in unserer heutigen Gesellschaft, auf das aktuelle Wissen, die Bilder und die Diskurse über das Alter gefordert. Für die Erkenntnis des wissenschaftlichen Gegenstandes »Alter«, der ethischen und der politischen Frage nach Alter und *Altern* und die Suche nach einer ethischen und sozialpolitischen Lösung des Problems ist die direkte Aufforderung an die Leser notwendig: Erst sie macht den Lesern jeder möglichen späteren Zeit die radikale Vergeschichtlichung des Alters und des Alterns deutlich, die die Bedingung der Denkmöglichkeit von vergangenem und zukünftiger Veränderung ist.

Viele Formulierungen in der Einleitung erinnern sehr an »Das andere Geschlecht«. Nicht allerdings die Erklärungen; die sind in »Das Alter« eindeutig sozialistischer Theorie geschuldet, vgl. zum Beispiel der Bezug auf den Klassenkampf (DA, S. 12) als Grund für die Vielzahl der Gesichter des Alters. Zudem spricht Beauvoir in »Das Alter« direkter von sich selbst, sie verwendet bei ihren entscheidenden Sätzen ein »wir«.

Alter/Altern

Nicht die Übertragung des am häufigsten zitierten Satzes der feministischen Theorie »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es«, das den ersten Teil des zweiten Buchs von »Das andere Geschlecht« eröffnet, in »Man kommt nicht alt zur Welt, man wird es« (»On ne naît pas vieux on le devient«), ist der Clou, wie dies in letzter Zeit, u. a. in dem oben genannten Artikel von Tavoillot, häufig suggeriert wird. Nicht also die Prozesshaftigkeit des *Alters* ist der Clou, sondern die Herausarbeitung des *Alterns* als radikal doppelsinniger Grundsituation der Existenz in (notwendiger) Abhängigkeit von Mythen, Bildern, wissenschaftlichen Diskursen des *Alters*, die sich unter anderem auf reduktionistische, deterministische Naturalismen und Wesenszuschreibungen bzw. Definitionen des Alters durch Biologie und Medizin beziehen, einerseits, und von seinen ökonomischen Bedin-

gungen andererseits. Beauvoir übernimmt die soziale Definition ihrer Zeit, indem sie als »die Alten« die über 65-Jährigen, also aus dem Berufsleben Ausgeschiedenen bezeichnet, denn das war die Situation der alten Menschen Anfang der 1970er Jahre in Frankreich. Aus dieser konnte man ebenso wenig herauspringen, bzw. sie leugnen, ohne unwahrhaftig zu sein, wie aus dem Geschlecht.

An der Stelle, an der in »Das andere Geschlecht« *das* Zitat der feministischen Theorie und Bewegung steht, der erste Satz des 2. Buches, der, wie zu Anfang erwähnt, unsinnigerweise in vielen Vergleichen mit dem Altersbuch einfach durch die Ersetzung von *Frau* durch *alt* verändert wird, findet sich in »Das Alter« der Satz: »Vorzeitig sterben oder altern – eine andere Wahl haben wir nicht« (DA, S. 240). Altern – das prozesshafte Verändern in der zeitlichen Verkörperung unserer Existenz – ist etwas, dem *wir*, nicht das unpersönliche *man* des »*on le devient*«, nicht ausweichen können, es sei denn um den Preis des Sterbens. Altern ist unausweichlich. Zeit und Verzeitlichung ist das nicht Realisierbare, das das In-der-Welt-sein ins Verhältnis setzt zur Geschichte und zum Körper. Altern ist das radikal Grundlose, nicht Verstehbare der Existenz, ist radikale, grundlose, endlose, anhäufende Vergangenheit, anhäufende Endlichkeit, Faktizität, deren einzige Alternative die (vorzeitige) Annahme der Sterblichkeit ist, Sterblichkeit, die allerdings nur hinausgezögert werden kann. Subjektive Endlichkeit, die mit jeder Wahl notwendig verbunden ist, ist nicht gleich Sterblichkeit, aber sie geht jenseits der Erfahbarkeit in diese über.

Altern und Sterben sind somit in einer negativen Beziehung über die Zeitlichkeit miteinander verbunden, die die Struktur der Freiheit, der Existenz ist. Das Sterben ist eine Grenze der Situation und als eigenes nicht verstehbar; es ist das notwendig immer imaginierte Ende des *Alterns*. Das *Alter* hingegen, als beklagenswerter Zustand und als eine von einer inhumanen Gesellschaft durch vielfältige Strukturen fixierte Situation alter Menschen, so der erste Satz von Beauvoirs »Schlussfolgerung« (DA, S. 463), »ist kein *notwendiger* Abschluss der Existenz«. Wie unverstanden die Bedeutung dieser zentralen Unterscheidung von *Alter* und *Altern* bei Beauvoir in der Rezeption ihrer Thesen war und oft noch ist, zeigt am deutlichsten der gravierende Fehler der deutschen Übersetzung an dieser Stelle: im französischen Original steht »*La vieillesse n'est pas une conclusion nécessaire de l'existence humaine*« (II, 393), und im deutschen Text ist hier aus »*la vieillesse*« »*le vieillissement*«, aus »Alter« »Altern« geworden. »Das Altern ist nicht ein notwendiger Abschluss der menschlichen Existenz.« – Welch ein sprachlicher und logischer Unsinn!

Befreiung vom Alter – eine realistische Utopie ethisch reflektierten Alterns in der Gesellschaft, der 1970er Jahre wie auch heute?

Worin besteht das Problem des Alters? Warum werden, in einem Akt der *mauvaise foi*, Alter und Altern von den meisten Menschen verdrängt? Was genau ist das nicht Realisierbare des Alterns für die Existenz, das diese Verdrängung unterstützt? Was das Beängstigende?

Beauvoir versucht, diese Fragen ausgehend von ihrem philosophischen Ansatz zu beantworten. Sie bestimmt Altern und Alter in ihrem Bezug aufeinander: Altern ist ein zeitlicher Prozess und konstitutiver Bestandteil der Situation der körperlichen Existenz. Altern hat als Prozess selbst ein gedoppeltes Verhältnis zur Zeit, ein Verhältnis, das sich beständig ändert. Altern ist einerseits die Erkenntnis, dass das Praktisch-Inerte, die Vergangenheit dessen, was wir getan haben, anwächst. In dieser Bestimmung der Vergangenheit als das Praktisch-Inerte nimmt Beauvoir sowohl Sartres wie auch André Gorz⁶ Begrifflichkeit auf. Andererseits verändert sich die Zeitlichkeit der sich mittels Entwürfen in die Zukunft entwerfenden Existenz insofern, als nicht nur die Vergangenheit größer wird, gefroren ist, erstarrt, wie Beauvoir sagt, sondern eben genau aus diesem Grund die Zukunft immer begrenzter und geschlossener wird.

Doch nicht nur der Aspekt zur Zeitlichkeit wird herausgearbeitet, sondern auch das – davon allerdings nicht unabhängige – Verhältnis des Subjekts als Freiheit zu Anderen.

Die Bestimmung des Alters als Für-Andere-Sein zeigt die Überdeterminiertheit von außen auf: Du bist so alt, nicht wie du dich fühlst, sondern wie dich die anderen sehen. Als Beispiel dient ihr, der 60jährigen Autorin, der Satz eines Unbekannten, der, in den USA 10 Jahre zuvor, als er hörte, dass sie 50 Jahre alt ist, seinem Freund sagte: »Also ist Simone de Beauvoir eine alte Frau«. Es gibt keine wirklich innerliche Erfahrung des Alters – sie selbst fühlte sich jung. Alter, Altersbilder, so Beauvoir, dienen oft dazu, Menschen darauf zu reduzieren. Für-sich-Sein und Für-Andere-Sein, die Ambiguität in der Struktur und der Erfahrung der Existenz, zeigt sich im Alter sehr schmerzhaft durch den Blick der Anderen: wir haben uns geändert und können es selbst nicht realisieren. In Gesellschaften, die Menschen von einem bestimmten Zeitpunkt an auf das Alter reduzieren, sie verobjektivieren, ihnen Wesenseigenschaften zuschreiben, ist Alter ein generelles Problem der Existenz, das sich vor allem mit politischem und sozialem Blick analysieren lässt.

Dieses Ergebnis führt Beauvoir dazu, dass sie die Begriffe Transzendenz und Immanenz, die sie in »Das andere Geschlecht« auf die Geschlechter bezogen hatte, nunmehr auf den alten Menschen bezieht: Der, dessen Leben sie mit soziologischem Blick beschreibt, verkörpert in seiner Existenz kein Handeln mehr, sondern nur noch ein Sein. Transzendenz ist überschreiten, sich entwerfen. Die Existenz des auf sein Alter, auf Wiederholungen reduzierten Menschen, dessen Sein sich radikal verändert hat, ist nicht mehr Praxis. Wenn nun aber Transzendenz das Menschsein als Transzendieren der Vergangenheit in die Zukunft definiert bzw. ausmacht, und der alte Mensch dies nicht mehr kann – ist er dann noch menschlich? In diesem Zusammenhang wird in der zeitgenössischen Beauvoirforschung der Freiheitsbegriff und dessen Verständnis als einerseits ontologische und andererseits praktische Freiheit diskutiert. Letztlich geht es nicht nur um die Frage danach, ob ein Mensch onto-

6 Simone de Beauvoir: Das Alter. Reinbek bei Hamburg 1977, S. 319.

logisch frei ist, wenn er in einer Situation völlig unfrei ist, wie Sartres Sklave in »Das Sein und das Nichts«, sondern darum, ob er dann – für sich – noch ein Mensch ist, ob ihm das ermöglicht wird. Lösen kann Beauvoir das Problem nicht, doch sei hier einem Missverständnis vorgebeugt: Es geht ihr nicht darum, einem Menschen, der seine Freiheit nicht verwirklicht, das Menschsein abzusprechen, vielmehr darum aufzuzeigen, wie Menschen das verunmöglicht wird. Das geht Hand in Hand mit ihrer Deutung des Kantischen kategorischen Imperativs in ihren Frühschriften, dem Anderen zu seiner Freiheit zu verhelfen, grundlegende Bedingung der eigenen Existenz/ Freiheit wie auch für die des Anderen. Gelöst hat sie das Problem im Bericht über das Sterben der Mutter: Sie beschreibt hier die Situation, in der sie der Mutter trotz einer Lüge (die Verheimlichung der tödlichen Krankheit) die Freiheit des Verhaltens, der Wahl, der Wertsetzung, der Sinnggebung ermöglicht. Weil sie versucht, die begrenzte Welt der Mutter und auch ihre Angst, ihre Auflehnung gegen das Sterben zu teilen, lässt sie die Mutter nicht zu einer lebenden Toten werden. Sie stellt sich als Zeugin im Krankenhaus im Gespräch und nachträglich durch das Schreiben radikal auf die Seite der Freiheit der Mutter und macht damit eigene Alternserfahrungen, erfährt das dem Buch als Motto vorangestellte Zitat von Dylan Thomas »Brennen soll das Alter, wenn der Tag sich neigt«. Das Teilen scheitert notwendig. Schmerz und Sterben sind (unterschiedliche) Grenzsituationen, sie können bezeugt werden, aber nicht aufgehoben oder geteilt.

In unserer heutigen Gesellschaft werden (sehr) alte Menschen nicht auf Altern als nicht endenden Prozess reduziert, das würde die beängstigende Identifikation der Anderen mit dem alten Menschen als eigene Gegenwart und Zukunft verlangen bzw. zur Folge haben, sondern auf einen unmenschlichen Zustand, von dem man selbst weit entfernt ist. Alter wird definiert.

Demgegenüber beharrt Beauvoir darauf, dass sich Alter eben nicht definieren lässt und dass das verobjektivierende »Für-Andere-Sein« des Alters seinen Grund hat in den ökonomischen Bedingungen einer Gesellschaft, in starren Bildern und festgeschriebenen Situationen.

Der negative Ton, den Beauvoir benutzt, wenn sie über die körperlichen Veränderungen des Alterns schreibt, basieren auf den von ihr zitierten schriftlich gefassten oder mündlich erzählten Erfahrungen. Wie schon in »Das andere Geschlecht« wurde ihr dieser negative Ton massiv vorgehalten und als körperfeindlich ausgelegt. Obschon sie die negativ empfundenen Veränderungen des alternden Körpers, die die Erfahrung der Zeitlichkeit des Einzelnen betreffen, für letztlich überhistorisch hält – der Teil, der eben das *Altern* ausmacht, ist das Alter als der geronnene und immer wieder naturalisierte Teil der Erfahrungen, historisch, kulturell, geschichtlich variabel, sozial-historisch und ökonomisch bedingt und damit kontingent und veränderbar.

Die Basis des Altersbuches ist unverkennbar materialistischer als der metaphysische Konflikt zwischen dem Für-Sich-Sein und dem Für-Andere-Sein in den frühen Romanen, wie in »Sie kam und blieb«.

Materialistischer ist auch ihre Wendung in den Bearbeitungen der Todesmetaphern. Es geht um gelebte Erfahrungen, die als existentielle geschichtlich sind. Beauvoir schafft es, mit ihrer Literatur die Wirklichkeit der individuellen Alterserfahrungen entstehen zu lassen und einen Zugang dazu zu finden, wie zum Beispiel in dem Erzählungsband »Eine gebrochene Frau« und in »Ein sanfter Tod«, dem oben zitierten bestechend klaren und anrührenden Bericht über das Sterben ihrer Mutter.

Und genau über diesen Bezug lässt sich vielleicht ein vorläufiger und systematischer Zusammenhang zwischen den Kategorien »Alter«, »Altern« als prozesshafte, nie ganz einholbare, radikal vereinzelte und vereinzelnde Erfahrung, »Geschlecht« und »Frau-Werden« (»devenir femme«) herstellen.

Alter steht bei Beauvoir mit dem es konstituierenden Wissenschaftsdiskurs und den ökonomischen Bedingungen auf der Seite des Sozialen, in der Natur-Kultur-Dichotomie auf der Seite der Kultur. Die Naturalisierung der kulturellen Bedeutungen mit ihren sozialen Konsequenzen wie Einsamkeit, Vernachlässigung, Entmündigung, Verarmung ist für sie Ausdruck einer ideologischen Ausgrenzung und Stigmatisierung alter Menschen, ein Scheitern der Gesellschaft. Die Verobjektivierung und Versteinigung des alten Menschen, beschrieben in seinem »Für-Andere-Sein«, seinem Alter, macht aus dem alten Menschen in diesem Zusammenhang eine Grenzfigur zwischen Kultur und Natur. Mit eben diesem Begriff hatte Donna Haraway den epistemologischen Status der »Frau« in »Das andere Geschlecht« benannt.

Hier lässt sich auch die von Beauvoir immer wieder evozierte Bindung des Alters an den Tod fassen. Der Tod ist immer der Tod der Anderen, dem sich nur in Metaphern von außen genähert werden kann. Meinen Tod, den Tod als meine Möglichkeit, diese heideggersche Bestimmung aus »Sein und Zeit«, lehnt Beauvoir ab. Tod und Alter sind sich, trotz ihres unterschiedlichen Verhältnisses zur Zeitlichkeit, sehr ähnlich. Wenn man nun »Alter« mit »Geschlecht« vergleicht, so fällt zwar die Uneindeutigkeit, oder eben die Grenzfigur zwischen Kultur und Natur als das Gemeinsame auf, die Beziehung zum Tod allerdings ist eine verschiedene. Ich möchte hier nur darauf hinweisen, dass diese unterschiedliche Beziehung ihre Entsprechung findet im Verhältnis von »Altern«, »Sterblichkeit« und »Frau-Werden« (»devenir femme«) und »Endlichkeit«. Während das nicht realisierbare eigene Altern der Existenz als sich veränderndes Verhältnis zur Zeit, zur Geschichte, zur Vergänglichkeit in der Verkörperung auch mit an das Wissen um die Sterblichkeit durch das Sterben der Anderen gebunden ist, ist das Frau-Werden in der aktiv und passiv geschehenden vergeschlechtlichenden Verkörperung an die Endlichkeit gebunden, als notwendiges Bestandteil jeder Wahl, der Freiheit. Endlichkeit und Sterblichkeit scheinen mir den Kern der Grenzfigur zu bilden, die aus zwei Seiten besteht: Altern, Alter, Tod, Immanenz, Sterblichkeit und Frau-Werden, Geschlecht, Leben, Transzendenz und Endlichkeit. Es wäre nun allerdings zu einfach, wenn man die Uneindeutigkeit innerhalb dieser Konstruktion

nicht sehen würde. Tod und Immanenz stehen in einem zweideutigen Verhältnis zu Transzendenz und Leben und haben in Beauvoirs Werk durchaus bemerkenswerte Verschiebungen und implizite Umdeutungen erfahren, die mit der Geschichte zu tun haben.

In der philosophischen Geschlechterforschung ist genau das noch auszubuchstabieren.

Alter und Altern als Situation

Ich komme nochmal zusammenfassend auf den Situationsbegriff zurück: Was heißt Situation bei Beauvoir?

Wie auch bei den anderen Existenzphilosophen Heidegger, Jaspers und Sartre ist für sie der heute weitgehend aus der philosophischen Diskussion verschwundene Begriff zentral. Er ist für sie ein kritischer Begriff, der untrennbar mit dem der Freiheit verbunden ist. Die Situation bezeichnet die äußeren Bedingungen eines Individuums wie Herkunft, Sprache, Erziehung, Ort und Umgebung, umgebende Dinge, die Beziehung zu Anderen, die Vergangenheit, also all das, wodurch die Realität des einzelnen Menschen, das konkrete In-der-Welt-Sein in der Zeit, in seiner Geschichte, als endliche Existenz, als sterblicher Körper, definiert und konstituiert wird. Die Mythen und Bilder, die die alten Menschen als die Anderen, als die Ausgegrenzten der bürgerlichen Gesellschaften zeigen, sind ebenso Bestandteil dieser Situation, zu der der Einzelne, die Einzelne sich verhalten muss, wie jene der Medizin, Naturwissenschaften, Anthropologie, Kunst, Medien mit ihrem Wissen, ihren Definitionen und Bewertungen vom Alter und von Altern, sowie die Familienstrukturen, die Institutionen, die Arbeitswelt und die Renten- und Sozialgesetzgebung, das Gesundheitssystem mitsamt den sich in allen Bereichen der Gesellschaft zeitigenden rasanten Veränderungen. Die unterschiedlichen Strukturen bzw. Dimensionen der Situation sind die Bedingung für die Freiheit der Existenz, die sich dazu verhalten muss und kann. Die Situation ist der konkrete »Spielraum des Wählens und Handelns«. ⁷ Freiheit ihrerseits ist die Bedingung der Möglichkeit der Situation, die nur im Sichverhalten der Existenz zu den Dingen, zu den Anderen als Grenzen der Freiheit aufscheinen und diese endlich und verletzlich machen kann. Die Existenz, die nur Freiheit ist, eben diese Freiheit des Verhaltens gegenüber den Strukturen der Situation, muss *erstens* im existenzialistischen Sinne als Wahlfreiheit gelesen werden. Sie ist die Bedingung der Kritik, z. B. der Ablehnung des Determinismus, der äußere Strukturen zu Natürlichem, zum Wesen (Essenz) der Existenz macht (in »Das andere Geschlecht« der Biologie, Psychologie usw.). Diese Freiheit ermöglicht Beauvoir ihrer sterbenden Mutter. Sie ist *zweitens* ebenfalls die Bedingung der konkreten Freiheit des engagier-

7 Theda Rehbock: Situation. In: Urs Thurnherr, Anton Hügli (Hrsg.): Lexikon Existentialismus, Existenzphilosophie. Darmstadt 2007, S. 233.

ten Handelns gegen politische Unterdrückung. Beauvoir betont an einigen Stellen, vor allem im Altersbuch, dass die Freiheit des Verhaltens eher innerlich vollzogen wird, und die Freiheit des Handelns die äußere Existenz, die soziale betrifft.

Rezeptionen und aktuelle Bezugnahmen auf den Text

In der Kritik wurde »Das Alter« vielfach als zwar durch seine Materialfülle beeindruckend beurteilt, in der Regel jedoch als für zu akademisch befunden, was nicht zuletzt auch an seiner Sprache und den bewussten Wiederholungen liegt. Die interessanteste zeitgenössische Rezension wurde von Jean Améry verfasst. Améry, der Sartre und Beauvoir sehr nahe stand, hatte aufgrund der »schönsten und anrührendsten Worte, die ich je über das Alter las«⁸ – damit bezieht er sich auf die letzten Seiten aus »Der Lauf der Dinge« – 1968 seinen eigenen Essay »Über das Altern« geschrieben. Beauvoir kannte diesen Essay nicht, da er zwar kurze Zeit vor ihrem Buch erschien, jedoch in deutscher Sprache. In seiner späteren Rezension von »Das Alter« kritisiert Améry scharf ihre Perspektivenänderung vom existentiell Individuellen auf die soziale Vermittlung des Alters. Es ist vor allem Beauvoirs Schlussfolgerung, die optimistische und in seinen Augen ideologische Möglichkeit der Befreiung vom Alter, die Améry konsterniert. Für ihn ist das die Verleugnung der Monotonie und des Verfalls, der Tragik, der niemand entkommt. Beauvoirs These ist seiner Meinung nach die Flucht in die marxistisch interpretierte Gesellschaft. Er missversteht damit das eigentlich Innovative: Alter als kulturell *und* natürlich zu verstehen und die Natürlichkeit als kulturell, *ohne* die erschreckende und skandalisierende Sterblichkeit des alternden Körpers zu vergessen und damit das letztendliche Scheitern der Existenz. Dagegen hat sie in all ihren Büchern angeschrieben.

In der heutigen sozialgerontologische Forschung ist Beauvoirs Text ein klassischer Referenztext, aber es gibt keine explizite Aufnahme ihrer Thesen, ausgenommen in den Texten des Philosophen Thomas Rentsch.⁹ Rentsch versteht das Altern als Radikalisierung der menschlichen Grundsituation (ethisch: als Werden zu sich selbst) und bezieht sich dezidiert auf Beauvoir *und* Améry.

Der Diskurstheoretiker und Sozialgerontologe Gerd Göckenjahn hingegen macht Beauvoirs Altersdiskurs in seiner Studie »Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters im Jahr 2000« verantwortlich für die erschreckenden Altersbilder in den Altersthematisierungen der 1970er und 1980er

8 Jean Améry: Das Alter, ein Politikum? In: Die Zeit, 10.4.1970. Wiederabgedruckt in: Jean Améry: Werke, hrsg. von Monique Boussart, S. 381-387.

9 Vgl. den ersten Band des Forschungsberichts der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der 1994 in zweiter Auflage als Studientext zur Gerontologie veröffentlicht wurde: P. B. Baltes, J. Mittelstraß (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung (Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Forschungsbericht 5). Berlin 1992; P. B. Baltes, J. Mittelstraß und U. M. Staudinger (Hrsg.): Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie. Berlin 1994.

Jahre. Er wirft ihr eine grelle Sprache und schablonenhaftes Denken vor. Auf den Kern ihrer Thesen geht er in keiner Weise ein.

Die feministische Rezeption von Beauvoirs Buch hat im Grunde nicht stattgefunden. Das liegt sicherlich auch an der oben schon erwähnten späten feministischen Besetzung des Themas Alter und Geschlecht, das erst in den letzten Jahren unter dem Eindruck der Feminisierung von Alter und Armut wie auch der geschlechterkodierten Altersbilderveränderungen in den westlichen Anti-Aging-Gesellschaften systematisch bearbeitet wird. Skandalös im Hinblick auf die bewusste Nichttradierung innerhalb der feministischen Theoriegeschichte, die schon »Das andere Geschlecht« in den 1960er und 1970er Jahren betraf, ist vor allem das Buch von Betty Friedan »Mythos Alter«, 1993 auf englisch erschienen. In dem mehr als 600 Seiten umfassenden Werk weist Friedan an einer einzigen Stelle auf Beauvoir hin, nicht allerdings auf ihr Altersbuch.

Altern im Zusammenhang des Werks

Im Werk Beauvoirs finden sich viele thematische und systematische Bezüge zu ihren Thesen aus »Das Alter«. Auffällig ist vor allem eine Verschiebung des Themas von metaphysischer Angst vor dem Altern als Zeitlichkeitserfahrung und der Gerinnung der Vergangenheit im ersten Memoirenband zu den konkreten körperlichen Erfahrungen vor allem weiblicher Figuren im Spätwerk. Oft parallel zu Tod und Angst vor dem Nichts thematisiert, steht das Altern mit diesen Themen in in-nigem Zusammenhang. Dies führt sie schon in einer ersten systematischen Erläuterung des Begriffs der Situation auf zwei Seiten in »Pyrrhus und Cinéas«, also einer frühen Schrift, aus.

Eine literarische Umsetzung findet man auch – sehr resignativ – in »Eine gebrochene Frau«, »Die Welt der schönen Bilder« und in »Die Mandarins von Paris«. »Ein sanfter Tod« und »Das Zeremoniell des Abschieds«, das Sterben der Mutter und der im Tod mündende körperliche Verfallsprozess Sartres, beides minutiös beschrieben, stehen – wie auch schon sämtliche frühen Romane – im Zentrum einer anderen Fragestellung, der Thematisierung des Todes, die allerdings systematisch mit der des Alterns verbunden ist.

Sowohl beim Alter als auch bei der Thematisierung des Todes verweist Beauvoir auf die gängige, aber schon in den 1970er Jahren sehr fragwürdige Verdrängungsthese. Allerdings muss man, kritisiert man Beauvoir an diesem Punkt, genau hinsehen, wie sie selbst in ihren Büchern vorgeht. Sicher ist es richtig, dass Tod, Bestattung, Trauer seit dem 18. Jahrhundert aus der Öffentlichkeit verdrängt und der Anblick von Sterbenden den Menschen entzogen wurden. Aber mit dem Ersten und vor allem dem Zweiten Weltkrieg war das Verdrängen eigentlich nicht mehr möglich. Der vorher ins Krankenhaus abgeschobene Sterbende war jetzt überall sichtbar.

Der von den Deutschen technisch verwaltete Massenmord in den Vernichtungslagern und die Verbrechen der Kriegsfeldzüge wurden in Deutschland über mehrere Generationen perfekt vertuscht. Das Sterben der Anderen und die Möglichkeit des eigenen Todes nicht wahrzunehmen, wurde in den 1950er Jahren, wie der Kulturtheoretiker Thomas Macho unlängst¹⁰ beschrieb, regelrecht trainiert. Das war in Frankreich anders.

Auch war die existentialistische Philosophie in Bezug auf das Thematisieren des Todes in den 1950er Jahren eine Art theoretischer Tabubrecher, wengleich in ganz unterschiedlichen und teilweise sehr gegensätzlichen Ausformulierungen (man denke nur an Heidegger, Gabriel, Jaspers, Sartre und eben auch Beauvoir). Ab den 1970er Jahren kann man dann nicht mehr von der Tabuisierung des Todes sprechen, es machte sich vielmehr, so Macho, und man kann das auch an den medialen Inszenierungen in Serien, Filmen, Kunst, Publikationen und den Änderungen in der Bestattungskultur usw. sehen, eine öffentliche Geschwätzigkeit breit.

Was allerdings weiterhin ausgeschlossen blieb und bleibt, das ist die konkrete und nicht mediale, die nahe, erschreckende, fremde Materialität des Sterbens, des toten Körpers. Hier sind klare Parallelen zum Alter zu sehen. Einerseits werden die Über-65-Jährigen heute viel länger und gesünder alt: Sie verfügen, zumindest zum Teil, über große Ressourcen – das Alter scheint, wie Beauvoir es noch als Utopie einer gerechteren Gesellschaft am Ende von »Das Alter« entwarf, nicht mehr da zu sein. Aber das letzte Lebensalter, das nach dem der »best-agers« kommt, wird in seiner körperlichen Gebrechlichkeit und eben erschreckenden Materialität mitsamt den Erfahrungen genauso verdrängt und in Institutionen abgeschoben wie früher das Alter.

Genau um diese beängstigenden Erfahrungen der Materialität des Körpers, seiner Schmerzen und des nahenden Sterbens geht es Beauvoir in ihren Berichten über den Tod der Mutter und denjenigen Sartres. Für den ersten wurde sie sehr gelobt, für die distanzierte Kälte des zweiten scharf kritisiert.

Die theoretische Verabschiedung der Frage nach der geschichtlichen Existenz als sich entwerfende (zerrissene, scheiternde, endliche, ängstliche, nach Sinn strebende) Freiheit ab den 1960 Jahren in der Philosophie war für Beauvoir ein ethischer, logischer und auch ein politischer Skandal.

Die kontinuierliche Thematisierung der Unterdrückung von der Freiheit aus und die kontinuierliche Thematisierung der Metaphern des Todes sind Schlüssel zum Werk Beauvoirs. Die durchaus aktuelle und im Sinne ihres rhetorisch inszenierten Dialogs mit den heutigen Leserinnen bestürzende ethische Aufforderung ist die der identifizierenden Beschäftigung mit dem, was heute Altern ausmacht, was Todesmetaphern sind, wie das reale Sterben abläuft, was mit den Körpern geschieht, welches Alter, welches Sterben, welche Todesmetaphern zu Normen der Lebenden werden. Die Norm der Vermeidung der Angst vor dem Tod war und ist

10 Thomas Macho: Endlich. Tod – kein Tabu mehr. In: taz Journal, 02/2007.

mit dem Existenzbegriff der Existenzphilosophie nicht zu machen. Ökonomische Unabhängigkeit, Unabhängigkeit von autoritärem Zwang und Lebensgestaltung für alle, Ablehnung von verordneter Todesangstbewältigung, des Verlusts der Autonomie durch die Umdefinierung von Autonomie durch verdeckte menschenfreundliche Heteronomie, die zuweilen in der Sterbehilfedebatte durchscheint, Ablehnung des Diktats eines bestimmten wissenschaftlich gestützten Altersbildes, und zwar desjenigen der ewigen Aktivität und des *Forever young* unserer Anti-aging-Hysterie – all dies gilt es zu erreichen, weil ansonsten diejenigen ausgegrenzt werden, die all das nicht können. Sowohl gegen einen Relativismus wie gegen autoritäre Moral hat Beauvoir angeschrieben und auf der politischen Ebene eine radikal demokratische, gerechte egalitäre Gesellschaft gefordert, die den Einzelnen ihre endliche Existenz als Freiheit in jeder Situation ermöglicht und ihn – gerade auch in seiner Körperlichkeit – nicht einem utilitaristischen Kalkül unterwirft. Nicht nur die kritische Abweisung von Festschreibungen dessen, was die Geschlechterdifferenz und die Schließung der offenen Frage danach, was eine Frau ist, ausmachen, sondern auch, und das ist vielleicht im Moment in unserer heutigen politischen Debatte über die alternde Gesellschaft brisanter, die Abweisung von Festschreibungen dessen, was Alter und »gutes Sterben« sein sollen, finden bei Beauvoir eine theoretische Fundierung. Das ist der neue Kontext für ihre Texte und der Zusammenhang von »Alter« und »Geschlecht«.

»Das andere Geschlecht« und der Historische Materialismus*

Worum es geht

Eines der Ziele von Simone de Beauvoir in »Das andere Geschlecht« (Beauvoir 2006) bestand darin, die Unterdrückung und Abhängigkeit von Frauen in modernen Gesellschaften als Ergebnis eines langen geschichtlichen Prozesses darzustellen. Deshalb stützte sie ihre zentrale These, dass Frauen nicht als Frauen geboren, sondern erst durch eine männlich dominierte Welt dazu gemacht werden, auf ausführliche historische Überlegungen. Das veranlasste sie gleichzeitig, sich auch mit dem Historischen Materialismus auseinander zu setzen. Da dieser Aspekt in der Literatur über de Beauvoir aber bisher wenig Beachtung fand, soll im Folgenden auf die Frage eingegangen werden, welchen Stellenwert de Beauvoir dem Historischen Materialismus für eine Analyse patriarchaler Herrschaft und Fremdbestimmung zuerkannte und ob ihre Auffassungen mit dessen Theorie und Methode übereinstimmten oder sich von ihnen unterschieden.

Ehe aber de Beauvoirs Rezeption und Interpretation des Historischen Materialismus¹ in den Mittelpunkt dieses Beitrags treten kann, ist es unerlässlich, wenigstens einen kurzen Blick auf die philosophischen Voraussetzungen von »Das andere Geschlecht« zu werfen. Ohne diesen Schritt kann nämlich weder die allgemeine Botschaft des Buches verstanden noch de Beauvoirs spezifische Einstellung zum Historischen Materialismus nachvollzogen werden.

Philosophische Prämissen

Als Grundlage und Maßstab ihrer Kritik an den Verwerfungen, Brüchen und Antagonismen des Geschlechterverhältnisses diente de Beauvoir die Philosophie des Existentialismus, wie sie Jean-Paul Sartre zuerst in das »Sein und das Nichts« (Sartre 1962a) entwickelt und dann nach dem Zweiten Weltkrieg in »Ist der Exis-

* Karl Hermann Tjaden (Kassel), Michael Neumann (Göttingen) und Stephan Moebius (Erfurt) danke ich für die freundliche Durchsicht des Textes und wertvolle Hinweise.

1 Im Folgenden wird bewusst nur von Historischem Materialismus gesprochen. Das geschieht nicht nur deshalb, weil de Beauvoir selbst explizit von Historischem Materialismus spricht, sondern auch, weil es im vorliegenden Beitrag um Fragen der Theorie und Methode zur wissenschaftlichen Erfassung spezifischer gesellschaftlich-geschichtlicher Entwicklungen geht. Demgegenüber verweist der Begriff »Marxismus« auf ein wesentlich weiteres Feld, das auch konkrete Akteure, Aktionen, gesellschaftliche Kräfteverhältnisse, Kämpfe und Bewegungen umfasst.

tentialismus ein Humanismus?» (Sartre 1962b) auch einem philosophisch weniger versierten Publikum näher gebracht hatte.

Nach Sartre definiert sich der Mensch durch seine Existenz, das heißt dadurch, dass er sich selbst schafft, also für sich selbst eine Verantwortung übernimmt, die er an keine andere Instanz delegieren kann. Die Existenz geht seinem Sein, seiner »Essenz«, voraus (Sartre 1962b, S. 12). Indem sich der Mensch »entwirft«, wie Sartre sagte, bringt er seine eigentliche Subjektivität hervor, ohne die er in einem Zustand ontologischer »Trägheit« (inertie) und Verdinglichung gefangen bliebe. Im Akt des Entwurfs manifestiert sich die Freiheit des Menschen und damit die Antizipation einer Zukunft, in der er nicht mehr dem bloß faktischen, fremdbestimmten An-sich-sein unterworfen ist, sondern die vorgegebene Situation schicksalhafter Geworfenheit existentiell überschreitet. Wer sich selbst wählt, überwindet zugleich die Entfremdung des Anderen (vgl. Sartre 1962a, insbesondere den Dritten Teil, S. 299-548).

Simone de Beauvoir hat den Standpunkt des Sartreschen Existentialismus einerseits übernommen, sich aber andererseits gegen dessen männliche Konnotationen gewendet, indem sie die Kategorien der Existenz, des Entwurfs und des Überschreitens explizit als Gradmesser der Befreiung der Frauen in Anspruch nahm, für die Sartres Existenzialismus zunächst überhaupt nicht gedacht war. Erst de Beauvoir arbeitete den Sartreschen Existentialismus, dessen Freiheitsbegriff und Aktivismus ein typisch männliches Denken eingeschrieben war, zu einer Philosophie um, die sich auf beide Geschlechter beziehen lässt, weil sie auch für die Frauen geltend gemacht wird: »Unsere Perspektive ist die der existentialistischen Ethik [...]. Jedes Individuum, dem daran liegt, seine Existenz zu rechtfertigen, empfindet es als ein unendliches Bedürfnis, sich zu transzendieren. Was nun die Situation der Frau in einzigartiger Weise definiert, ist, daß sie sich – obwohl wie jeder Mensch eine autonome Freiheit – in einer Welt entdeckt und wählt, in der die Männer ihr vorschreiben, die Rolle des Anderen zu übernehmen; [...] Das Drama der Frau besteht in diesem Konflikt zwischen dem fundamentalen Anspruch des Subjekts, das sich immer als das Wesentliche setzt, und den Anforderungen einer Situation, die sie als unwesentlich konstituiert« (de Beauvoir 2006, S. 25).

Um die Frauen auferlegten Zwänge und Grenzen zu analysieren und Möglichkeiten der Emanzipation aufzuzeigen, beschäftigte sich Simone de Beauvoir im ersten Teil von »Das andere Geschlecht«, der mit »Schicksal« überschrieben ist (S. 27-84), zunächst mit den biologischen und physiologischen Bedingungen weiblicher Sexualität. Daran schloss sie die Frage an, wie Psychoanalyse und Historischer Materialismus, also zwei einflussreiche Theorien, die gleichermaßen beanspruchen, emanzipatorische Ziele zu verfolgen, auf diese »biologischen Gegebenheiten«, auf den »Körper der Frau [als] eines der wesentlichen Elemente für die Situation, die sie in der Welt einnimmt« (S. 62), reagierten, wie sie diese Gegebenheiten verarbeitet und welche Bedeutung sie ihnen für emanzipatorische Bestrebungen zugeschrieben haben.

Die Engels-Rezeption: Zustimmung und Kritik

Bei ihrer Rezeption bezog sich de Beauvoir vor allem auf die Studie von Friedrich Engels »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats« (Engels 1968a), die erstmals 1884 erschienen war und 1891 überarbeitet wurde. Bekanntlich hat Engels, gestützt auf die Forschungen des amerikanischen Ethnologen und Kulturanthropologen Lewis H. Morgan (1818-1881), versucht, die Dimension familialer und ehelicher Verfügungsgewalt des Mannes – und damit einen wesentlichen Aspekt des Geschlechterverhältnisses – historisch mit der ökonomischen Entwicklung von Gesellschaft und ihren Formen politischer Herrschaft zu verbinden. Engels übernahm das historische Periodisierungsschema von Morgan, der die Menschheitsgeschichte in drei Hauptstadien unterteilt hatte: Wildheit, Barbarei und Zivilisation (vgl. Morgan 1976, insbesondere S. 3-38). Morgan selbst hatte bereits erkannt, dass zwischen den sich wandelnden Formen familialer und ehelicher Organisation und der Organisation der materiellen Subsistenz nicht-zufällige Beziehungen bestehen. Aber erst bei Engels erhielt dieser Zusammenhang und damit der Austausch zwischen Mensch und Natur sowohl hinsichtlich seiner stofflichen als auch sozialen Besonderheiten eine systematische Bedeutung. Entscheidend in dem hier interessierenden Zusammenhang waren für ihn Formulierungen wie die »weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts« und »Unterjochung« der Frauen, wobei die Ursache dieser Unterwerfung in der ökonomischen Macht von Männern liegen sollte (Engels 1968a, S. 198).

Es waren vor allem drei Punkte, die das Interesse von Simone de Beauvoir am Historischen Materialismus hervorriefen und von ihr als Fortschritte im wissenschaftlichen Geschlechterdiskurs wahrgenommen wurden:

Erstens habe der Historische Materialismus den Begriff der Gesellschaft nicht zu einem geschichtslos-abstrakten System verdinglicht, sondern erkannt, dass die Entwicklung von Gesellschaften durch das Handeln von Menschen, insbesondere durch ihre Arbeit, vorangetrieben wird. Dadurch habe die Natur den Schein einer die Menschen schicksalhaft beherrschenden Macht verloren.

Zweitens habe der Historische Materialismus das weibliche Geschlecht nicht auf biologistische Zuschreibungen reduziert, sondern die biologischen Bedingungen der Frauen in einen Zusammenhang mit gesellschaftlicher Praxis, namentlich der materiellen Produktion, gestellt. Dadurch seien die Frauen aus dem Schatten der Geschichtslosigkeit herausgetreten und als Subjekte gesellschaftlicher Praxis anerkannt worden.

Drittens habe der Historische Materialismus entschieden der seinerzeit durchaus auch im wissenschaftlichen Diskurs verfochtenen Meinung widersprochen, das Bewusstsein der Frauen erschöpfe sich im Bewusstsein ihrer Sexualität. Vielmehr habe Engels die Aufmerksamkeit auf die Frage gelenkt, wie sich das Niveau technisch vermittelter Naturaneignung geschichtlich auf die Möglichkeiten und

Grenzen der gesellschaftlichen Praxis von Frauen auswirkten und Spielräume ihrer Befreiung einengten oder erweiterten.

Diese drei Punkte dienten Simone de Beauvoir zur Unterstützung ihrer Annahme, dass sich die Chancen von Frauen, sich aus der Abhängigkeit von den Männern zu lösen, geschichtlich umso mehr verbesserten, je mehr sich das, was der Historische Materialismus »Produktivkräfte« nennt,² entwickeln und so der bisherigen, herrschaftsgeprägten Arbeitsteilung den Boden entziehen würde. De Beauvoir betonte diesen Gesichtspunkt der Emanzipation nachdrücklicher als Friedrich Engels. Während er die Emanzipation der Frauen vor allem mit der revolutionären Aufhebung der Klassenspaltung und des bürgerlichen Staates verband, legte sie den Schwerpunkt weniger auf eine politische Revolution und eine Aufhebung der Klassengesellschaft als vor allem auf die Möglichkeiten, die sich den Frauen mit dem Potential der modernen »Produktivkräfte« eröffneten. Unverkennbar gewann das Moment der in gesellschaftlicher Arbeit sich äußernden Selbsttätigkeit der Frauen für die Perspektive der Emanzipation ein größeres Gewicht als bei Engels, auch wenn dieser die »Befreiung der Frau« ebenfalls von der Teilnahme am gesellschaftlichen Produktionsprozess abhängig gemacht hatte. Engels schrieb: »Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem, gesellschaftlichen Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann, und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maß in Anspruch nimmt. Und dies ist erst möglich geworden durch die moderne große Industrie, die nicht nur Frauenarbeit auf großer Stufenleiter zuläßt, sondern förmlich nach ihr verlangt, und die auch die private Hausarbeit mehr und mehr in eine öffentliche Industrie aufzulösen strebt.« (Engels 1968a, S. 286). Nichtsdestoweniger blieb bei Engels die Bedeutung der gesellschaftlichen Arbeit von Frauen als konstitutives Moment ihrer Befreiung dem Primat der Aufhebung der Klassengegensätze und des bürgerlichen Staates untergeordnet.

Dagegen sah Simone de Beauvoir in der bisherigen Geschichte wesentlich einen fortschreitenden Prozess des Ausschlusses der Frauen vom Produktionsprozess (de Beauvoir, S. 104 f.), während der Mann seine Stellung sowohl als Erzeuger der Nachkommen als auch als Schöpfer neuer Produktionsmittel immer mehr zum Nachteil der Frauen ausbaute und festigte. In dem Maße, wie sich der Mann zum *homo faber* aufschwang, so de Beauvoir, machte er sich auch zum Meister über Raum und Zeit. Durch seine schöpferischen Entwürfe und produktiven Interventionen die Grenzen und Widerstände des Seins überwindend (S. 102), erfuhr er sich in jener existenziellen Privilegierung, die der Frau versagt wurde. Das männliche Prinzip konnte sich so, da es mit dem Siegel existenzieller Überlegenheit ausgezeichnet war, zivilisatorisch als herrschendes Prinzip durchsetzen. Die an dieses Prinzip gekoppelte symbolische Ordnung weist den männlich konnotierten

2 Die Verwendung des Begriffs »Produktivkräfte« im marxistischen Diskurs wirft gewisse Probleme auf, weil dabei stoffliche Elemente des gesellschaftlichen Produktionsprozesses und die Produktivkraft der Arbeit unter demselben Begriff subsumiert werden.

Eigenschaften und Fähigkeiten eine hegemoniale Funktion zu und degradiert die Frauen zu einem absoluten Anderssein, dem der Zugang zum menschlichen »Mitsein« (S. 97),³ also der aktiven Teilhabe an der Gesellschaft, verwehrt ist. Die geschichtlich erzwungene radikale Alterität der Frauen wird aber von der männlich dominierten Welt gleichzeitig als Herausforderung und Bedrohung männlicher Subjektivität und Freiheit empfunden. Im Übergang von der matrilinearen zur patrilinearen Erbfolge sah Simone de Beauvoir einen Knotenpunkt der Geschichte der Frauenunterdrückung. Nicht nur wurde durch diesen Übergang patriarchale Verfügungsgewalt über wirtschaftliche Leistungen von Frauen institutionalisiert, sondern auch ein System symbolischer Gewalt errichtet,⁴ um die von Frauen verkörperten bedrohlichen und destruktiven Kräfte des Irrationalen und Magischen in Schach halten zu können. Das Patriarchat schloss die Frauen aus und schrieb ihren Status der Exklusion und Inferiorität gesetzlich fest, um gleichzeitig ihre Ausgeschlossenheit und Andersheit paradoxer Weise wiederum zum Anlass zu nehmen, sie mit dem Bann des durch und durch Bösen, Gefährlichen und Negativen zu belegen.

Ähnlich wie Engels sah auch Simone de Beauvoir in der Entstehung des Privateigentums des Mannes am Boden und anderen Arbeitsgegenständen und Arbeitsmitteln einen Vorgang, der die Abhängigkeit der Frauen ökonomisch zementierte. Die Fremdbestimmung der Frauen erfuhr, wie sie betonte, durch den Beginn der Sklaverei eine zusätzliche Steigerung insofern, als die Sklaven nun die ökonomische Rolle der Frauen erheblich schwächten, weil sie mehr und mehr deren produktive Tätigkeiten übernahmen (S. 104) und so den gesellschaftlichen Status der Frauen sogar unter den der Sklaven herabdrückten. Mit der Verstärkung des männlichen Privateigentums ging eine Organisierung der familialen und ehelichen Beziehungen einher, die schließlich die Frau selbst in das Privateigentum des Mannes verwandelte. Dieser Zustand – als Resultat einer von Männern gemachten und beherrschten Geschichte – habe sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, auch wenn sich die Lage der Frauen seit dem 19. Jahrhundert in Folge der feministischen Reformbewegungen und politischen Liberalisierung partiell verbessert hätte und die Erfordernisse kapitalistischer Modernisierung selbst eine gewisse Lockerung starrer patriarchaler Bindungen erforderlich machten (S. 168/169).

3 Simone de Beauvoir übernahm den Begriff des »Mitseins« aus »Sein und Zeit« von Martin Heidegger (vgl. Heidegger 1986, 117 ff.), dessen Philosophie zunächst einen wesentlichen Einfluss auf den Existentialismus Sartrescher Prägung ausübte, ehe Sartre dann nach Ende der deutschen Besatzung und des Zweiten Weltkriegs den Existentialismus als spezifische Erweiterung des Marxismus auszuarbeiten begann.

4 Der Begriff der symbolischen Gewalt stammt von Pierre Bourdieu. Er bezeichnet einen Typ gesellschaftlicher Verfügungsgewalt, der mit Zeichen und Sinnzuschreibungen operiert, um Herrschaftszwecke zu realisieren. Die Formen symbolischer Gewalt sind von anderen gesellschaftlichen Verfügungsgewalten analytisch zu unterscheiden, aber alle nicht-symbolischen Verfügungsgewalten können die Form symbolischer Gewalt annehmen (vgl. u. a. Bourdieu/Wacquant 1996, Bourdieu 2001, Bourdieu 2005, Peter 2004). Das Konzept symbolischer Gewalt, das Bourdieu zu entwickeln begann, scheint mir gut geeignet zu sein, um die besondere Leistung von Simone de Beauvoir hinsichtlich ihrer Rezeption des Historischen Materialismus angemessen zu beschreiben.

Obwohl Simone de Beauvoir ausdrücklich anerkannte, dass Vertreter des Historischen Materialismus wie Friedrich Engels und August Bebel (S. 79) zur Klärung der Frage, warum und wie die Frauen im Laufe der Geschichte ihrer ursprünglichen gesellschaftlichen Stellung und Wertschätzung beraubt wurden, einen wichtigen Beitrag geleistet hätten, glaubte sie gleichzeitig, in der Sichtweise des Historischen Materialismus fundamentale Defizite zu erkennen.

Privateigentum und Patriarchat

Sie warf Engels vor, dass er die Frage unbeantwortet gelassen habe, warum »das Privateigentum unvermeidlich die Unterjochung der Frau nach sich gezogen hat« (S. 80). Engels habe sich mit einer verkürzten psychologischen Antwort begnügt, indem er die Entstehung des Privateigentums auf männliche »Habsucht« (Engels sprach von »platter Habgier«; Engels 1968a, S. 299) zurückführte. Wie diese Habsucht wiederum entstanden ist und warum sie sich auf die Männer beschränkte, bleibe bei Engels unbeantwortet. Auch der Versuch von Engels, die Unterdrückung der Frauen mit ihrer physischen Unterlegenheit beim Umgang mit Bronze- und Eisenwerkzeugen in Verbindung zu bringen, reiche nicht aus, den geschichtlichen Sieg des Patriarchats zu erklären. Zweifellos traf Simone de Beauvoir damit einen neuralgischen Punkt in der Argumentation von Engels, in welcher der Zusammenhang zwischen der Entstehung des Privateigentums und patriarchalischen Gewaltverhältnissen ziemlich unbestimmt blieb; denn einerseits unterstellte Engels, dass die »Unterjochung« der Frauen die Folge eines bereits existierenden Privateigentums war, aber andererseits konnte er diese Annahme historisch nicht überzeugend konkretisieren, was er gelegentlich selbst einräumte: »Wie und wann die Herden aus dem Gemeinbesitz des Stammes oder der Gens in das Eigentum der einzelnen Familienhäupter übergegangen, darüber wissen wir bisher nichts [...]. Der Erwerb war immer Sache des Mannes gewesen, die Mittel zum Erwerb von ihm produziert und sein Eigentum [...]. All der Überschuß, den der Erwerb jetzt lieferte, fiel dem Manne zu; die Frau genoß mit davon, aber sie hatte kein Teil am Eigentum« (S. 286).

Das Problem, warum Männer über Privateigentum zu verfügen begannen und wie dies wiederum mit der Entstehung der (weiblichen) Monogamie zusammenfiel, hatte Engels im Rückgriff auf das bereits erwähnte Periodisierungsschema von Morgan zu lösen versucht. Demzufolge entsprach dem Stadium der »Wildheit« die sogenannte »Gruppenehe« (die nicht mit regelloser Promiskuität verwechselt werden darf) und ein »kommunistisches Gemeineigentum« (S. 191). Dem Stadium der »Barbarei« entsprach die »Paarungsehe«, die sowohl mit Formen gentilizischen Gemeineigentums als auch Ansätzen von Privateigentum einherging (S. 195/196). Für das Stadium der Zivilisation war die Monogamie charakteristisch, deren erste Anfänge allerdings tief in das Stadium der »Barbarei«, also bis in die Ausläufer des

Neolithikums zurückreichten, ehe sie sich in Griechenland und Rom in dem Maße durchsetzte, wie sich das männliche Privateigentum etablierte.

Neuere historisch-materialistische Forschungen bestätigen die Legitimität des Einwandes von Simone de Beauvoir gegen einen kausalen Nexus von Privateigentum und Patriarchat, den die Darstellung von Engels zwar nicht direkt behauptet, aber zumindest nahe legt. So haben Lambrecht, Tjaden und Tjaden-Steinhauer gezeigt, dass die Entwicklung des Verhältnisses von Privateigentum, familialer Organisation, Geschlechterordnung und staatlich-politischer Verfügungsgewalt sowohl differenzierter als auch weniger interdependent verlaufen zu sein scheint, als es das Periodisierungsmodell von Engels vermuten lässt (vgl. Lambrecht u. a. 1998). Nach ihren Studien zu urteilen, bedarf nicht nur der Begriff des Privateigentums historisch relevanter Differenzierungen, auch die Vorstellung einer direkten Kausalität in der Entwicklung der ökonomischen, geschlechtsbezogenen und politischen Verfügungsgewalten lässt sich nicht ohne weiteres aufrechterhalten. So darf für die südmesopotamischen frühen Hochkulturen und späteren Stadtstaaten seit Ende des 4. Jahrtausends v. u. Z. angenommen werden, dass die Beziehung zwischen Müttern und Vätern zwar bereits monogam organisiert war, aber die Frauen weder zu sozialer Bedeutungslosigkeit noch Unterwerfung verdammt waren, auch wenn sie allmählich hinter die Männer zurücktraten und zunehmend als Anhängsel von Männern erschienen. Letzteres und schließlich die vollständige Unterordnung von Frauen unter Männer im Rahmen patriarchaler Familienverhältnisse sowie eine »Instrumentalisierung der Sexualität der Frau« soll sich – so die Vermutung von Lambrecht u. a. – in Zusammenhang mit der Ausbildung »dauerhafter Nutzungsrechte« an landwirtschaftlichen Böden und Wasserläufen entwickelt haben. Es wird damit zwar wohl nicht hinlänglich erklärt, warum »die Männer begonnen hatten, in der Familie eine Vorherrschaft zu erlangen und Machtmittel weiterzuerben«. Aber immerhin wird deutlich gemacht, daß die spätere Übernahme militärisch-politischer Aufgaben durch Männer und die ebenfalls spätere Herausbildung von privatem ökonomischen Eigentum von Männern nicht als verursachende, sondern vermutlich als bekräftigende Faktoren patriarchaler Herrschaftsverhältnisse in den südmesopotamischen Gesellschaften seit der Wende zum dritten Jahrtausend anzusehen sind (vgl. Lambrecht u. a. 1998, S. 218, 220, 227 überhaupt S. 217-233). Es darf weiterhin angenommen werden, dass außerhalb der gentilizisch organisierten Stammesordnungen spezifische Formen des Wirtschaftsvermögens entstanden, die weder mit Privateigentum noch mit Gemeineigentum gleichzusetzen sind. Das gilt etwa für die Abgabe von Vermögen an den gemeinschaftlichen Tempel (S. 231). Schließlich kann man von Anfängen sozialer Klassenbildung und damit sozialer Ungleichheiten größerer Menschengruppen sprechen, obwohl sich dieser Prozess noch auf der Grundlage gentilizischen Gemeineigentums vollzog (S. 240).

Der Erkenntnisgewinn der Studien von Lambrecht u. a. liegt hinsichtlich der hier behandelten Frage vor allem darin, dass sie Vereinfachungen und Kausalitäts-

behauptungen hinsichtlich des Verhältnisses von ökonomischen, politischen, familialen und geschlechterbezogenen Verfügungsgewalten entgegenwirken, scheinbare Eindeutigkeiten konterkarieren und die relative Eigenständigkeit in der geschichtlichen Entwicklung jedes dieser Elemente hervorheben, ohne eines von ihnen zur ausschließlichen Determinante der anderen zu hypostasieren. Dem widerspricht nicht ihr Befund, dass trotz der relativen Eigenständigkeit der einzelnen Verfügungsgewalten, der relativen Ungleichzeitigkeit ihrer Entwicklung und der räumlichen Entfernungen der jeweiligen Bevölkerungsgruppen oder Gesellschaften, ausgehend von den Anfängen institutionalisierter Ungleichheit in Südwestasien, und dann vor allem seit der griechischen und römischen Antike, schließlich die Institution des Privateigentums, die patriarchale Familie, Klassenspaltung und staatlich-politische Herrschaftsverhältnisse, kurz gesagt der Typ der westlichen Zivilisation, weltweit triumphierten.

Zu einem im Prinzip ähnlichen Ergebnis war zwar auch schon Friedrich Engels gekommen, aber sein Denken räumte den Faktoren der Arbeitsteilung und des Eigentums eine determinierende Wirkung auf die Organisierung der Geschlechter- und Familienverhältnisse sowie die staatlich-politischen Strukturen ein. Indem er so auf den Primat des Ökonomischen abstellte, entwarf er eine Lösungsperspektive, welche die relative Eigenständigkeit patriarchaler Herrschaft unterschätzte und infolgedessen die Emanzipation der Frauen vor allem von der Überwindung des Kapitalismus und der ihm entsprechenden Klassenstruktur und staatlichen Ordnung abhängig machte.

Geschlecht und Klasse

An genau diesem Punkt setzte Simone de Beauvoir mit einer Kritik an, deren Relevanz nach meiner Auffassung über ihre Einwände gegen die bereits erwähnten Aspekte des Historischen Materialismus wesentlich hinausging. Sie wandte nämlich gegen Engels ein, den »Gegensatz zwischen den Geschlechtern auf einen Klassenkonflikt« (de Beauvoir 2006, S. 82) zurück geführt zu haben.

Diese Kritik erscheint im Lichte der heutigen Diskussion über das Verhältnis von Geschlecht und Gesellschaft und die heutige soziale Stellung der Frauen vielleicht nicht mehr als sonderlich überraschend (vgl. u. a. Beer 1987, Beer 1990, Gottschall 2000). Wenn man jedoch den Diskurskontext berücksichtigt, in dem Simone de Beauvoir ihre Kritik formulierte, gewinnt sie eine ganz andere Qualität. Gegenüber den Vertretern des Marxismus im Frankreich der Nachkriegszeit, als die Kommunistische Partei nicht nur einen erstrangigen politischen Faktor darstellte, sondern sogar eine gesellschaftliche Gegenkultur von nationaler Reichweite repräsentierte und auch auf intellektuelle Kreise einen beträchtlichen Einfluss ausübte, erwies sich die These de Beauvoirs, die sogenannte »Frauenfrage« sei nicht bloß ein Derivat des Klassenantagonismus von Bourgeoisie und Proleta-

riat, sondern eine weltgeschichtliche Realität sui generis, als ideologischer Tabubruch, theoretische Provokation sondergleichen und Akt großen intellektuellen Mutes. Dies gilt umso mehr, als gerade im PCF, der Französischen Kommunistischen Partei, ideologisch eine absolute Zentralität der Arbeiterklasse propagiert wurde und der »ouvrierisme«, die glorifizierende symbolische Besetzung des Begriffs einer männlich geprägten Arbeiterklasse, im kollektiven Habitus der Parteimitglieder und Anhänger des PCF fest verankert war (vgl. Labica 1982, S. 654 f.). Entsprechend schroff fielen die Reaktionen aus den Reihen der Kommunistischen Partei auf die Veröffentlichung von »Das andere Geschlecht« aus. Das Buch wurde als »trauriges Produkt einer bourgeoisen Literatur der Dekadenz« (zit. n. Hervé, Höltschl 2003, S. 73) geächtet.

Simone de Beauvoir stimmte Engels insoweit zu, dass zwischen der aus gesellschaftlichen Arbeitsteilungen resultierenden Unterdrückung der Frauen und der Spaltung der Gesellschaft in Klassen eine gewisse Parallele bestehe. Aber dem Gedanken der Klassenspaltung fehle das Bewusstsein für jene biologische Grundlage, die für die Entstehung des Patriarchats ideologisch eine entscheidende, nicht auf ökonomische Ausbeutung reduzierbare Rolle gespielt habe.

Während sich das Proletariat selbst, nämlich als Klasse, aufheben und damit den Bedingungen der Klassenspaltung überhaupt den Boden entziehen wolle, könnten sich ja Frauen nicht als Frauen abschaffen, da ihre Existenz an ihr biologisches Geschlecht gebunden sei. Ihnen gehe es deshalb um die Beseitigung der sie unterdrückenden Folgen der Geschlechtertrennung, nicht aber um eine Aufhebung der Geschlechter an sich (de Beauvoir 2006, S. 83). Die Gleichsetzung des Emanzipationsinteresses der Arbeiterklasse mit dem der Frauen verkenne deshalb die fundamentale Tatsache ihrer Identität als Geschlechtswesen. Ebenfalls einseitig und irreführend sei die von Engels vorgenommene Gleichsetzung von Frau und Arbeiterin. Dass Frauen durch ihre Gebärfähigkeit für die Reproduktion der Gesellschaft eine mindestens ebenso wichtige Funktion erfüllten wie diejenigen Gesellschaftsmitglieder, die am ökonomischen Produktionsprozess beteiligt sind, werde von Engels ausgeblendet. Er habe geglaubt, wenn der Sozialismus die Familie in ihrer bürgerlichen Form abschaffe, dann würden sich die mit der Fortpflanzungsfunktion verbundenen Probleme für die Frauen von selbst erledigen. Die Kritik von Simone de Beauvoir ist berechtigt. Wirft man noch einmal einen Blick auf Engels' »Ursprung der Familie [...]«, so fällt nämlich auf, dass die Situation der Frauen am Ende der Studie hinter der Problematisierung des Staates als Organ der herrschenden Klasse fast ganz verschwindet. Zwar hatte Engels zuvor betont, dass die »moderne große Industrie« (Engels 1968a, S. 286) sowohl die Bedingungen für die Teilnahme der Frauen am gesellschaftlichen Arbeitsprozess schaffe, als auch dafür, dass die private Hausarbeit technisch rationalisiert und gleichsam industrialisiert werde, aber das Problem der Befreiung der Frauen löst sich dann stillschweigend in der Notwendigkeit auf, den Staat der modernen Zivilisation, also den bürgerlichen Klassenstaat, zu beseitigen. Die Argumentation von Engels lässt vermuten, dass mit dem Sturz des bür-

gerlichen Staates nicht nur die Institution des Privateigentums, sondern auch die Monogamie und damit die Unterdrückung der Frauen aufhören werde (S. 298).

Ein Defizit des Historischen Materialismus: Die Dimension der symbolischen Gewalt

Mit ihrer Kritik an ökonomistischen Tendenzen im Denken von Engels wollte Simone de Beauvoir gleichzeitig auf ein anderes elementares Defizit bei ihm aufmerksam machen, nämlich seine Unfähigkeit, die Dimension der symbolischen Gewalt in der gesamten Geschichte des Patriarchats zu erkennen und ihr den gebührenden Stellenwert einzuräumen.

Damit meinte sie, dass die Antagonismen in den Geschlechterverhältnissen nicht nur das Ergebnis unterschiedlicher Verfügungsgewalten über die ökonomischen Ressourcen und politischen Machtmittel seien, sondern wesentlich auch das Resultat der Durchsetzung einer androzentrischen, misogynen Weltansicht, die alle Bereiche der Gesellschaft und Kultur durchdringe und dominiere. Nur indem der Mann sich als Schöpfer der Welt inszenierte, seine Werte, Tätigkeiten und Ideen als maßgeblich und verbindlich im gesellschaftlichen Bewusstsein etablierte und männliche Subjektivität als Ausdruck von Freiheit schlechthin ausgab, sei es ihm gelungen, die Fähigkeiten und Werte der Frauen als etwas Minderwertiges, Bedrohliches und Defizitäres zu ächten.

De Beauvoir sah in der symbolischen Strategie der Männer, Frauen an einen Zustand totaler Alterität zu fesseln, die entscheidende Voraussetzung dafür, dass sich das männliche Herrschaftskonstrukt als geschichtlich so überaus wirksam erwies. Wenn es dennoch, so de Beauvoir, geschichtliche Perioden gegeben habe, in denen Frauen in der einen oder anderen Weise Anerkennung zuteil wurde, sei es wegen ihrer Funktionen in »ackerbauenden Gemeinschaften« (de Beauvoir 2006, S. 92), sei es wegen ihrer Fähigkeit zur Mutterschaft (S. 94) oder der ihnen zugeschriebenen magischen Kräfte, ändere das nichts daran, dass die Hypothese eines ursprünglichen Matriarchats (S. 96) nicht haltbar sei. Engels habe diese Hypothese von Bachofen übernommen. Allerdings findet sich für diese Behauptung von Simone de Beauvoir im »Ursprung der Familie [...]« keine Bestätigung. Zwar lobte Engels die Studien von Johann Jakob Bachofen (1815-1887) wegen ihrer unkonventionellen Deutungen und ihres Materialreichtums (vgl. Bachofen 1975), distanzierte sich aber nichtsdestoweniger von dessen idealistischem Bestreben, die Ablösung der matriarchalischen »Gynaikokratie« (Bachofen 1975, S. 91) durch das Vaterrecht allein aus religiösen Gründen zu erklären (Engels 1968a, S. 158 ff.). Positiv hob Engels dagegen an Bachofen hervor, das seinerzeit im wissenschaftlichen Diskurs nahezu unangefochtene Dogma eines von jeher existierenden Patriarchats und einer an dieses gekoppelten Polygamie widerlegt zu haben (S. 160).

Gegen den von Bachofen gepflegten und von Engels angeblich übernommenen Mythos des Mutterrechts bezog Simone de Beauvoir eine konträre Position mit der folgenden Argumentation: In der Urzeit hatte der Mann die Frau als »Erde«, »Mutter« und »Göttin« wahrgenommen. Damit versetzte er die Frau in einen Zustand absoluter Andersheit, der eine »gleichwertige Wechselbeziehung« ausgeschlossen habe. Vielmehr verweigerte der Mann der Frau die Anerkennung als »seinesgleichen« (de Beauvoir 2006, S. 97) und isolierte sie statt dessen in einer Sphäre jenseits der materiellen Realität, also jenseits der Domäne männlicher Produktivität und Daseinsbewältigung. Der symbolische Akt dieser Abspaltung fand seine Entsprechung in der Konstruktion weiblicher Gottheiten und in der Zuweisung überirdischer Kompetenzen an die Frauen. Die religiöse Verehrung tatsächlicher oder vermeintlicher weiblicher Eigenschaften war deshalb kein Ausdruck der gesellschaftlichen Souveränität der Frauen, sondern ganz im Gegenteil bereits der Anfang des weltgeschichtlichen Ausschlusses der Frauen aus der männlichen, durch außerhäusliche Arbeit, technische Neuerungen, Naturbeherrschung und politische Macht definierten gesellschaftlichen Wirklichkeit: »Die Gesellschaft ist immer männlich gewesen, die politische Macht lag immer in den Händen der Männer« (S. 97).

Diese Definition bestimmte nach de Beauvoir den Gang der Geschichte von Anfang an, und die Wertschätzung von Weiblichkeit als erdverbunden, fruchtbar und magisch war nichts anderes als ein männliches Konstrukt, das die Frauen der männlichen Willkür unterwarf. Trotzdem befindet sich der Mann in einer ambivalenten Situation, denn einerseits kann er nur herrschen, wenn seine Gesetze und Werte fortbestehen, aber andererseits ist die Frau gerade dafür wiederum unentbehrlich: »Und doch ist das Böse für das Gute notwendig wie der Stoff für die Idee und die Dunkelheit für das Licht. Der Mann weiß, daß die Frau zur Befriedigung seiner Wünsche, zur Fortdauer seiner Existenz unentbehrlich ist. Er muß sie in die Gesellschaft integrieren [...]. Diese Ambivalenz des Anderen, der Frau, wird sich im weiteren Verlauf ihrer Geschichte widerspiegeln; sie wird bis zum heutigen Tag dem Willen der Männer unterworfen sein« (S. 107/108).

Kritisierte Simone de Beauvoir einerseits zu Recht idealisierende Hypothesen eines harmonischen Matriachats in der Urgeschichte, so tendierte sie andererseits selbst zu einer gewissen Enthistorisierung des Geschlechterverhältnisses. Wiederholt erklärte sie kategorisch, dass die Menschheitsgeschichte von Anfang an männlich definiert wurde und männlich dominiert war (S. 14, 86, 97, 197). Das jedoch wirft die Frage auf, was sie unter Geschichte verstand, wann für sie die Geschichte begann und ob das, was im Allgemeinen ziemlich ungenau als Urgeschichte bezeichnet wird, aus ihrem Begriff von Geschichte heraus fiel. Ihre Äußerungen legen zumindest den Eindruck nahe, dass Zeiträume, die noch nicht die Signatur patriarchaler Herrschaft trugen, nicht als Geschichte zu begreifen sind. In diesem Punkt erscheint die Denkweise von Friedrich Engels viel überzeugender. Für ihn handelte es sich nämlich auch beim Übergang von tierischen zu

menschlichen Organisationsformen sozialen Lebens, beim frühgeschichtlichen Stadium der »Wildheit« und bei der frühen Stufe der »Barbarei« durchaus um Geschichte. Aus den Merkmalen und Eigenschaften dieses über einen enorm langen Zeitraum sich erstreckenden Übergangs leitete er, so diskutabel seine Befunde vom Standpunkt heutiger Forschung auch sein mögen, sogar den Maßstab seiner Kritik an den folgenden Entwicklungsstadien, insbesondere der gegenwärtigen Zivilisation, ab. Im Zerfallsprozess des gemeinschaftlichen, gentilischen Eigentums, der Paarungsehe und des »Mutterrechts« (Engels 1968a, S. 198) sah er die entscheidenden Ursachen aller dann folgenden Formen des gesellschaftlichen Ausschlusses und der Unterdrückung der Frauen.

Simone de Beauvoir insistierte dagegen auf einem Geschichtsverständnis, das die Herrschaft der Männer immer schon voraussetzte. Darum bemüht, dieser Annahme den notwendigen Nachdruck zu verleihen, berief sie sich sogar auf einen prominenten Autor, der sich nicht nur vom Historischen Materialismus, sondern auch vom philosophischen Existentialismus entschieden abgrenzte, nämlich auf den Ethnologen und Anthropologen Claude Lévi-Strauss (vgl. de Beauvoir 2006, S. 97 ff.).

Der von ihm begründete Strukturalismus gewann insbesondere seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wachsenden Einfluss auf den sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs in Frankreich. Während der Strukturalismus am Marxismus die Idee einer dialektischen, durch Klassenkämpfe vorangetriebenen Entwicklung der Geschichte ablehnte, wies er am Existentialismus vor allem die Hypostasierung des Subjekts und der Freiheit des individuellen Handelns zurück.

Davon ausgehend, dass Gesellschaft nicht durch substantielle Eigenschaften, sondern durch die Relationen ihrer Elemente bestimmt werde, fasste er alle sozialen Regelungssysteme als Ausdruck einer prälogischen Struktur, »eines Geistes«, der allen konkreten Formen sozialen Lebens, also seinen »Strukturen« zugrunde liege: »Wenn, wie wir meinen, die unbewußte Tätigkeit des Geistes darin besteht, einem Inhalt Formen aufzuzwingen, und wenn diese Formen im Grunde für alle Geister, die alten und die modernen, die primitiven und die zivilisierten, dieselben sind – wie die Untersuchung der symbolischen Funktion, wie sie in der Sprache zum Ausdruck kommt, überzeugend nachweist –, ist es notwendig und ausreichend, die unbewußte Struktur, die jeder Institution oder jedem Brauch zugrunde liegt, zu finden [...]« (Lévi-Strauss 1967, S. 35).

Dementsprechend stellte er in »Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft« (Lévi-Strauss 1981) eine strukturelle Invarianz der Unterordnung der Frauen unter die Männer, eine duale symbolische Ordnung der Geschlechter in den von ihm erforschten indigenen Gruppen fest. Die politische Macht habe immer bei den Männern gelegen, die Frauen seien immer von den Männern getauscht worden und nicht umgekehrt, und zwischen den Geschlechtern habe immer eine Asymmetrie geherrscht: »Doch dieser scheinbar formale Charakter der Phänomene der Gegenseitigkeit [...] darf uns niemals vergessen lassen, daß diese Termini menschliche

Wesen sind, daß diese menschlichen Wesen Individuen verschiedenen Geschlechts sind und daß die Beziehung zwischen den Geschlechtern niemals symmetrisch ist [...]. In der menschlichen Gesellschaft nehmen sie weder denselben Platz noch denselben Rang ein. Wer dies vergißt, verkennt die grundlegende Tatsache, daß die Männer es sind, die die Frauen tauschen, und nicht umgekehrt« (S. 188).⁵

Wie lässt sich der Widerspruch erklären, dass sich de Beauvoir der Argumentation von Lévi-Strauss bediente, obwohl dessen Denken ebenso mit den Prämissen des Existentialismus wie denen des Historischen Materialismus absolut unvereinbar war? Die Antwort auf diese Frage lautet: Was Lévi-Strauss als allgemeines überhistorisches Strukturgesetz verstanden wissen wollte, ließ de Beauvoir nur für die bisherige, vom Patriarchat geprägte Geschichte gelten. Indem sie so das Postulat der Geschichtslosigkeit bei Lévi-Strauss ausklammerte, glaubte sie seinen Befund eines sich qualitativ nicht wandelnden dualen Geschlechterverhältnisses in ihre eigene Interpretation einbauen zu können, ohne ihren existentialistischen Deutungsansatz und ihre emanzipatorischen Ziele aufgeben zu müssen.

Während der Bezug auf Lévi-Strauss eher eine theoretische Episode blieb, kam dem Einfluss des Historischen Materialismus auf die Methode des »Anderen Geschlechts« ein erheblich größeres Gewicht zu. Trotz der bereits erwähnten kritischen Einwände de Beauvoirs spielen historisch-materialistische Kategorien und Theoreme durchgängig eine wichtige Rolle für dieses Werk.

Patriarchat als symbolische Gewalt

Im zweiten Teil des Buches, der mit »Geschichte« überschrieben ist, versuchte de Beauvoir, einen Überblick über signifikante Entwicklungslinien patriarchaler Herrschaft von den Anfängen bis zur französischen Gegenwartsgesellschaft der Nachkriegszeit zu geben (vgl. de Beauvoir 2006, S. 86-189). Dabei betonte sie den nicht-kontingenten Zusammenhang von Privateigentum und Patriarchat, dessen historische Differenzierungen und Variationen sie vielfältig nachzeichnete und gleichzeitig als Ausdruck und Resultat männlicher Souveränität und männlicher symbolischer Gewalt über die Gesellschaft identifizierte. Wie diese symbolische Gewalt funktioniert und wie ihre Funktionsweise zum einen und die jeweiligen Eigentumsverhältnisse, Erbrecht und politisch-gesetzliche Regulierungen zum anderen ineinander greifen, soll hier anhand der Verhältnisse im antiken Griechenland, wie de Beauvoir sie beschrieben hat, wenigstens ansatzweise verdeutlicht werden.

Die Lage der Frauen im Athen der klassischen Periode war deprimierend. Die Frauen wurden gleichsam in ihre Häuser eingesperrt, ihr Bewegungsradius wurde

5 Lévi-Strauss interpretierte Frauenaustausch als soziale Kommunikation, in der Frauen als Zeichen fungieren, um Beziehungen zwischen Männern symbolisch herzustellen und so ein männliches soziales Regelsystem zu gewährleisten.

extrem eingeschränkt und von speziellen Beamten überwacht. Die Verfügungsgewalt von Männern über Frauen war hochgradig willkürlich. Frauen konnten von ihrem jeweiligen männlichen Vormund, sei es der Vater, der Gatte oder ein staatlicher Vertreter, adoptiert, verheiratet oder verstoßen werden. Diese Willkür wurde nur durch die Tatsache gemildert, dass Frauen eine Mitgift erhielten, die ihnen im Falle einer Scheidung zurück erstattet wurde und die sie in ihre Herkunftsfamilie mit zurücknehmen durften. Das absolut patrilineare Erbrecht blieb davon unberührt, d. h. das Erbe ging immer an männliche Nachkommen. Die eheliche Gemeinschaft war rechtlich durch strikte Monogamie bestimmt. Die damit verbundenen Zwänge, die Männer den Frauen auferlegten, schlugen aber teilweise auf die promiskuitiven Ambitionen ihrer Urheber zurück, die sich deshalb durch die Organisierung von Prostitution libidinös zu entschädigen suchten. Der so praktizierten Unterwerfung, welche die Frauen auf einen Zustand der Halbsklaverei herabdrückte, entsprach eine Struktur symbolischer Gewalt, deren normatives Zentrum eine totale moralische und kulturelle Abwertung alles Weiblichen bildete, wofür Simone de Beauvoir zahlreiche unmissverständliche Beispiele aus der klassischen Literatur und Philosophie lieferte.

Die besondere Leistung Simone de Beauvoirs im Vergleich zu der historisch-materialistischen Studie von Engels besteht nach meiner Auffassung vor allem in drei Punkten:

Erstens sah Simone de Beauvoir Frauen als Geschlechtswesen mit einer spezifischen biologischen Ausstattung, ohne deren symbolische Vereinnahmung die Funktionsweise patriarchaler Herrschaft nicht erklärt werden kann. Auch wenn sie diesen Sachverhalt mit einer existentialistischen Begrifflichkeit verschlüsselte, war ihre inhaltliche Botschaft unmissverständlich: Der weibliche Körper muss in ein Objekt normativer Regulierungen und Verbote transformiert werden, damit Frauen sich gesellschaftlich so verhalten, wie es das männliche Herrschaftsinteresse von ihnen verlangt: »Nicht als bloßer Körper, sondern als Körper, der Tabus und Gesetzen unterworfen ist, wird sich das Subjekt seiner selbst bewußt, erfüllt es sich: es bewertet sich selbst nach einem bestimmten Wertsystem. Und es ist nicht die Physiologie, die Werte begründen könnte: vielmehr nehmen die biologischen Gegebenheiten die Werte an, die der Existierende ihnen gibt« (de Beauvoir 2006, S. 61). Es ist also die nicht dissoziierbare Einheit von geschlechtbezogenem Körper und symbolischer Transformation, die einen spezifischen, nicht durch andere Faktoren austauschbaren Mechanismus patriarchaler Herrschaft herstellt.

Zweitens hat de Beauvoir den Zugang zur subjektiven Dimension geschlechtsbezogener Unterdrückung und Abhängigkeit geöffnet, indem sie entdeckte, dass sich patriarchale Herrschaft weder in ökonomischer Enteignung und Ausbeutung noch in Entrechtung oder auch in beidem zusammen erschöpft, sondern auch – und zwar notwendig – in habituellen Verhaltensdispositionen, subjektiven Denkmustern, emotionalen Reaktionen, intellektuellen Reflexionen, ästhetischen Maßstäben, moralischen Wertorientierungen usw. verankert werden muss. Damit wird

Patriarchalismus zu einer symbolischen Realität *sui generis*, zu einer symbolischen Gewalt, die ihre Wirksamkeit zwar nicht unabhängig von den ökonomischen, sozialen, politischen und rechtlichen Verhältnissen entfaltet, aber doch eine relative Autonomie aufweist. Für diese symbolische Gewalt gibt es kein funktionales Äquivalent, das aus einem anderen Bereich der Gesellschaft abgerufen werden könnte. Würde sich, so kann man Simone de Beauvoir hier interpretieren, die Unterdrückung der Frauen auf ökonomische, politische und rechtliche Eingriffe und Zwänge beschränken, blieben die patriarchalen Strukturen stets gefährdet, weil das subjektive Widerstandspotential der Frauen jederzeit außer Kontrolle geraten und für männliche Herrschaft folgenschwere Handlungen auslösen könnte. Um das zu verhindern, müssen also die ökonomischen und rechtlich-politischen patriarchalen Verfügungsgewalten notwendig durch entsprechende Strukturen und Funktionen symbolischer Gewalt ergänzt werden.

Drittens hob de Beauvoir hervor, dass symbolische Gewalt gegen Frauen nicht einfach wie ein statisches Gewicht auf dem Leben von Frauen lastet, sondern sich als Handlungsprozess vollzieht, in dessen Verlauf die symbolischen Elemente, derer patriarchalische Herrschaft bedarf, ständig neu produziert und reproduziert werden müssen. Männer erweisen sich so als Produzenten symbolischer Gewalt, als Akteure, die ihren spezifischen Begierden und Interessen die Qualität allgemeiner gesellschaftlicher Gültigkeit verleihen. Symbolische Gewalt passt sich nicht nur reaktiv den gesellschaftlichen Wandlungen an, sondern erzeugt diese auch selbst. Damit wird sie zu einem Prozess der aktiven Gestaltung der Welt.

Die von Simone de Beauvoir entwickelte Sichtweise des »anderen Geschlechts« als Konstrukt männlicher Herrschaft unterscheidet sich von der traditionellen historisch-materialistischen Theorie, die das gesellschaftliche Bewusstsein aus dem gesellschaftlichen Sein und den sogenannten »Überbau«, also die Gesamtheit der geistigen, politischen, rechtlichen und kulturellen Strukturen und Aktivitäten, aus der Beschaffenheit der »Basis«, der ökonomischen Aneignungsverhältnisse einer Gesellschaft, abgeleitet hatte.⁶

Symbolische Gewalt, wie de Beauvoir sie verstand, ist mehr als Ideologie und »falsches Bewusstsein«, und sie ist auch nicht nur eine Funktion des »Überbaus«. Vielmehr setzt sie auf allen gesellschaftlichen Ebenen sinnbezogene Konstruktions- und Deutungsprinzipien durch, welche die der Herrschaft Unterworfenen nicht nur bewusstseinsmäßig speichern, sondern auch so verinnerlichen, dass sie zum Regulativ ihrer Bedürfnisse, Erfahrungen und ihres Handelns werden.

6 Marx und Engels haben selbst durchaus schon gesehen, dass die Beziehungen zwischen »Basis« und »Überbau« nicht auf ein einseitiges Bedingungsverhältnis reduziert werden dürfen, sondern als komplexer dialektischer, nur »in letzter Instanz« ökonomisch bestimmter Prozess gedacht werden müssen (vgl. Engels 1968b, Engels 1968c). Nichtsdestoweniger war ihr Verständnis für die relative Autonomie der Beschaffenheit und Wirkungsweise symbolischer Gewalt namentlich hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses noch gering. Das gilt für Marx übrigens weitaus mehr als für Engels, der im »Ursprung der Familie [...]« dieses Problem ansatzweise aufgreift. Demgegenüber lässt sich bei August Bebel in »Die Frau und der Sozialismus« bereits eine große theoretische und methodische Sensibilität für Probleme symbolische Gewalt gegen Frauen beobachten.

Bezogen auf »Das andere Geschlecht« lässt sich dieser Prozess aus der Sicht von Simone de Beauvoir wie folgt beschreiben:

Indem Männer Frauen als das Andere definieren, schließen sie die Frauen vollständig aus allem aus, was Männer als relevant, erstrebenswert und hochwertig erachten. Damit werden Frauen ihrer Subjektivität beraubt. Ihre Alterität erfüllt nur den Zweck, die Subjektivität der Männer zu vervollkommen und zu bestätigen. Da Frauen nirgends Zugang zu der Möglichkeit erhalten, sich selbst zu entwerfen, also eine eigene Identität zu entwickeln, werden sie dazu gezwungen, mit ihrer Existenz nur die Welt der Männer zu reproduzieren. Noch da, wo, wie in der Erziehungsarbeit, Frauen bestimmte, nur ihnen vorbehaltene Aufgaben übertragen werden, übernehmen sie Normen, Werte und andere symbolische Elemente, die nicht von ihnen gemacht wurden. Warum aber nehmen Frauen die ihnen oktroyierte Alterität hin? Die Antwort de Beauvoirs lautet: Im Unterschied zu anderen Gruppen von Beherrschten verbindet Frauen mit Männern eine natürliche, biologisch begründete Beziehung der Einheit, die einen radikalen Bruch erschwert, ja nahezu unmöglich macht: »Das ist das wesentliche Charakteristikum der Frau: sie ist das Andere in einem Ganzen, dessen Elemente einander brauchen« (de Beauvoir 2006, S. 16).

Aber diese Einheit hat sich geschichtlich nicht als Reziprozität und Gleichwertigkeit zwischen den Geschlechtern entfaltet, sondern im Gegenteil die Grundlage für die Akzeptanz von Unterdrückung geschaffen: »Der Mann, der die Frau als eine *Andere* konstituiert, trifft bei ihr also auf weitgehendes Einverständnis. Die Frau erhebt nicht den Anspruch, Subjekt zu sein, weil ihr die konkreten Möglichkeiten dazu fehlen, weil sie ihre Bindung an den Mann als notwendig empfindet, ohne deren Reziprozität zu setzen, und weil sie sich oft in ihrer Rolle als *Andere* gefällt« (S. 17).

Der Prozess der Unterdrückung der Frauen umfasst bei de Beauvoir weit mehr als Elemente falschen Bewusstseins, die sich allein durch Belehrung und kognitive Korrekturen auflösen ließen. Für de Beauvoir sind patriarchale Verhältnisse in alle Facetten weiblicher Existenz eingeschrieben und gehen so in ihrer Wirkmächtigkeit weit über die Grenzen des Bewussten hinaus. Damit verbindet sie eine implizite Kritik am traditionellen historisch-materialistischen Basis-Überbau-Modell und dem mit ihm korrespondierenden Ideologiebegriff, die nicht ausreichen, um die Komplexität und Tiefenwirkung patriarchaler Strukturen zu erfassen. Bei der symbolischen Gewalt der Geschlechterverhältnisse handelt es sich, wie sie nachweist, nicht einfach um einen herrschaftssichernden Reflex des Überbaus auf Widersprüche der materiellen Basis, sondern um einen relativ eigenständigen, sowohl repressiven als auch die Individuen aktivierenden Prozess,⁷ der alle Dimensionen des sozialen Seins durchdringt.

7 Diesen Gedanken hat später Michel Foucault als »Gouvernementalität« (»gouvernementalité«, ein Neologismus aus »gouvernement“, also Regierung bzw. Steuerung, und »mentalité“, im Sinne von Internalisierung und Subjektivierung) eingebracht und damit einen Prozess bezeichnen wollen, in dem Subjekte gesellschaftliche Herr-

Die von Simone de Beauvoir verwendete Methode in »Das andere Geschlecht« schließt teilweise an den Historischen Materialismus an, eröffnet aber gleichzeitig mit der Darstellung symbolischer Gewalt in der Geschichte der Frauenunterdrückung eine Perspektive, die dem Historischen Materialismus zur Zeit von Karl Marx, Friedrich Engels und August Bebel noch weitgehend fremd war, auch wenn gerade bei Letzterem sporadisch Ansätze zu einer solchen Darstellung erkennbar sind. Das erklärt, warum sich Simone de Beauvoir an mehreren Punkten, an denen sie symbolische Konstruktionen von Weiblichkeit untersucht, auf Material in Bebels »Die Frau und der Sozialismus« (vgl. Bebel, 1974) stützte.⁸

Schluss

Unabhängig davon, ob ihre Befunde noch in allen Fällen durch die neuere Forschung bestätigt werden und auch unabhängig von Problemen, die mit ihrem existentialistischen Standpunkt verbunden sind, zeigte Simone de Beauvoir in »Das andere Geschlecht« auf eindrucksvolle, noch heute aktuelle Weise, dass Herrschaft über Frauen zwar stets mit ökonomischer, politischer und rechtlicher Benachteiligung einhergeht, aber sich nicht auf sie beschränken lässt. Diese Herrschaft ist immer auch wesentlicher Ausdruck einer bestimmten symbolischen, nicht durch Ökonomie und Politik determinierten Gewalt, durch die Frauen veranlasst werden, Vorstellungen über sich selbst, insbesondere ihre Sexualität, zu akzeptieren, zu verinnerlichen und im eigenen Handeln zu befolgen, die zur Verstetigung ihrer Unterwerfung, Exklusion und Passivität beitragen.

Heutige historisch-materialistische Versuche können von Simone de Beauvoir lernen, dass man gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse weder hinlänglich begreifen kann, wenn man die Geschlechterbeziehungen ausklammert, noch wenn man die – neben den ökonomischen, politischen und rechtlichen Bedingungen – konstitutive Funktion symbolischer Gewalt vernachlässigt.

schaft, Kontrolle und Disziplinierung in »Technologien« der Selbststeuerung umbauen und so eigenständige Aktivitäten generieren, die zu einer bloßen Duldung von Herrschaft in einem grundlegenden Gegensatz stehen (vgl. Foucault 1987).

8 Während de Beauvoir an mehreren Stellen auf Bebel zurückgriff, hat Engels das Buch »Die Frau und der Sozialismus«, dessen erste Auflage ja schon 1879 (illegal) erschienen war, erstaunlicherweise weder in der ersten Auflage von »Der Ursprung der Familie [...]« 1884 noch in der diesem Beitrag zugrunde liegenden vierten Auflage 1891 erwähnt.

Literatur

- Bachofen, Johann Jakob, 1975: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Frankfurt am Main 1975 (dt. Erstausgabe 1861).
- de Beauvoir, Simone, 2006: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg, 6. Aufl. (frz. Erstausgabe 1949 unter dem Titel »Le Deuxième Sexe«).
- Bebel, August, 1974: Die Frau und der Sozialismus. Als Beitrag zur Emanzipation unserer Gesellschaft bearbeitet und kommentiert von Monika Seifert. Hannover (Erstausgabe 1879).
- Beer, Ursula, 1990: Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic J. D., 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main (frz. 1997).
- Bourdieu, Pierre, 2001: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main (frz. 1997).
- Bourdieu, Pierre, 2005: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main (frz. 1998).
- Dosse, François, 1999: Geschichte des Strukturalismus, Band 1: Das Feld des Zeichens, 1945-1966. Frankfurt am Main (frz. 1991).
- Engels, Friedrich, 1968a: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Band II, Berlin/DDR, S. 155-301.
- Engels, Friedrich, 1968b: Engels an Joseph Bloch in Königsberg (Auszug), London, 21./22. Sept. 1890. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Schriften, a. a. O., Band II, S. 456-458.
- Engels, Friedrich, 1968c: Engels an Conrad Schmidt in Berlin (Auszug), London, 27. Okt. 1890. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Schriften, a. a. O., Band II, S. 459-464.
- Foucault, Michel, 1987: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt am Main, S. 243-261 (frz. 1984).
- Gottschall, Karin, 2000: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen.
- Heidegger, Martin, 1986: Sein und Zeit. 16. Aufl., Tübingen.
- Labica, Georges, 1982: Ouvriérisme. In: Georges Labica, Gérard Beussan: Dictionnaire critique du marxisme. Paris, S. 654/655.
- Lambrecht, Lars; Tjaden, Karl Hermann; Tjaden-Steinhauer, Margarete, 1998: Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Soziologische Exkursionen. Kassel.
- Lévi-Strauss, Claude, 1967: Strukturele Anthropologie. Frankfurt am Main (frz. 1958).
- Lévi-Strauss, Claude, 1981: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Lewis H. Morgan zum Gedächtnis, Frankfurt am Main (frz. 1949).
- Morgan, Lewis H., 1976: Die Urgesellschaft (»Ancient Society«). Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Lollar, Lahn (engl. 1877).
- Peter, Lothar, 2004: Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt. In: Margareta Steinrück (Hrsg.): Pierre Bourdieu – Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg, S. 48-73.
- Sartre, Jean-Paul, 1962a: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg (frz. 1943).
- Sartre, Jean-Paul, 1962b: Ist der Existentialismus ein Humanismus? Drei Essays, Frankfurt am Main/Berlin (frz. 1946).

Variationen über die Lage der Frauen¹

»Das andere Geschlecht« – ein zugleich theoretisches und politisches Werk – hat dazu beigetragen, die Frauenbewegung, die zuvor eine rein politische Angelegenheit war, auf eine intellektuelle Ebene zu heben. Auf diese Weise stellte es den feministischen Kämpfen symbolische Instrumente zur Verfügung. Somit ist das Buch von Simone de Beauvoir, der ersten großen Intellektuellen, die die Frauenfrage aufwarf, ein markantes Werk und wert, es in seiner vollen Bedeutung zu würdigen.

In meiner Zeit als Philosophiestudentin war dieses Buch einer der Wegweiser für Frauen und vor allem auch für anspruchsvolle Intellektuelle. Dennoch erscheint mir heute eine kritische Lektüre vonnöten, die im Übrigen im Einklang steht mit der durch Simone de Beauvoir selbst geforderten [intellektuellen] Freiheit.

So ist es bedauerlich, dass die persönliche Problematik Beauvoirs, insbesondere ihre Beziehung zu Sartre, wenig von den Schlussfolgerungen aus »Das andere Geschlecht« profitiert zu haben scheint, obwohl das Schreiben dieses Werks oftmals in Form einer Selbst-Analyse vonstatten geht und die Autorin dasselbe als Garantie dafür ansieht, einer Weiblichkeit zu entgehen, wie sie in der durch Tradition und Religion geprägten Mutter verkörpert wird. In intellektueller Hinsicht betont sie immer wieder die Überlegenheit Sartres.² In affektiver Hinsicht ist die Art des Zusammenlebens des Paares durch Sartre definiert worden, und Simone de Beauvoir verschreibt sich »kontingenten Liebesbeziehungen«, um nicht den Eindruck zu erwecken, den durch Sartre vorgeschriebenen »Freiheits«-Kontrakt aufkündigen zu wollen. Und überhaupt schimmert in Beauvoirs Werk zuweilen ein bestimmter Schmerz auf.

Allgemeiner gesprochen: Obzwar ihre Memoiren bewegend sind, weil sie von ihrer Welt erzählt, so analysiert sie hier weder ihr Verhältnis zur Differenz der Geschlechter, noch fragt sie sich: Ich, die Intellektuelle, bin frei, aber wie ist die entfremdete Frau möglich? Eine solche Befragung, die die Herrschaftsformen mit den sozialen Trajektorien in Beziehung setzt, wäre fruchtbringend gewesen. Indem sie ihre Distanz zur empirischen sozialen Realität beibehält, läuft Beauvoir zudem Gefahr, sich einer Art intellektuellen Ethnozentrismus auszuliefern. So betrachtet sie die von ihr erwähnten Frauen zumeist von außen, über ein literarisches

1 Im französischen Original lautet der Titel des Aufsatzes: »Variations sur ›la condition féminine‹«, was die »condition humaine«, also die »conditio humana« evoziert. Gemeinsam mit der Autorin haben wir uns entschieden, hier wie anderswo diese Wortgruppe mit »Lage der Frauen« zu übersetzen. (A. d. Hrsg. – E. B.)

2 Vgl. insbesondere Simone de Beauvoir: Memoiren einer Tochter aus gutem Hause. Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 482 ff.

Herangehen, das empirische Erhebungen und Analysen ignoriert. So findet das reale Leben von Krankenschwestern, Lehrerinnen, Sekretärinnen etc. keine Erwähnung, während sie viel von den Intellektuellen (und v. a. von sich selbst) spricht.

Zudem hat man oftmals das Gefühl, sie unterliege derart allgemeinen Vorurteilen, dass sie niemals wirklich unrecht hat. In ihrer Schrift liefert sie keine Theorie der Beziehung der Frauen zu dem, was sie tun, zu ihren konkreten, durch objektive Faktoren bestimmten Existenzbedingungen, sondern Hypothesen über Gewöhnung, Dressur, Mystifikation. Abgesehen davon, dass ihre bekannte Formulierung »Man wird nicht als Frau geboren, man wird es«, wenngleich sie Wesentliches verdichtet, doch nicht nur auf die Frauen zutrifft, sondern ebenso auf die Männer, also auf die Menschheit insgesamt.

In der existenzialistischen Philosophie werden die Situation, die Lage der Essenz entgegengesetzt, was die für die Philosophie zentrale Debatte über die Antinomie Natur – Kultur entfacht. Beauvoir war die Erste, die in diese Debatte die Frauenfrage einbezog, womit sie ein neues Feld aufmachte. Indes hat sie die Denaturalisierung nicht eingeführt: Diese gehört zu den Fundamenten der Sozialwissenschaften, die ihr vorhergingen. Hier seien die Arbeiten von Emile Durkheim und Marcel Mauss erwähnt, insbesondere diejenigen über die Sozialisation der Körper. Darüber hinaus erweist sich die durch Beauvoir praktizierte Denaturalisierung als unvollständig, insofern sich die Autorin an der Schwierigkeit stößt, ausgehend von einer Philosophie der Freiheit die Menschen als zugleich durch soziale Bedingungen determinierte und unterschiedlich auf die Einnahme der oder der Position vorbereitete Wesen zu verstehen.

Daher der erstaunliche Kontrast zwischen der Dürftigkeit der durch sie zur Verfügung gestellten Instrumente, die Herrschaft über die Frauen zu denken, einerseits, und der Fülle der durch sie ermöglichten Fortschritte in der Frauenforschung und den praktischen Kämpfen der Frauen andererseits. In der Tat ist die Frage, ob Beauvoir ihre beherrschende Stellung nicht vielmehr ihrem Status als großer Intellektueller denn dem Inhalt von »Das andere Geschlecht« verdankt. Noch genauer: Das soziale Kapital Beauvoirs (und dasjenige Sartres) ließ(en) »Das andere Geschlecht« zu einer Symbolbank werden, die es vermochte, zahlreiche Frauen um eine wenig konsistente Theorie herum zu versammeln.

Das Buch ist von Ambivalenz gezeichnet. Auf der einen Seite wagt es eine mit dem damals vorherrschenden Existenzialismus verbundene Philosophin, sich einem Thema ohne theoretisches Prestige zu widmen – dem weiblichen Wesen –, einem Thema, das die Aufmerksamkeit der fortschrittlichen Intellektuellen weit aus weniger auf sich zog als etwa der Kolonialismus, der Kommunismus oder der Marxismus; auf der anderen Seite begnügt sie sich im Wesentlichen damit, sich auf ihre literarische und philosophische Kultur zu berufen.

Dennoch bleibt: Das zum Reflektieren auffordernde Werk »Das andere Geschlecht« hat anderen Forschungen den Weg eröffnet.

Die Sekretärin, Modell der Weiblichkeit des 20. Jahrhunderts

Wie nun aber heute die Lage der Frauen analysieren? Ich werde hier versuchen, einige Pisten aufzumachen, und zwar ausgehend vom Fall der Sekretärin, die ein paradigmatisches Beispiel für die Lage der Frauen im Frankreich des 20. Jahrhunderts zu sein scheint. Zudem handelt es sich dabei um das in »Das andere Geschlecht« am meisten zitierte Metier.³ Hier die drei Stellen, wo es erwähnt wird:

»Ganz anders steht es mit der Arbeiterin, der Angestellten, der Sekretärin und der Verkäuferin, die außer Haus arbeiten. Für sie ist es viel schwieriger, ihren Beruf mit der Versorgung des Haushalts zu vereinbaren [...].«⁴

»Wenn die Sekretärin, die Studentin abends nach Hause kommt, hat sie immer noch eine Laufmasche zu reparieren, eine Bluse zu waschen, einen Rock zu bügeln.«⁵

»Und es ist normal, dass sie, die für ihre Arbeit nicht die ihnen dafür zustehenden sittlichen und sozialen Vorteile erhalten, die Zwänge dieser Arbeit ohne Begeisterung ertragen.

Verständlich ist auch, dass ein Lehrmädchen, eine Angestellte, eine Sekretärin nicht auf die Vorzüge einer männlichen Unterstützung verzichten will.«⁶

Ohne ihren Kontext wirken diese Zitate etwas inhaltsleer: Sie unterstreichen v. a. die Zwänge eines gedoppelten (Arbeits-) Tages und die Opportunität eines Beschützers (abgesehen von der Verknüpfung von Lehrmädchen, Angestellter und Sekretärin).

Ich habe der Lage der Sekretärin – also der Lage und nicht dem Beruf – seit 1975 eine Reihe von Arbeiten gewidmet.⁷ Darin versuche ich, jenseits der traditionellen Grenzen zwischen den Disziplinen und vermittelt über die Analyse eines Berufs, eine soziale Definition der Frau vorzunehmen. Dabei handelt es sich nicht um *meine* Definition, sondern um Definitionen der »Weiblichkeit« – korrelativ zur »Männlichkeit« –, wie sie in den kollektiven Praktiken und Vorstellungen produziert werden. Hauptanliegen dieser Arbeit ist es, den gelebten Sinn der Homologie zwischen Geschlechter- und Klassentrennung zu verfolgen. Wenn man so will, handelt es sich dabei um einen psychoanalytischen Essay, wenn darunter der Wille verstanden wird, die soziale Wahrheit der ursprünglichsten und intimsten Erfahrungen zu erkunden, deren Hintergrund die sexuelle Identität bildet.

3 Während seit dem Ende des 19. Jahrhunderts vorwiegend von »Stenotypistin« (»sténodactylo«) gesprochen wird, überwiegt ab 1949 der Terminus »Sekretärin« (»secrétaire«).

4 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Reinbek bei Hamburg 2007, S. 186.

5 Ebenda, S. 846.

6 Ebenda, S. 834.

7 Vgl. insbesondere Josiane Pinto: La secrétaire, un métier très féminin. In: Le Mouvement social, n° 140, juillet-septembre 1987; dies.: Une relation enchantée: la secrétaire et son patron. In: Actes de la recherche en sciences sociales, n° 84, septembre 1990; dies.: La secrétaire et ses patrons. In: Revue Autrement, juin 1994; dies.: Les secrétaires et la nouvelle économie des bureaux. In: Actes de la recherche en sciences sociales, n° 134, septembre 2000.

Eine untergeordnete Stellung

Wenn die »Lage der Sekretärin« von exemplarischer Bedeutung ist, so vor allem deshalb, weil, stark feminisiert (98 Prozent), die Sekretariatsberufe in Frankreich ungefähr 10 Prozent der aktiven weiblichen Bevölkerung auf sich vereinen. Zudem handelt es sich, vom Standpunkt der Vorstellungen her, um einen extrem typisierten »weiblichen Beruf«. Die Attribute der Sekretärin sind dieselben, die die sozial dominanten Vorstellungen »der Frau« zuschreiben. In der Tat bedingen die sogenannten »weiblichen«, zugleich technischen und ethischen Qualitäten den Zugang von Frauen zur Arbeitswelt wie die Sicherheit ihres Postens. Die Kompetenz der Sekretärin wird sozial durch das Dienen im Sinne der Aufopferung definiert. »Es ist klar«, meint eine von ihnen, »die Zeit des Chefs kostet viel mehr als meine, Rentabilität verpflichtet.« Von der Sekretärin, die ihre Funktion erfüllt, erwartet man v. a., dass sie lächelt, nett und zurückhaltend ist. »Ich finde, die Sekretärin hat eine Rolle zu spielen, die gute Seite der weiblichen Rolle, das heißt sie muss sanft, muss feminin sein. Es ist angenehmer, durch eine Frau statt durch einen Mann empfangen zu werden, ein Lächeln macht vieles möglich«, so die junge Sekretärin des Generaldirektors eines multinationalen Informatikunternehmens.

Das Handeln der Sekretärin ist dem Prinzip permanenter Heteronomie unterworfen. Disponibel ist sie jederzeit bereit, ihr Handeln zu unterbrechen, um einer neuen Anweisung Folge zu leisten: »Man macht nie erst das, dann das und dann das, denn oftmals arbeitet man, und dann gibt's andere Dinge zu tun«, stellt die Sekretärin einer Abteilung des CNRS fest. Sie ist bereit, ihren Arbeitstag zu verlängern: »Es ist nicht so, dass man Ihnen morgens eine Arbeit gibt, die Sie abends abgeben; Sie müssen immer da sein«, schließt mit bitterem Ton die Sekretärin eines Architekturbüros. Eine »Alte«, Inhaberin eines hohen Postens in der SNCF, rät jungen Sekretärinnen, »die abends nicht länger bleiben wollen und auf ihrer Mittagspause bestehen«, den Beruf zu wechseln. Die Vertreterin einer Agentur für die Rekrutierung von Sekretärinnen, deren proklamiertes Ziel darin besteht, das »ideale Paar Chef – Sekretärin« zu finden, fasst diese Situation der Abhängigkeit auf bestimmte Weise zusammen: »Die Hauptanforderung an die Sekretärin besteht darin, sich an den Posten und vor allem an den Chef anzupassen, denn weder auf der HEC noch auf der Polytechnique bringt man den Chefs bei, was eine Sekretärin ist.«

Ihre Disponibilität manifestiert sich zudem in der Erfüllung jeglicher Art kleiner Aufgaben, die über die unmittelbaren Verpflichtungen des Berufs hinausgehen. Einige bekennen spontan: »Der Aspekt der Gastgeberin – das ist die interessante Seite des Sekretariats«, oder auch: »Sie spielen die Rolle der Dame des Hauses, nicht der Dienerin, Sie machen nicht den Eindruck zu arbeiten – und es läuft!«

Dank einer für ihren Posten unabdingbaren »Intuition« weiß sie, die Dringlichkeit von Arbeitsaufgaben zu erraten, vorherzusehen und gegeneinander abzuwägen, ohne indes mit ihrem Status unvereinbare Initiativen zu unternehmen. Der

Chef eines Provinzunternehmens gestand mir mit Genugtuung: »Sie führt meine Anweisungen aus, bevor ich sie ihr gebe!«

Eine als typisch »weiblich« bezeichnete Form der Macht

Gerade weil die Sekretärin durch ihre Fügsamkeit dazu neigt, unersetzlich zu werden, hängt der Chef bei der praktischen Erfüllung der Mehrzahl seiner Aufgaben von ihr ab. Das ist zu beobachten, wenn es darum geht, schnell ein vollständiges Dossier zu erstellen, technische Informationen zu sammeln oder, auf einer subtileren Ebene, die Machtverhältnisse in der Organisation einzuschätzen. Einige Chefs bekennen: »Wenn meine Sekretärin krank ist, kann ich nicht arbeiten.« Eine Sekretärin betont mit Genugtuung, dass die neuen Technologien ihre Macht verstärken: »Ich bediene mich der Hardware, und der Chef wird als unfähig betrachtet, damit umzugehen.«

Noch deutlicher zeigt sich die Macht der Sekretärin im Verhältnis zu bestimmten Gesprächspartnern, seien dies Mitarbeiter oder Kunden: Sie kontrolliert den Zugang zum Chef und filtert die Informationen. Eine Sekretärin betont mit Nachdruck: »Alles läuft über mich; er akzeptiert keine Verabredung, die ich nicht vermittelt habe.« Gegebenenfalls übt die Chefsekretärin Macht über andere Frauen aus: Schreibkräfte, die von ihr abhängig sind und eher Routineaufgaben erfüllen.

Die Nähe zu den Inhabern der Macht verleiht ihr bestimmte symbolische Vorteile, angefangen von Vertraulichkeiten und »strategischen« Informationen. Die vorerwähnte Rekrutierungsagentur ermuntert so ihre Kandidatinnen: »Sie ziehen Vorteile aus dem Ansehen ihres Chefs und Sie entwickeln sich in einem wohl bestellten sozialen Milieu.« Nuancierter bekennt eine Sekretärin: »Wissen Sie, von Zeit zu Zeit tun die Chefs endlich auch uns etwas Gutes an, aber nicht allzu oft.« Schließlich bietet die Personalisierung (im Sinne Max Webers) der Beziehung zwischen Chef und Sekretärin derselben die Möglichkeit, Widerstand zu leisten, indem sie »einen auf Trägheit macht« (nicht verstehen, diese oder jene Sache liegen lassen, etwas übermäßig in die Länge ziehen, etc.). Obzwar an ein bürokratisches Universum gebunden, schreibt sich die Definition des Sekretärinnenpostens nicht nur in die Logik der bürokratischen Beziehungen ein: Die Sekretärin ist keine Untergeordnete im Rahmen eines homogen strukturierten Organigramms, sie entstammt vielmehr, um mit Weber zu sprechen, dem Universum patrimonialer Kategorien, die die persönliche Qualifikation des Herrn und die ebenso persönlichen Fähigkeiten der Untergeordneten implizieren. Diese Kategorien werden hier übersetzt und verdoppelt durch die Kategorien des Männlichen und des Weiblichen.

Indes kann diese als typisch »weiblich« gekennzeichnete Macht nur unter der Bedingung wirken, dass offener Konflikt vermieden wird. In der Logik einer durch persönliche Beziehungen und nicht als objektive Kategorie definierten Identität ist nachvollziehbar, dass der Grad der gewerkschaftlichen Organisiert-

heit unter Sekretärinnen sehr schwach ist. Wenn Sekretärinnen gewerkschaftlich organisiert sind – und das ist selten der Fall –, dann als Büroangestellte großer Organisationen. Meine Forschungen in den Gewerkschaftszentralen haben ergeben, dass es keinerlei Ausarbeitungen zu Forderungen gibt, die die Spezifika der Lage der Sekretärinnen betreffen. Seit dem Niedergang der Gewerkschaft der Stenotypistinnen, die 1897 mit moralischer und finanzieller Unterstützung von Marguerite Durand gegründet worden war, wurde die Verteidigung der Profession (und insbesondere ihrer Oberschicht) nur durch eine Folge entstehender und schnell wieder vergehender Assoziationen gesichert, die durch berufsfremde Persönlichkeiten belebt wurden.

Die Beziehung Chef – Sekretärin, durch das Prisma der sozialen Trajektorien gesehen

Wenn die »nette Sekretärin« authentische Frau und ideale Untergebene ist, dann deshalb, weil die Frau die Untergeordnete verbirgt und vervollständigt. In der Tat ist die der Sekretärin vorgeschriebene »Weiblichkeit« nicht der verführerische Charme, sondern eine domestizierte Weiblichkeit, die der Männlichkeit des Chefs gegenübersteht. Um diese Dynamik ermessen zu können, musste ich zugleich qualitativ und quantitativ herangehen. Die Geschichte meiner Forschung könnte als »duale Beziehung zur Analyse einer Gruppe« bezeichnet werden. Ausgangspunkt war die psychologische Analyse der intersubjektiven Beziehung zwischen Sekretärin und Chef, und zwar auf der Basis der Durchführung und Auswertung von Beobachtungen ethnographischen Typs und von klinischen Interviews. Gegen Ende dieser ersten Etappe wurde klar, dass zum Verständnis der intersubjektiven Beziehung ein Bezug auf die Charakteristika der Zugehörigkeitsgruppen der Individuen nötig sein würde. Zu diesem Zweck führte ich Studien zu den Trajektorien sowohl in professioneller als auch in personeller Hinsicht durch. Trotz Lücken der Statistiken bezüglich der Frauen ging ich dabei von einem Ensemble statistischer Daten aus. Die Zustimmung der Sekretärinnen zu dieser Abhängigkeitsbeziehung kann nur unter Bezug auf die erzielten materiellen und symbolischen Profite verstanden werden. Und diese Profite wiederum existieren nur im Verhältnis zur jeweiligen Position im sozialen Raum: Was die Sekretärin als Profit erlebt, wird von Menschen, die mit anderen Eigentumsformen ausgestattet sind, nicht so empfunden. In der Tat befindet sich der Schlüssel zu den psychologischen und sozialen Bedingungen des Einverständnisses der Sekretärinnen mit ihrer Situation in ihren Trajektorien, wovon die Gruppe der Chefsekretärinnen zeugt, die Modell steht für die Gesamtheit der Gruppe.

Die von mir durchgeführten Interviews und die statistischen Daten zeigen, dass die Klassenzugehörigkeiten im sozialen Raum recht verstreut sind. Dennoch scheint es, dass die sozialen Gruppen, deren am Beruf des Vaters und des Ehemanns gemessene relative Wertigkeit am höchsten ist, diejenigen bilden, die mit der selbständi-

gen kleinen und mittleren und unternehmensfinanzierten Bourgeoisie verbunden sind. Die Chefsekretärinnen sind oftmals Töchter von Chefs (18 Prozent) und leitenden Angestellten (14 Prozent) und Frauen von Unternehmenschefs, von Ingenieuren, Angestellten oder Unterhändlern von Unternehmen (das sind insgesamt 40 Prozent der verheirateten Chefsekretärinnen, wobei die erwähnten Berufe nur 11 Prozent der aktiven männlichen Bevölkerung ausmachen). Dieses Ergebnis ist von entscheidender Bedeutung: Mehr als die Hälfte der Partner von Chefsekretärinnen sind Männer, die Leitungsfunktionen in Betrieben ausüben. Viele Interviews tangieren die Charakteristika dieser Väter und Ehemänner: Wenig oder gar nicht diplomiert, Inhaber von geringerem ökonomischem Kapital bzw. einer niedrigeren Position in der Hierarchie als der Chef, für den die Sekretärin arbeitet, sind dies Kleinunternehmer, Handwerker, Handeltreibende oder üben sie administrative oder technische Funktionen in klein- und mittelständischen Unternehmen aus. Nur selten sind Chefsekretärinnen Töchter (2 Prozent) oder Ehefrauen (4 Prozent) von Professoren oder Lehrern.

Die aus mittleren Klassen hervorgehenden Frauen scheinen unzweifelhaft den sowohl technischen als auch sozialen Erfordernissen des Postens am besten angepasst zu sein. Soweit er mit bestimmtem Takt agiert, wird der Chef als der Idealfall der Personen wahrgenommen, die man gern unter seinen Bekannten zählt. Er besitzt die Qualitäten, die der Vater und insbesondere der Ehemann nur in einem geringeren Maße besitzen und die man im Rahmen der Familie nur innerhalb der nächsten Generation erhoffen kann, und zwar auf der Basis von Arbeit und zähem Fleiß. Statt seine Untergebenen zu unterdrücken, zeigt er sich vielmehr geneigt, das Aufblühen ihrer »Persönlichkeit« zu bevorzugen.

Im Gegensatz dazu scheint bei den aus den oberen Klassen hervorgegangenen Sekretärinnen die »Persönlichkeit« ein kostbares Gut zu bilden, das es gegen die Anmaßungen der Übergeordneten zu verteidigen gilt. Indem sie eine gewisse Distanz gegenüber einer Situation einnehmen, in welche sie nur in Folge eines biographischen Unfalls »gefallen« sind (Verwitwung, Scheidung, Bankrott etc.) oder in der sie sich nur vorübergehend befinden, achten diese Sekretärinnen stark auf Statussymbole und wahren einen bestimmten diplomatischen Ton, um das zu erreichen, was ihnen zuzukommen scheint.

Die aus den Volksklassen stammenden Sekretärinnen (Töchter und/oder Ehefrauen von Arbeitern) bringen offenbar ihre »Persönlichkeit« nicht für die Berufslaufbahn ins Spiel; vielmehr bemühen sie sich, den Anmaßungen der Autorität des Chefs dadurch zu entgehen, dass sie eine strikte Grenze ziehen zwischen dem »Job« einerseits, den sie professionell erledigen, und dem privaten Leben andererseits, das sie als ihre ureigene Angelegenheit betrachten. Ihr Diskurs zeugt weniger von einer Bindung an den Chef denn von einer Beachtung der Eigenschaften der zu erfüllenden Arbeitsaufgabe. Der beste Posten ist derjenige, der die optimale Nutzung der psychischen Energie gestattet: Er zeichnet sich aus durch zureichende Intensität (statt ermüdender Inaktivität), stimulierende Vielseitigkeit (statt

Monotonie) und, ganz allgemein, durch eine »gute Atmosphäre« (nicht vergiftet durch Kleinlichkeiten und Tiefschläge).

Die Zustimmung zur Herrschaft – denn darum handelt es sich – ist ambivalent und von daher schwer zu analysieren: Das ist keine bewusste und durchdachte Entscheidung, sondern ein präreflexives Einverständnis mit einem sozialen Schicksal, das die gesamte Stufenleiter von Unterdrücktwerden bis Sichbeherrschen umfasst. Die durch die erhofften Vorteile und die erduldeten Leiden hindurch sichtbaren Formen des Sichbeherrschen sind verbunden mit den sozialen Trajektorien. Das Sprechen von sozialen Trajektorien bedeutet, den Rahmen der reinen Interaktion zu sprengen, wie ihn Beauvoir wählte, und zur Denaturalisierung dieser Beziehung beizutragen. Die Kenntnis der sozialen Herkunft gestattet ein psychoanalytisches Herangehen: Das bedeutet, von der frühen Kindheit zu sprechen, also von der Zeit, in der die künftige Identität gebildet wird. Die Bindung der Sekretärinnen an diese Beziehung der Abhängigkeit wird nur durch Bezug auf die durch diese zu erzielenden materiellen und symbolischen Profite verständlich. Genauer gesprochen rühren die psychologischen und sozialen Bedingungen ihres Einverständnisses mit ihrer Situation aus ihren Trajektorien. Hinzu kommt, dass der Chef, der häufig über mehr Bildungsabschlüsse und eine höhere Position in der sozialen Hierarchie verfügt als Vater oder Ehemann, insbesondere für die aus dem mittleren oder Kleinbürgertum stammenden und mit der Unternehmenswelt verbundenen Sekretärinnen, die ideale soziale Figur darstellt. Die Anhänglichkeit an den Chef, im zugleich beruflichen wie affektiven Sinn, impliziert die Anhängerschaft an ein bestimmtes männliches Modell: Der Chef bildet die sublimierte Form der Beziehung zu den männlichen Mitgliedern der Zugehörigkeitsgruppe.

Sekretär und Chefin

Die Eigenheit der Naturalisierung sozialer Beziehungen besteht darin, den sozialen und beruflichen Positionen geschlechtliche Eigenschaften zuzuschreiben. Die Sekretärin kann nur eine sehr »feminine« Frau sein, der Chef nur ein sehr »maskuliner« Mann. Daher sind gerade die Situationen besonders aufschlussreich, in denen »der Chef« eine Frau ist und »die Sekretärin« ein Mann.

Gegen 1850 verkündete der Vater von Alexandre Dumas: »Tritt eine Frau in ein Büro ein, dann verliert sie ihre Weiblichkeit.« In der Tat bezeichnete der Terminus Sekretär zu dieser Zeit einen Mann, der mit Schreibebeiten betraut war und oftmals auch die Rolle des zu Entscheidungen berechtigten Vertrauten spielte. Simone de Beauvoirs Vater selbst war Sekretär.⁸ Noch heute hat die Berufsbe-

8 »Er legte so geringen Wert auf ein Vorwärtkommen in einer bürgerlichen Laufbahn, dass er, nachdem er die nötigen Kenntnisse erworben hatte, nicht einmal seinen Doktor machte; er trug sich beim Appellationsgerichtshof ein und wurde Sekretär bei einem alteingesessenen Rechtsanwalt.« Simone de Beauvoir: *Memoiren einer Tochter*, a. a. O., S. 49.

schreibung des Sekretärs (das sind etwa 2 Prozent aller SekretärInnen) mehr mit dessen männlichen Vorfahren als mit seinen derzeitigen Kolleginnen gemein.

Die Bedeutung des Terminus Sekretär hat sich stark gewandelt, seit er sich nicht mehr ausschließlich auf Männer bezieht. Dieser Übergang vom Männlichen zum Weiblichen erklärt sich aus dem Zusammentreffen zweier Phänomene: der Verbreitung von Schreibmaschine und Telephon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Erhöhung der Anzahl weiblicher Büroangestellter, die einerseits aus diesen technologischen Innovationen resultierte (die Mechanisierung zieht die Dequalifizierung und damit die Verweiblichung nach sich), andererseits aus dem Wandel des Arbeitsmarkts. Ab 1890 wurden die Frauen, die Bürojobs innehatten, als Stenotypistinnen (frz. »sténodactylographes«) bezeichnet, ab 1935-40 als Sekretärin, wovon Dokumente aus dieser Zeit zeugen. Auf diese Weise wurde die Gesamtheit der Kategorie zunächst entsprechend der Masse der eng mit der Maschine verbundenen Angestellten – also der unteren Schicht – bezeichnet, und erst später unter Bezug auf die durch ihre Beziehung zum Chef charakterisierte Oberschicht.

Was bedeutet es, wenn der Chef eine Frau ist? Eine solche Figur, die früher unwahrscheinlich war, kommt immer häufiger vor, vor allem auch durch den Zugang von Frauen zu vormaligen Männerdomänen in Bildung und Ausbildung (in Frankreich etwa den Grandes Écoles). Indes birgt die Beziehung zweier Frauen mit ungleichem Status einen Widerspruch in sich: In einer von Männern dominierten Welt sind sie zugleich ähnlich und unterschiedlich. Jede von ihnen empfindet eine Zwistigkeit, die aus nichts anderem herrührt als aus dem Zerbrechen der quasinatürlichen Verbindung von Herrschaft und Männlichkeit.

Von daher die Ambivalenz, die beide spüren. Verbunden durch ihre »Weiblichkeit«, könne sie herzliche Beziehungen zueinander haben, die auf Komplizenschaft beruhen: So können sie Adressen von angesagten Boutiquen oder von Ärzten austauschen, sich über ihre Kinder unterhalten, plaudern wie unter Komplizen. Entzückt davon, für jemanden zu arbeiten, der ihr so nahe steht, ist die Sekretärin geneigt, sich in einem Bild ihrer selbst wiederzuerkennen, was ihr symbolische Genugtuung verschafft. Und doch kann dieser Gehorsam gegenüber einer Person, die auf derselben, nämlich der weiblichen Seite, steht, schwer ertragen und als Abweichung vom normalen Gang der Dinge angesehen werden. Entsprechend ist auch die Chefin hin- und hergerissen zwischen offizieller Funktion einerseits und Zugehörigkeit zu einer beherrschten Gruppe andererseits. Und da ihr die herausfordernden und misstrauischen Blicke nicht entgehen können, die auf ihr ruhen, ist sie dazu verurteilt, verkrampft oder gespannt zu erscheinen, muss sie sich doch, mehr als ihre männlichen Kollegen, als Chef beweisen und »durchsetzen«. Verletzlich und empfindlich, muss sie in Ausdruck und Kleidung härter, strenger und unbeugsamer erscheinen, um von ihrer Autorität zu überzeugen. Diese Zwangslage wird von Seiten der Sekretärin wahrgenommen: »zwei Frauen, das ist manchmal schwierig, wir haben jede unsern Charakter, aber ich werde gern als Sekretärin angesehen. Es ist sicher weniger leicht, mit einer Frau zusammen zu

arbeiten, selbst wenn der Mann einen schwierigen Charakter hat [...]. Aber vielleicht liegt das auch an der Sekretärin, die sich eher einem Mann unterwirft als einer Frau?« Der Führungsstil einer Chefin ist formeller und stärker kodifiziert als der eines Chefs; zugleich ist das Privatleben mehr von Geheimnissen umwoben, denn, wie eine Sekretärin bemerkt: »Eine *Frau* ist diskreter, sie würde mir nie ein Arztrezept oder eine Urlaubsbuchung übertragen.«

Der Vergleich zwischen Chefs unterschiedlichen Geschlechts zeigt, dass der Gegensatz männlich/weiblich, statt als zufällig oder überhaupt nicht wahrgenommen zu werden, vielmehr vor dem Hintergrund eines impliziten Rollenverständnisses betrachtet wird, das jedem Geschlecht ihre »natürliche« Position zuweist. Wenngleich »die Chefin« auf der Ebene der abstrakten Normen der Gleichheit, wie sie von der Mehrheit der Frauen, darunter den Sekretärinnen, anerkannt werden, einen Fortschritt darstellt, so kann diese Konfiguration im normalen Alltagsverstand erst dann Zustimmung finden, wenn die traditionelle Dissymmetrie der Geschlechter zumindest teilweise aufgehoben ist: Der einzig legitime Grund des Gehorsams ist eine zugleich allgemeinere und willkürlichere Notwendigkeit, nämlich die einer sozialen Ordnung, die beansprucht, keine andere Hierarchie anzuerkennen als diejenige von Talent und Bildung. Die Chefin führt der Sekretärin die bis dahin durch tausend gute und schlechte Gründe auf das weibliche »Schicksal« geschobene Wahrheit über deren sozialen Status vor Augen. Diese Entzauberung hat zweifellos etwas Brutales und Grausames an sich.

*

Das letzte Beispiel zeigt einige Schwierigkeiten auf, die der Etablierung einer wahrhaften »Geschwisterlichkeit« (»sororité«) zwischen Frauen ungleicher sozialer Position innewohnt. Um die »Freiheit« und »Gleichheit« der Frauen zu sichern, müssen die sozialen Determinismen und psychischen Prozesse erhellert werden, die sie voraussetzen und zugleich stärken, und zwar unter der Gefahr, das Einverständnis zu zerstören, das jeder Herrschaft innewohnt. Daher ist die Berücksichtigung der Gesamtheit aller sozialen Eigenschaften der Individuen (u. a. ihrer sozialen Herkunft) nicht von simpler Sorge um Präzision und empirische Details geprägt. Sie stellt vielmehr ein Mittel dafür dar, mit dem Oszillieren zwischen zwei Erklärungsweisen zu brechen, wobei die eine, schlichtere, alles aus dem äußeren Zwang herleitet (die durch Vater und Ehemann unterdrückte Frau), die andere, etwas subtilere, die Verführung in Anschlag bringt (die durch höhere, narzisstische Vergütungen bereitstellende Wesen faszinierte Frau). Dieses Oszillieren verdankt sich einem philosophischen Arsenal von Intellektuellen, die den Fortschritt der Menschheit am universellen Maß des Gebrauchs der Freiheit messen, welche nur entweder von außen oder von innen negiert werden kann, und zwar in letzterem Fall durch einen etwas mysteriösen Akt von Selbstenteignung.

Aus dem Französischen von Effi Böhlke

Freiwillige Knechtschaft der Frauen?

Vorspann

Wenngleich ich nicht das Vergnügen hatte, mit Simone de Beauvoir persönlich bekannt gewesen zu sein, so hat sie mich doch seit meiner Kindheit begleitet. Wenn ich krank war und im Arbeitszimmer meines Vater auf der Couch lag, liebte ich es, mir die Titel auf den Rücken der Bücher anzuschauen, die auf seinen Regalen standen. Darunter war einer, der mich stets aufs neue verwunderte: »Das Blut der Anderen«. Ein merkwürdiger Titel. Später stieß ich auf einen anderen Titel, der mir ebenso seltsam anmutete: »Die Mandarins von Paris«.

Während meines Philosophiestudiums an der Berliner Humboldt-Universität von 1981-1985 spielte Simone de Beauvoir praktisch keine Rolle. In den Vorlesungen und Seminaren an der Sektion Marxistisch-leninistische Philosophie kam sie nicht vor – abgesehen von Spezialveranstaltungen im Fach Ethik –, auch nicht in den recht umfassenden Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie.¹ Doch in der sog. Wendezeit von 1989 ff. rückte auch sie in das Visier: Ich beschaffte mir die zweibändige Ausgabe von »Das andere Geschlecht«, eine Lizenzausgabe von Rowohlt bei Volk und Welt, die 1989 erschien, und verschlang es in einem Atemzug. In einer Vorlesungsreihe unter der Leitung von Michael Brie am neugegründeten »Institut für Zivilisationsforschung« überantworteten mir meine männlichen Kollegen das Thema »Liebe«; meine Ausführungen basierten zu einem großen Teil auf meiner Beschäftigung mit »Das andere Geschlecht«. Von 1990 bis 1991 hatte ich das große Glück, als »Boursier du Gouvernement Français« zu einem Forschungsaufenthalt nach Paris gehen zu können. In einem Kurzaufriß eines Projekts für diesen Aufenthalt schrieb ich, dass ich mich dort mit modernen französischen Konzeptionen von Macht, Herrschaft und Gewalt beschäftigen wolle, insbesondere mit denjenigen von Bourdieu, Foucault, Touraine, Castoriadis und de Beauvoir. Und in Paris war – neben der gerade erschienenen »La noblesse d'État« von Bourdieu – eine Ausgabe von »Le sang des autres« bei Gallimard eines der ersten Bücher, die ich mir bei einem *bouquiniste* an der Seine beschaffte.

1 Zum Umgang mit Beauvoir in der DDR vgl. Irene Selle: Publication et réception du *Deuxième Sexe* en RDA. In: Ingrid Galster (Hrsg.): Cinquante ans après *Le Deuxième Sexe*: Beauvoir en débats. Lendemains, 24. Jahrgang 1999, Heft 94, S. 92-101.

Simone de Beauvoir: Von der Immanenz zur Transzendenz

Auf dieses Forschungsprogramm möchte ich nun zurückkommen und die These aufstellen, dass Simone de Beauvoir einen originären Beitrag geleistet hat zum politisch-philosophischen Diskurs über Macht, Herrschaft und Gewalt. Diese Originalität besteht nicht zuletzt darin, dass sie, unter Verarbeitung der gesamten Geschichte der europäischen Philosophie, diesen sonst im Wesentlichen von Männern geführten Diskurs auf das Geschlechterverhältnis zwischen Männern und Frauen anwandte. Dabei suchte sie die Frage zu beantworten, wie denn die Dominanz der Männer über die Frauen im Einzelnen funktioniert und was ihr eine derartige Persistenz über Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg verleiht bzw. wie die mit ihr verbundenen Ungleichgewichte und Ungerechtigkeiten eine solche Dauer erhalten. Im Folgenden will ich auf einige Facetten dieses Beauvoireschen Machtkonzepts eingehen.

Zunächst bewegt sich Beauvoir auf der Ebene des Sprachlich-Symbolischen und weist nach, wie schon hier Formen von Ungleichheit, Ungleichgewicht und Ungerechtigkeit vorhanden sind bzw. zum Ausdruck kommen.² So wird der Mann positiv, allein in Bezug auf sich selbst definiert, die Frau jedoch negativ, über das Fehlen von etwas. Daher auch das Sprechen von »Das andere Geschlecht« (»l'autre« oder, genauer, »le deuxième« also das zweite Geschlecht, wie der Titel des Buches exakt übersetzt lautet). Schon rein diskursiv besteht hier keine Reziprozität und damit Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen: Der Mann wird prinzipiell als das Selbst, die Frau prinzipiell als das Andere bestimmt, also nur relativ auf den Mann.

Ergo: Der Mann erhält auf der diskursiven Ebene den Subjektstatus zuerkannt, während die Frau auf die Objektrolle reduziert wird; drastischer noch spricht Beauvoir von den Frauen als Beute (»la proie«).

Eine weitere kategoriale Differenzierung, die sie ins Spiel bringt, ist diejenige von Autonomie und Heteronomie, die den unabhängigen und den abhängigen Pol in den Geschlechterbeziehungen kennzeichnet. Danach nehmen die Männer den autonomen, die Frauen den heteronomen Pol ein.

Die Sprache ist also verräterisch. Sie zeugt von den realen Ungleichheiten und Ungleichgewichten, die sie zugleich immer wieder neu erzeugt.

Sodann aber fragt Beauvoir, wie es denn zu dieser Permanenz der Ungleichgewichte kommen konnte. Liegt dies etwa an den unübersehbaren biologischen Differenzen? Hier können wir festhalten: Beauvoir setzt auf eine grundlegende Denaturalisierung bzw. Entbiologisierung der Geschlechterverhältnisse: Danach ist die permanente und omnipräsente Unterordnung der Frauen unter die Männer nicht biologisch vorherbestimmt, sondern Resultat der Geschichte selbst. Das Sein der Geschlechter, so Beauvoir in Hegelschem Duktus, ist ein Gewordensein;

2 Zu den epistemologischen Voraussetzungen von »Das andere Geschlecht« vgl. u. a. Ingrid Galster: Beauvoir dans tous ses états. Paris 2008, S. 159 ff.

es ist Ergebnis historischer Entwicklungen und keine prähistorische Gegebenheit. Und hier führt sie den Begriff der Situation ein. Danach ist es nicht die sog. weibliche Natur – »das ewig Weibliche«, von dem etwa Goethe spricht –, sondern die Situation der Frauen in der Gesellschaft, die ihnen bestimmte Tätigkeiten, Rollen und daraus resultierende Charaktere zuweist – und im Übrigen, müsste man hinzufügen, den Männern auch!

So weit, so gut! Das alles mag, zumindest aus heutiger Sicht, nicht weiter spektakulär erscheinen, ist ja die Historisierung und damit De-Naturierung und Sozialisierung der Geschlechterverhältnisse und der geschlechtsspezifischen Rollen eine zwar bei Weitem nicht durchgängig, jedoch zunehmend anerkannte Sicht.

Aber das »eigentlich« Spannende beginnt, zumindest für mich, erst an dieser Stelle der Gedankenbewegung: Wenn, so bohrt Beauvoir weiter, die Dominanz in den Geschlechterverhältnissen nicht auf die Natur der Menschen zurückzuführen ist, sondern auf ihre Situation, wie kommt es dann, dass sich diese Situation, trotz vieler Veränderungen im Detail und an der Oberfläche, nicht grundsätzlich geändert hat? Warum bilden die Frauen immer wieder das andere, relative, abhängige, heteronome Geschlecht?

Hier kommen wir zu dem, was m. E. den Kern von Beauvoirs Machtkonzept ausmacht und das folgendermaßen reformulierbar ist: Ohne ein Mindestmaß an Mitmachen der Frauen bei ihrem Beherrschtwerden würde die Herrschaft der Männer über sie keine solche Festigkeit und Dauerhaftigkeit besitzen. Die Abhängigkeit vom Mann bringt der Frau, so Beauvoir, vielfältige Vorteile, wie (trügerische) Sicherheit, die Möglichkeit, sich in (scheinbarer) Ruhe um Heim, Herd und Kinder kümmern können, eine finanzielle Absicherung. Der Preis dessen jedoch ist vielfacher Verzicht: Verzicht auf wirtschaftliche, moralische und geistige Autonomie, Passivität, Isolation, Vereinsamung in den Mauern des eigenen Heims, Frustration. Auf diese Konstellation bzw. Konfiguration kommt Beauvoir an vielen Stellen ihres Werks zurück. Sie spricht in diesem Zusammenhang vom »Entgegenkommen« der Frauen, von ihrer freiwilligen Unterordnung, ja von ihrem »Parasitendasein«, davon, dass die Frauen zu Vasallen, zu Komplizinnen ihrer Männer werden.³ Durch dieses Mitmachen laufen die Frauen immer wieder Gefahr, auf die Immanenz, auf die Enge von Heim und Herd reduziert und zurückgeworfen zu werden bzw. sich darauf zu reduzieren und dahin zurückzuziehen, während die Männer die Weite des sozialen Raums erobern und besetzt halten. Die alte, schon von Aristoteles benannte Trennung von *oikos* und *polis* und ihre geschlechterspezifische Aufteilung wird nur dadurch so dauerhaft reproduziert, dass sich die Frauen tendenziell – bei allem historischen Auf und Ab – immer

3 Geneviève Fraisse hat, unter Bezug auf Beauvoir, dieses Mitmachen der Frauen bei ihrem Beherrschtwerden unter der Kategorie des »consentement«, also der Zustimmung bzw. des Einverständnisses behandelt und dabei auf die ganze Ambivalenz hingewiesen, die sowohl im entsprechenden praktischen Verhalten der Frauen liegt als auch in den sprachlichen Formen, die ihm Ausdruck verleihen. Vgl. Geneviève Fraisse: *Du consentement*. Paris 2007.

wieder auf den Platz zurückdrängen lassen, auf den sie gedrängt werden sollen – nämlich Heim und Herd –, während die Männer die Polis und damit das sog. Wichtige in den Griff nehmen.

An dieser Stelle sei nur angemerkt, dass die korrekte Übersetzung bestimmter Passagen von Beauvoir eminente Bedeutung hat: Wenn sie schreibt: »On ne nait pas femme, on le devient«, so heißt und bedeutet das eben nicht: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht«, wie es so oft falsch zitiert wird, sondern: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« (Wie es auch schon korrekt in meiner Ausgabe von 1989 steht, Bd. 1, S. 403.)

Das alles könnte nun wie ein einziger Vorwurf an die Frauen klingen: Seht, ihr seid selbst Schuld an der Herrschaft der Männer über euch, jammert also nicht! (Und dies wurde und wird Beauvoir auch immer wieder als bürgerlicher Elitismus zum Vorwurf gemacht.)

Doch bin ich der Auffassung, dass hier der entscheidende Wendepunkt bzw., wenn man so will, die Dialektik in Beauvoirs Machtkonzeption zu sehen ist: Wenn die Frauen bei den männlichen Machtspielen mitmachen bzw. -tun, so sind sie offenbar nicht bloße Objekte, sondern, obgleich in entfremdeter Form und eingeschränktem Maße, Subjekte ihrer Handlung, nicht bloß Opfer, sondern auch Täterinnen.⁴

In dieser Lesart ist für mich »Das andere Geschlecht«, neben einer Analyse der historisch gewachsenen Herrschaftsbeziehungen zwischen Männern und Frauen, ein einziger Appell an die letzteren, sich aus ihrer, um Kant zu paraphrasieren, selbst (mit-) verschuldeten Unmündigkeit zu befreien, ihre Freiheiten wahrzunehmen und sich so zu autonomen Subjekten zu machen.

Bleibt dies reiner Appell? Ich würde sagen: Nein. Denn für Beauvoir ist 1949 die Zeit reif geworden dafür, dass die Frauen sich selbst befreien und eine Gesellschaft mitgestalten, in der die Ideale der Französischen Revolution tatsächlich verwirklicht werden.⁵ Voraussetzung dessen ist, dass die Frauen berufstätig und damit wirtschaftlich unabhängig sind, und dass sie so aus ihrer häuslichen, klassen- und rassenmäßigen Isolierung heraustreten, sich verbünden und im Kollektiv aktiv werden.

4 Frigga Haug wendet sich ebenfalls dagegen, die Frauen auf die bloße Opferrolle zu reduzieren, und bezeichnet sie auch als Täterinnen. Sie sind eben beides! Vgl. Frigga Haug: Frauen – Opfer oder Täter? In: dies.: Die Vier-in-einem-Perspektive. Hamburg 2008, S. 239-248. Zugleich kann hier mit der insbesondere im Französischen so gut erkennbaren Mehrdeutigkeit des Begriffs Subjekt gearbeitet werden. Während »Subjekt« nur die aktive Seite auszudrücken scheint, hat das »sujet« von vornherein den Doppelcharakter von Aktivem und Passivem, da es zugleich auch »das Unterworfene« bedeutet.

5 Ingrid Galster spricht an dieser Stelle von den republikanischen Werten, die Beauvoir mit durchsetzen wollte (Freiheit, Gleichheit, Solidarität, bzw., wie wir es ausgedrückt haben, Geschwisterlichkeit), im Gegensatz zu den traditionellen Werten des Vichy-Regimes (Arbeit, Familie, Mutterschaft), die ihr deshalb so verhasst waren, weil sie durch das Infragestellen derselben 1943 ihren Job verloren hatte. Vgl. Ingrid Galster: Beauvoir dans tous ses états, a. a. O., S. 159. Allerdings ist die Frage noch weiter zurückzudatieren: Warum hatte denn Beauvoir ein derart an-archistisches, die gegebenen Strukturen und Institutionen, also die soziale Ordnung infragestellendes Verhalten an den Tag gelegt?

Die umfassende Analyse der Herrschaftsbeziehungen, die Beauvoir vornimmt, klingt somit aus in einer großen Utopie von einer Gesellschaft der selbst erkämpften Freiheit der Frauen, der Geschlechtergleichheit trotz nach wie vor vorhandener biologischer Unterschiede und der Brüderlichkeit bzw. Geschwisterlichkeit sowie, wäre hinzuzufügen, der umfassenden Gerechtigkeit, insofern die mit der Dominanz der Männer verbundenen Ungerechtigkeiten gegenüber den Frauen aufgehoben sind.

Und dies nicht zufällig. Denn Beauvoir ist, schon auf der Basis ihrer existenzialistischen Ethik, ausgesprochen zukunftsorientiert. Sie entwirft ein optimistisches Zukunftsbild, das die Frauen dazu auffordert, endlich ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen und ihre Zukunft selbst zu gestalten. Das hat Beauvoir selbst gelebt und vorgelebt.⁶

So heißt es schon in der Einleitung zum ersten Band von »Das andere Geschlecht«: »Unsere Perspektive ist die der existenzialistischen Ethik. Jedes Subjekt setzt sich durch Entwürfe konkret als eine Transzendenz. Es verwirklicht seine Freiheit nur durch deren ständiges Überschreiten auf andere Freiheiten hin.« (Das andere Geschlecht, Neuausgabe 2000, S. 25) Und gegen Ende des zweiten Bandes schreibt Beauvoir: »Ich wiederhole: um ihre Grenzen zu erklären, muss man ihre Situation anführen, nicht irgendein geheimnisvolles Wesen. Die Zukunft steht weit offen [...]. Fest steht nur, dass die Möglichkeiten der Frau bisher erstickt wurden, dass sie der Menschheit verlorengegangen sind und dass es in ihrem eigenen Interesse wie auch im Interesse aller höchste Zeit ist, sie ihre Fähigkeiten endlich ausschöpfen zu lassen« (ebenda, S. 881).

Etienne de la Boétie: Verborgene Quelle des Beauvoirschen Denkens?

Bei der Analyse von Phänomenen der Macht, Herrschaft und Gewalt spielt Simone de Beauvoir auf der gesamten Klaviatur der europäischen Geistesgeschichte: Sie nutzt Vorgaben von Aristoteles (etwa die Differenz von *oikos* und *polis*), von Hegel (die Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft); unverkennbar ist der Einfluss Heideggers, der ihr über die Kommunikation mit Sartre nahe ist, um nur einige Geistesgrößen zu benennen. Auch auf Montaigne bezieht sie sich, den sie ja des öfteren als ihren Lieblingsautoren bezeichnet, und der in seinen »Essais« mehrfach von der »Macht der Gewohnheit« als der »höchsten Macht auf

6 In ihrer umfangreichen, 2008 erschienenen Biographie zu Simone de Beauvoir greift Danièle Sallenave nicht umsonst auf deren Spitz- bzw. Kosenamen »Castor« zurück: »Castor de guerre«, zu dt. »Kriegscastor« bzw. »Kriegsbiber« – unter diesem zunächst etwas befremdlich wirkenden Titel (zumal »Castor« im Deutschen heutzutage mit den Castortransporten assoziiert wird) entwirft Sallenave das Bild einer Frau, die sich im permanenten Kampf, ja Krieg befindet: gegen jegliche Form der Unterdrückung, gegen die Zeit, gegen die Kontingenz, gegen sich selbst. Danach nimmt Beauvoir ihr Schicksal in die eigenen Hände, statt es fremden zu überlassen – seien diese göttlicher oder anderer Natur. Vgl. Danièle Sallenave: Castor de guerre. Paris 2008.

Erden« spricht (was durchaus in Verbindung gebracht werden kann mit ihrem Konzept der Situation und der Rolle der Erziehung).

Aber: Einen Autoren erwähnt sie nicht namentlich, der doch aufs Engste mit Montaigne verbunden war und dem sie mit ihrer Konzeption von Macht und Herrschaft äußerst nahe kommt: Ich meine Etienne de la Boétie, den Autor des »Discours de la servitude volontaire« (dt.: »Rede von der freiwilligen Knechtschaft«).⁷ Für meine Begriffe sind die Nähen zwischen beiden, dem Juristen und Politiker des 16. Jahrhunderts und der Philosophin des 20. Jahrhunderts, erstaunlich. Analysiert der eine die freiwillige Knechtschaft bzw. Dienstbarkeit von Männern, ihre Unterwerfung unter einen Despoten und fragt sich, wie es zu dieser kommt resp. welche Interessen die sich Unterwerfenden an ihrem Beherrschtwerden haben, so stellt die andere 400 Jahre später die Frage nach den Gründen der Unterwerfung von Frauen unter die Männer. Und auch der Geist, der beide Schriften durchweht, ist ähnlich: Der mehr oder minder freiwilligen Knechtschaft stellen sie den stolzen Begriff der Freiheit gegenüber.

Um die starke Analogie zwischen beiden Autoren nachzuweisen, will ich im Folgenden näher auf de la Boéties Schrift eingehen und die wesentlichen Züge seines Gedankengangs nachvollziehen.

Am Anfang bewegt ihn die Frage: Wieso gehorchen so viele Menschen einem einzigen Tyrannen, der doch nicht mehr Gewalt hat, als man ihm gibt? Wieso dienen die Vielen einem Einzigen?

Und, quasi Beauvoirs existentialistische Konzeption der Freiheit antizipierend, schreibt er: Das Volk hat selbst die Wahl, ob es dienen oder frei sein will; es gibt selbst die Freiheit auf und greift nach dem Joch. Die Menschen, so heißt es weiter, wollen oft die Freiheit nicht, die doch so leicht zu erlangen ist, und ziehen ihr die Knechtschaft vor. Das könnte wahrlich von Beauvoir stammen! Wie auch der folgende Aufruf: Entschließt euch, nicht mehr zu dienen, und ihr seid frei!

Ähnlich bohrend wie später Beauvoir fragt de la Boétie weiter: Die Menschen sind frei und gleich und gesellig geboren; warum ist dann der Wille zu dienen so tief gewurzelt?

In der Folge gibt er mehrere Gründe für diese freiwillige Unterwerfung an: Als ersten benennt er die Macht der Gewohnheit, die noch mächtiger sei als die Natur und welche die ursprüngliche Freiheit vergessen mache, wie bei den Pferden, die zunächst das Joch abschütteln, um sich dann doch daran zu gewöhnen. Sodann haben die Herrschenden Techniken in der Hand, um die Unterworfenen an sich zu binden und zu verblenden, als da sind Brot, Spiele, Zeitvertreib im weitesten Sinne, aber auch, wir würden heute sagen, Ideologien wie Märchen und Religio-

7 Etienne de la Boétie: Von der freiwilligen Knechtschaft. Unter Mitwirkung von Neithard Bulst übersetzt, herausgegeben und mit einem Nachwort von Horst Günther. Hamburg 1992. (dt.-frz. Ausgabe) Vgl. auch die frz. Ausgabe Étienne de la Boétie: Le discours de la servitude volontaire. Texte établi par P. Léonard, mit Beiträgen von P. Leroux, A. Vermorel, G. Landauer, S. Weil, P. Clastres und Cl. Lefort. Paris 1978; siehe auch die frz. Werkausgabe: Estienne de La Boétie: Oeuvres complètes, t. I. Introduction, bibliographie et notes par Louis Desgraves, Bordeaux 1991.

nen. Schließlich kommt er zum Kern der Sache, der, wie er schreibt, das Geheimnis und die Triebfeder der Herrschaft enthält und die Stütze und der Grund der Tyrannei ist: Das ist das Interesse, der Vorteil, die Gunst und der Gewinn, den die engere Entourage des Tyrannen aus der Herrschaft ziehen. Auf diese Weise fessele der Despot die ihm unmittelbar Untergebenen bzw. ihn Umgebenden an sich, die wiederum dasselbe Interesse bei den ihnen Untergebenen hervorrufen, woraus sich kaskadenförmig eine lange Kette der Herrschaft und freiwilligen Knechtschaft ergibt, die ein ganzes Land an den Despoten bindet. Nicht einer, so de la Boétie, der nicht bei der Hauptbeute seinen Anteil haben will. Der Preis: Alle müssen so denken und handeln wie der Tyrann. Und, was die Nähe zu Beauvoir perfekt macht: Er schließt mit Ausführungen zu den Möglichkeiten und Grenzen von Liebe und Freundschaft unter der Tyrannei: Gerade die unmittelbarste Umgebung des Tyrannen sei besonders von seiner Willkür und Gewalt betroffen (oftmals komme es zum Mord an seinen engsten Vertrauten). Daher werde der Tyrann gefürchtet, aber nie geliebt, und auch Freundschaft sei unter diesen Umständen nicht möglich, da es keine Gleichheit zwischen dem Tyrannen und seinen Untergebenen gebe.

Auf diese »Rede von der freiwilligen Knechtschaft« wurde in der politischen Ideengeschichte immer wieder zurückgegriffen, insbesondere dann, wenn es um die Begründung der Legitimität der Beseitigung eines Tyrannen oder/und um die Begründung anarchistischer Denkweisen ging. Auch ist klar, warum die Nationalsozialisten diesen Diskurs verboten. Ich nun sehe große Ähnlichkeiten in den Analysen der Funktionsweise von Herrschaft bei de la Boétie und Beauvoir, obwohl Letztere sich nicht explizit auf Ersteren bezieht. Ich gehe davon aus, dass sie den Text kannte.⁸ Montaigne selbst hat, darauf verweist Horst Günther, einen Ausdruck geprägt, der aus der Beschäftigung mit de la Boéties Diskurs über die freiwillige Knechtschaft die Konsequenz zieht und der ganz direkt auf Beauvoir vor zu verweisen scheint: den Begriff der »liberté volontaire«, der freiwilligen, absichtsvoll gewählten und auf sich genommenen Freiheit.⁹ Warum sich Beauvoir nicht explizit auf diesen Diskurs bezog, vermag ich nicht zu beantworten, die geistige Verwandtschaft ist jedoch in meinen Augen unverkennbar.¹⁰

8 Immerhin war es die ursprüngliche Intention von Montaigne, ihn in der Mitte des ersten Bandes seiner »Essais« abdrucken zu lassen; wengleich er sich aus verschiedenen Gründen dazu entschloss, diese Mitte mit 29 Sonetten von de la Boétie auszufüllen, so wurde seine ursprüngliche Intention doch in späteren Ausgaben der »Essais« insofern verwirklicht, als der »Discours de la servitude volontaire« im Anhang abgedruckt wurde.

9 Vgl. Horst Günther: Nachwort. In: Etienne de la Boétie: Von der freiwilligen Knechtschaft, Hamburg 1992, S. 248.

10 In ihrem bereits erwähnten Buch »Du consentement« greift auch G. Fraisse auf de la Boétie zurück; vgl. a. a. O., S. 85 ff.

Pierre Bourdieu – Verbergender Rezipient?

Derartige Geschichten gehen weiter. 1998 veröffentlicht Pierre Bourdieu sein Buch »La domination masculine« (dt.: »Die männliche Herrschaft«)¹¹, mit dem er in Frankreich Furore macht, sich aber auch viel Ärger einhandelt, ist es doch nunmehr ein Mann, der sich zu Fragen der Geschlechterbeziehungen und damit zur typischen Rolle der Frauen in der Geschichte äußert. Aber holt hier Bourdieu sein eigener Gegenstand ein? Übt er selbst womöglich männliche Herrschaft aus, jetzt auf dem Gebiete des Geistigen, wenn er seine auf diesem Feld einschlägige Vorläuferin einzig in einer Fußnote – und hier auch nur über den Umweg des Verweises auf das Buch von Toril Moi – erwähnt, jedoch nicht direkt auf sie Bezug nimmt?¹²

Wie dem auch sei: Parallelen bzw. Übereinstimmungen mit den Ansichten Beauvoirs liegen auf der Hand, etwa die besondere Bedeutung, die beide den symbolischen, darunter den sprachlichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern beimessen, oder die unbedingte Denaturalisierung und Sozialisierung der Geschlechterverhältnisse. Doch auch die Differenzen sind offensichtlich, und sie lassen sich gerade am Verhältnis zum Konzept der »freiwilligen Knechtschaft« verdeutlichen: Während Beauvoir dieses Konzept, wenngleich ohne direkten Bezug auf seine ursprüngliche Quelle, positiv rezipiert und in ihre Vorstellungen von Macht, Herrschaft und Gewalt integriert, setzt sich Bourdieu immer wieder – auch schon in früheren Schriften – mit diesem Konzept auseinander und setzt ihm die Vorstellung von der unfreiwilligen bzw. unbewussten Komplizenschaft entgegen. Sein Konzept von der symbolischen Gewalt auf die Geschlechterbeziehungen übertragend, nimmt er die Existenz einer objektiven Komplizenschaft nicht zwischen Männern und Frauen, sondern zwischen den objektiven sozialen und den subjektiven, kognitiven Strukturen an: Danach werden die patriarchalischen sozialen Strukturen mit ihren Dominanzen und Ungerechtigkeiten deshalb nicht erkannt oder eben verkannt, weil die in den Menschen, Männern wie Frauen, inkorporierten kognitiven Strukturen und die darauf basierenden Entscheidungen und schließlich Handlungen so perfekt auf sie abgestimmt sind.¹³ Die Anerkennung der männlichen Herrschaft verläuft, Bourdieu zufolge, nicht auf der Ebene des Bewusstseins, sondern auf der Ebene des Vor- bzw. Unbewussten (das in diesem Buch m. E. einen Platz einnimmt, der ihm in den vorgehenden Schriften Bourdieus nicht zukam).

Von daher aber wird auch ein Ausbrechen aus diesen Strukturen bei Bourdieu noch komplizierter als bei Beauvoir (oder de la Boétie) – den existentialistischen

11 Pierre Bourdieu: *La domination masculine*. Paris 2002 (dt. Ausgabe: *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main 2005).

12 Ebenda, S. 119, Fn. 10 (dt. Ausgabe: S. 150, Fn. 10).

13 Vgl. dazu insbesondere den Abschnitt »La violence symbolique«, in: ebenda, S. 53-64 (dt. Ausgabe: »Die symbolische Gewalt«, S. 63-78).

(anarchistischen?) Appell, sich durch autonomen Entschluss aus der Knechtschaft zu befreien, wird man beim Soziologen Bourdieu vergeblich suchen, weshalb seine Lektüre pessimistischer stimmt als diejenige von Beauvoir.¹⁴ Was ihn aber nicht hindert, ebenso wie seine Vorgängerin mit einer Utopie zu enden, nämlich der Utopie von der freien Liebe!

Abspann

Abschließend bleibt mir darauf hinzuweisen, dass Simone de Beauvoir ihre Anschauungen persönlich gelebt hat, wovon nicht zuletzt auch solche Schriften wie »Memoiren einer Tochter aus gutem Hause« zeugen. Von früher Kindheit an war es ihr Bestreben, sich von jeglicher Vormundschaft zu befreien und sich zur Autorin eben nicht nur ihrer Schriften, sondern ihres Lebens selbst zu machen. Man mag dem entgegensetzen, dass dies eine Illusion ist. Ich würde sagen: Dies ist ein hoher Anspruch. Und auch ich als ihre Leserin fühle mich immer wieder aufgefordert, mein eigenes Verhalten zu bedenken und mich zu fragen, welchen aktiven Gebrauch ich denn von den vorhandenen Möglichkeiten mache, die sich mir bieten, oder ob mich nicht allzu oft einigele, isoliere und damit – auch als Frau – auf den Platz drängen lasse, auf den ich aus Sicht von Anderen gedrängt werden soll. Es ist frappierend, wie sie mit ihren Werken die Möglichkeit bietet, die Situation, in der man sich befindet, zu verstehen und somit sich selbst zu beobachten und zu begreifen.

Manches an den Anschauungen von Beauvoir ist sicherlich schon veraltet oder so selbstverständlich geworden, dass es nicht mehr erwähnenswert erscheint, wie etwa die soziale Natur der scheinbar biologischen Natur der Menschen. Zu manchem kann man durchaus andere Sichtweisen vertreten, etwa zur Frage der Mutterschaft, die Beauvoir überwiegend als etwas Negatives, Belastendes, als Bürde ansieht (womit sie m. E. einen männlichen Standpunkt einnimmt!) Freilich be-

14 Mehr noch: In der bereits erwähnten Fußnote 10 verweist Bourdieu auf sein Vorwort zur französischen Ausgabe von *Toril Moi: Simone de Beauvoir. Conflits d'une intellectuelle*. Paris 1995. In diesem Vorwort unter dem Titel »Apologie pour une femme intellectuelle« nimmt Bourdieu direkten Bezug auf Beauvoir bzw. auf deren Verhältnis zu Sartre. Und was macht der Soziologe hier? Auf dieses »ideale Paar«, das für viele Frauen (und Männer) zum Modell des Zusammenlebens mit dem je anderen Geschlecht avancierte, wendet Bourdieu nichts anderes an als – sein Konzept der symbolischen Gewalt bzw. der freiwilligen Knechtschaft. Denn nach Bourdieu lassen sich in diesem Verhältnis die klassischen Ungleichgewichte ausfindig machen, die die Beziehungen zwischen den Geschlechtern prägen: Mann – Frau, älter – jünger, »Normalien« – »nur« Abgängerin katholischer Lehrinrichtungen; der Erste – die Zweite beim concours an der Sorbonne. Genau in diesem Zweierverhältnis sei Beauvoir willentlich/unwillentlich stets die Zweite bzw. die Andere gewesen. Die von ihr vertretene subjektiv-idealistische Philosophie der Freiheit, die sie von ihrem männlichen Partner übernommen habe, hätte ihr genau die Klarsicht auf ihr eigenes Verhältnis zu diesem Mann verstellt. Insofern bezeichnet Bourdieu das Verhältnis zwischen den beiden als »vollkommene Illustration der symbolischen Gewalt«: Simone de Beauvoir wende ihre Erkenntnisse zu den Geschlechterverhältnissen nie auf ihre eigenen Beziehungen an. Soweit Bourdieu. Allerdings stellt sich die Frage, ob die Philosophin wirklich so blind war, wie es der Soziologe behauptet. Diese Frage vermag ich jedoch nicht zu beantworten.

deutet dies alles eine kolossale Mehrbelastung, die Fragen der Vereinbarkeit von beruflicher Entwicklung und des Managements der persönlichen Beziehungen, oder, wenn man so will, von *oikos* und *polis* sind noch immer ungelöst.

Aber: Als Mutter von drei Söhnen bin ich immer auch bemüht, ihnen, soweit wie möglich, das geistige Erbe zu vermitteln (bei allen Schwierigkeiten, die das hat). Und so kommt es, dass mein jüngster Sohn Leander, wenn er in meinem Arbeitszimmer auf dem Sofa liegt, das Anwachsen der Stapel von Büchern Simone de Beauvoirs auf und unter meinem Schreibtisch beobachtet und die Titel zu entziffern sucht, die auf ihren Rücken stehen – darunter den merkwürdigen Titel »Le sang des autres«.

Das Lachen und die Historikerin¹

Ich weiß nicht mehr, ob der Feminismus in »Les Temps Modernes« durch das große oder das kleine Tor eingetreten ist. Mein Gedächtnis daran schwindet; nur die Erinnerung an das Lachen ist frisch. 1974 erscheint die Sonderausgabe mit dem Titel »Les femmes s'entêtent« (»Die Frauen behaupten sich«)², eine Ver-, ja Umdrehung von Max Ernsts »La femme cent tête« (»Die Frau mit 100 Köpfen«) bzw. »La femme sans tête« (»Die kopflose Frau«)³: Da die Frauen bekanntermaßen keine starken Charaktere sind, werden euch die Feministen das Haupt erheben, oder es euch nehmen, wie man heute sagen würde. Dieser Titel ist viel witziger, aber genauso ironisch, wie »Le torchon brûle« (wörtl. »Der Putzlappen brennt«, im Sinne von »Krach im Hause« oder »Der Hausseggen hängt schief«), Titel einer nur kurzzeitig Anfang der 70er Jahre erschienenen Zeitschrift. Das Feuer der Frauen kannte man schon lange: die »Vesuvierinnen« von 1848, die das Bild des feuerspeienden Vulkans übernahmen, die »Petrolierinnen« der Commune, die beschuldigt wurden, ohne Sinn und Verstand das Feuer anzufachen.

Das Feuer und die Revolte – was hätte man anderes erwarten sollen als Schnittpunkt der politischen Poesie? Verbrennen, das ist maßloses Vernichten. Seltener hingegen sind die Bilder, die den Kopf/das Haupt und den Feminismus verbinden. Sie konzentrieren sich auf das Haar: Bekannt ist etwa die Maxime »Lange Haare, kurze Ideen«⁴; das ist eine anhaltende Tradition, die noch 2007 lebendig war. Und was passiert, wenn die Frauen sich die Haare abschneiden lassen, seien sie Blaustrümpfe oder nicht? Kommen die langen Ideen mit den kurzen Haaren? Nicht wirklich. Wenn die Frauen ohne Kopf noch Hirn eine gewöhnliche Vorstellung weiblichen Verhaltens bilden, so gleichermaßen die Frauen, die sich zu behaupten beginnen, dickköpfig werden bzw. ihre Wut zeigen.

1 Dieser Text ist die deutsche Fassung eines Aufsatzes, den die Autorin in dem Simone de Beauvoir gewidmeten Sonderheft der Zeitschrift »Les Temps Modernes«, Heft Januar-März 2008, publiziert hatte.

2 »Les femmes s'entêtent«: Sonderausgabe der von Sartre und de Beauvoir herausgegebenen Zeitschrift »Les Temps modernes«. Der Titel lässt sich übersetzen mit »Die Frauen behaupten sich«, oder auch: »Die Frauen werden dickköpfig/starrsinnig«. (A. d. Ü. – E. B.)

3 Max Ernst hat im Paris der 20er Jahre den Collageroman »La femme cent tête« angefertigt, in welchem er aus Zeitschriften und Büchern ausgeschnittene Frauengestalten mit verschiedenen Köpfen kombinierte bzw. sie auch kopflos darstellte. Mit dem Titel stellte er selbst schon Wortspiele an, die nur in der französischen Sprache völlig aufgehen und auf die sich der französische Feminismus wie auch die Autorin des vorliegenden Aufsatzes beziehen: »La femme cent têtes«, »La femme sans tête«, »La femme s'entête«, »La femme sang tête«, etwa »Die Frau mit 100 Köpfen«, »Die kopflose Frau«, »Die Frau behauptet sich/Die Frau wird dickköpfig«, »Die Frau mit blutigem Kopf/Die blutsaugerische Frau«. (A. d. Ü. – E. B.)

4 Robert Salomon: *Cheveux longs et idées courtes. Essai de psychologie partielle et déplaisante*. Paris 1924; Michèle Le Doeuff: »Cheveux longs, idées courtes«. *L'Imaginaire philosophique*. Paris 1980.

Aber zwischenzeitlich geht man zum Humor über. Der Humor ist eines der Tore, das mir den Zugang zum Feminismus der Jetztzeit ermöglichte.

Würde ich eines der Worte von Simone de Beauvoir übernehmen, dann wäre dies die »Entschleierung« (»dévoilement«). Dieses Wort könnte sich in die Tradition der klassischen Philosophie einschreiben: Den Schleier aufzuheben, der die Wahrheit verbirgt, ist ein geläufiges Bild. In der existenzialistischen Philosophie ist die Entschleierung eine Handlung und nicht bloßes Lesen des Realen oder Wirklichen. Entschleiern, das heißt, eine Handlung zu ermöglichen, und das ist schlicht und einfach handeln. Der Humor ist Entschleierung, also schließlich Handlung. Man muss sich nur unsere Schlagworte der damaligen Zeit ansehen, das, was wir an der Ordnung bemängelten, um sich vorzustellen, wie er deren Schlagfertigkeit theoretisch und praktisch belebte.

Ich muss meine Schuldigkeit denjenigen gegenüber eingestehen, die die Rubrik über den gewöhnlichen Sexismus aufmachten, die dann Monat für Monat in »Les Temps modernes« beibehalten wurde. Diese Chronik hieß »Der gewöhnliche Sexismus« (»Le sexisme ordinaire«); ich habe mich nicht daran beteiligt, aber die Autorinnen gaben zuweilen Stückchen davon zum Besten in den hier und da abgehaltenen Sitzungen. Ich habe ihnen zugehört und das Gedruckte gelesen.⁵ Diese Chronik, die zunächst darauf abzielte, den alltäglichen Machismus anzuprangern, führte schließlich zu einer systematischen Sinnverkehrung. Ich heulte vor Lachen, und ich zog unerwartete Verbindungen. Für die junge Philosophielehrerin, die zwischen den Wegzeichen der Zeit navigierte – Ende Althusser, Gegenwart Foucaults, Gewicht Lacans –, für diejenige, die zu einer langen Reise in die Geschichte des feministischen Denkens aufgebrochen war, stellte diese Kritik durch Humor einen radikalen Enthauptungsschlag dar. Letztlich war dies eine Schule politischen Denkens. Wie hätten wir, mangels Theorie, die männliche Herrschaft anders verstehen können denn durch das Detail?

Die Autorinnen dieser Chronik hatten Pseudonyme, ihre eigenen Vornamen oder Namen, die sie der Literatur entnommen hatten. Es handelte sich nicht darum, sich hinter dem Anonymen zu verstecken, als vielmehr darum, die eine oder die andere zu sein, diese oder jene, die eine unter den anderen; ähnlich und einzigartig zugleich. Natürlich hieß es, die Frauen, Trägerinnen – sei es gegen ihren Willen oder vielmehr mit ihrem vollen Einverständnis – des Namens des Vaters oder des Ehemannes, müssten diesen loswerden, sich davon freimachen; das war ideologische Pflicht. Tatsächlich jedoch waren die Vornamen der Frauen, als Figuren einer Emanzipations-, einer Befreiungsbewegung, als Bilder einer kollektiven Bewegung, Zeichen dessen, was ihnen selbst eignete. Mit seinem Vornamen zu unterzeichnen hatte einen politischen Sinn, es war die Indienstellung einer Individualität für eine gemeinsame Sache. Nicht nur in »Les Temps modernes« wurde diese verkürzte Form des Signierens mit dem Vornamen praktiziert. Das

5 Le sexisme ordinaire. Paris 1979.

war ein Zeichen der Zugehörigkeit zu einer allgemeinen Bewegung. Aber hier, in dieser Zeitschrift, habe ich das so gemacht. Nicht in individuellen Zeugnissen, denn es eine gewisse Anzahl gab; nein, bei der Ausübung der Kritik. Man versammelte sich, hier oder dort, man kommentierte Aktuelles aus Politik, Literatur, Feminismus. Man maß die Schere zwischen der Zugespitztheit unserer Fragen und den momentanen ideologischen Tendenzen, zwischen unseren politischen Forderungen und ihrer Verflachung in den Medien. So lasen wir auch zu mehreren solche Werke, die damals wichtig schienen, wie »Du côté des petites filles« von Elena Belotti und »Des Chinoises« von Julia Kristeva. Wir hinterfragten ihre subversive Kraft, die Kritik des Stereotyps der auf »die kleinen Mädchen« übertragenen Weiblichkeit im ersten, die Bewunderung der maoistischen neuen Frau im zweiten Falle; wir diskutierten darüber also, in Sorge, uns nicht zu irren. Sodann legten wir in »Les Temps modernes« unsere theoretischen Meinungsverschiedenheiten mit diesen Büchern dar. Ich war eine der Autorinnen dieser Artikel.⁶ Das war gewöhnliche feministische Kritik, gegen den Strom.

Und Simone de Beauvoir? Nahm sie alles ohne Bedenken an? Nein, sie verstand den Widerspruch, sie unterstützte die Arbeit dieser jungen Frauen, dieser Schülerinnen des Denkens. Entschleiern, das heißt die Widersprüche ans Licht bringen, erklärt sie in ihren Texten über Sade, Merleau-Ponty, die Neue Rechte. Der Intellektuelle kennt die Widersprüche gut, er ist ihre Inkarnation selbst, eingefangen wie er ist zwischen dem Universellen des Wissens, das er konstruiert, und der Besonderheit seines sozialen Seins, zwischen der Einzigartigkeit seines Engagements und der Trägheit seiner sozialen Zugehörigkeit. Man muss nur Sartres »Plädoyer für die Intellektuellen« lesen, um sich darüber klar zu werden, dass die jungen feministischen Intellektuellen einen eigentümlichen Widerspruch darstellten, und zwar in ihrem Verhältnis zu ihren eigenen Kampfgefährten – womit man sich umgehend auseinandersetzen musste.

Jeder ans Tageslicht geförderte Widerspruch goss Wasser auf die Mühle der Aufklärung und der Entschleierung der Unterdrückung der Frauen. Wir sahen überall Widersprüche: im Linksradikalismus, zwischen den Feministinnen und ihren Gefährten in Politik und Liebe, auch in der feministischen Linken, ja zwischen den Frauen selbst. Der Widerspruch schien der Mutterboden unseres Denkens zu sein. Wir hatten keine Angst, das zu sagen. Denn wir hatten keine Wahl. Den Mai '68 ohne Feminismus er- und überlebt zu haben, da dieser erst danach entstand, das hatte sich uns tief ins Gedächtnis geschrieben. Daher war uns die Unterstützung durch Simone de Beauvoir so wertvoll, kollektiv ebenso wie individuell. Ich erinnere mich noch ihrer Ermunterungen, stets in schnellem, direktem Satz. Ich höre sie noch immer.

6 Geneviève, Josette, Martine: Elle n'en est pas moins une femme. A propos du livre d'Elena Gianini Belotti: Du côté des petites filles. In: Les Temps modernes, Mai 1976.

Hélène, Josée, Geneviève, Marie, Martine: Pourquoi (pas) les chinoises, pourquoi (pas) nous? In: Les Temps modernes, August/September 1975.

Und dann, 1975, waren wir »Historikerinnen«. Wenn Simone de Beauvoir so die Gruppe »radikaler Feministinnen« bezeichnet, die an den Sartre-Sendungen teilnahm, so ist das nichts Außergewöhnliches. Alle jungen militanten Philosophen wurden als »Historiker« taxiert, als es sich darum handelte, zu diesem Projekt von Fernsehsendungen beizutragen, die nie das Licht der Welt erblickten. Der ORTF hatte Sartre eine biographische Sendung vorgeschlagen, und dieser hatte geantwortet, dass es sich um eine kollektive Geschichte handeln würde, und zwar um diejenige der Kämpfe. Auf diese Weise entwickelten die Frauen ein Verhältnis zur Geschichte, die wiederum andere Widersprüche ans Licht brachte als diejenigen des/der Intellektuellen. Die Arbeit daran begannen einige von uns im Jahre 1973. Im Sommer 1972 hatte ich in der Rubrik »lost woman« des amerikanischen feministischen Magazins »Ms« von der Existenz der Bibliothek Marguerite Durand erfahren. Ich ging dorthin, am Tag nach einer verpatzten mündlichen Agrégation. Die Vergangenheit der Frauen aufzudecken war eine durch die Frauenbefreiungsbewegung provozierte Notwendigkeit. Die Seiten der Tageszeitung »La Voix des femmes« aus der Zeit der Revolution von 1848 umzublättern ließ die Abwesenheit der feministischen Bewegung im Mai 68 noch erstaunlicher werden. 1975 schließlich waren wir bereit, dem Widerspruch ins Auge zu sehen. Wir förderten die Unfähigkeit der vergangenen und gegenwärtigen Revolutionäre ans Licht, die feministische Kritik zu akzeptieren. Ob es sich um die freie Liebe zur Zeit der Revolution handelte, um den Pazifismus angesichts des drohenden Krieges, die soziale Funktion der Mutterschaft in Zeiten der Wiederbevölkerung – wir waren verpflichtet, es gibt kein anderes Wort, aufzuzeigen, in welchem Maße die Frauenfrage ebenso sehr mit der Arbeiterbewegung kollidierte wie mit der libertären Linken. Schon die Saint-Simonistinnen hatten in den 1830er Jahren vorgeführt, dass die Freiheit der Frauen gegen ihren Willen als Lizenz zur Verführung oder schöpferische Subversion interpretiert wurde, d. h. je nach dem Willen ihrer Gesprächspartner; ob nun in moralistischem oder in libertärem Sinne gedeutet, das Argument wurde schonungslos gegen sie ausgespielt. Heute ist der Widerspruch immer noch der gleiche. Ich experimentiere damit erneut, und zwar in der Diskussion um das Argument der »Zustimmung« (»consentement«) als Bedingung des Politischen. Ja zu einer Stellung zu sagen, die mit dem Geschlecht verbunden ist (zum Tragen des Schleiers ebenso wie zur Sexarbeit), oder nein zu einer geschlechtlichen Hierarchie zu sagen (zum Adjektiv »zustimmend« (»consentante«) heißt es immer noch in einigen Wörterbüchern: »sagt man nur von Frauen«) – ja oder nein zu sagen hat einen politischen Gehalt, den die Verfechter der individuellen Moral als einzigem Horizont ignorieren möchten.⁷ Noch heute interessiert mich die komplizierte Aufgabe, die sexuelle Freiheit und die Gleichheit der Geschlechter zusammenzuhalten, viel mehr als jede polemische Vereinfachung: Die libertäre Norm kann genau so arm sein wie die konservative Norm.

7 Geneviève Fraisse: Du consentement. Paris 2007.

Im Ganzen genommen erschien der Widerspruch ganz eklatant nicht so sehr zwischen dem Intellektuellen und dem Volk, als vielmehr zwischen den Frauen, die sich der Emanzipation verschrieben hatten, und den sich an die von ihren Vorfahren überlieferten Vorrechte klammernden Gefährten; und zwischen den Frauen selbst, wohlgemerkt. Auf diese Weise war (und ist) der Widerspruch *der* Ort des Feminismus. So lehrte uns Simone de Beauvoir, und so lernten wir, auf beschleunigte Art, die Geschichte denken, die uns mit all ihrer männlichen Gewissheit beherrscht.

Was nun aber machte Simone de Beauvoir inmitten dieses ganzen Geschichts-Aktivismus? Sie wirkte ohne Zweifel wie ein Spiegel, wie eine Offenbarung. Wir hatten diesen Widerspruch zu tragen, das war ein historisches Los, das man nicht einfach ablegen konnte. Sie war sich darüber völlig im Klaren. Dort also, wie zugleich bei der Arbeit in der Revue »Les Révoltes logiques«, lernte ich die Paradoxa und Anachronismen des feministischen Denkens denken. Aber die gemeinsam mit meinen Philosophen-Freunden um Jacques Rancière entwickelte Perspektive war konstruierter: Der dem Widerspruch zugewiesene Platz forderte weniger zur politischen Provokation heraus denn zum Verständnis der Praxis der Emanzipation durch das Denken⁸ – inmitten eines weiten Feldes unterschiedlichster Logiken der Revolte.

Man musste also dem Weg folgen, oder vielmehr den parallelen Wegen: demjenigen, der durch die von Gegensätzen und Aporien (Geschlechter und Geschlechtlichkeiten, Ähnlichkeiten und Differenzen) geprägte Landschaft führt, demjenigen der Instrumentalisierung der Kämpfe durch die Debatte um die Prioritäten (primär oder sekundär, Widerspruch?); eine Spielart von »Wer verliert, gewinnt«, Strategien, die immer wieder in Zweifel gezogen werden.⁹ Lebendiges Beispiel dieser Jahre: Wie soll man einen Vergewaltiger bestrafen und zur gleichen Zeit die Gefängnishaft anprangern? Auf der einen Seite musste man den Kampf der Frauen in die Gesamtheit der Kämpfe einordnen, auf der anderen Seite musste man ihn absondern, um niemanden zu täuschen. Von dieser Alternative war unser ganzes strategisches Denken erfüllt: Sollte man die den Erfordernissen des Krieges unterworfenen Frauen in den Vordergrund rücken, oder vielmehr die Frauen, die den Pazifismus als Widerstand verstanden; sollte man sich für die freie Liebe, die sexuelle Freiheit, begeistern, oder nicht vielmehr die Freiheit bemessen, die sie den Männern bot, bevor sie sich den Frauen eröffnete?

Das ist das, was ich lernte – das Denken des unumgänglichen Widerspruchs, und die Diskussion über die Strategie als notwendige Folgerung. Eine Ausbildung, meine Grundausbildung.

Wie sollte man sich, angesichts solcher Überlegungen, mit der allzu klassischen Entgegensetzung von weiblicher Natur und sozialer Konstruktion zufrieden geben, oder, umgekehrt, mit einem kulturellen Zwang, der das Biologische domi-

8 Les Révoltes logiques. Revue du Centre de recherches sur les idéologies de la révolte. Paris 1975-1985.

9 Geneviève Fraisse: La Controverse des sexes. Paris 2001.

niert? Schon 1949 lautete Simone de Beauvoirs Antwort, dass das Frau-Werden Vorrang hat vor dem Als-Frau-Geboren-Werden. Dieser Satz war ein Ausgangspunkt; er gestattete es mir von Beginn an, falsche Probleme zu umgehen, insbesondere das theoretische Gegenüberstellen von Natur und Kultur. In der Tat engagierte sie sich auf dem Weg der Geschichte, dem meines Erachtens einzig zielführenden. Wenn ich an diesen Vorschlag der Historizität denke, der der Vorstellung vom Werden, vom Frau-Werden innewohnt, dann kann ich ermessen, bis zu welchem Grade die aktuellen theoretischen Variationen um Sex und Gender, um das Gender, welches den Sex produziert, den Sex, der das Gender begründet, das Gefühl einer Mechanik ohne Dynamik vermitteln. Mit dem Bild des Werdens hat uns Simone de Beauvoir von Beginn an zu einer Vorstellung von Historizität eingeladen. Dort befinde ich mich immer noch.¹⁰

Aus dem Französischen von Effi Böhlke

¹⁰ Vgl. Geneviève Fraisse: Le privilège de Simone de Beauvoir. Actes Sud 2008.

Ehe versus Pakt

Wie sieht Beauvoir die Ehe?

»Von Frauen in einer weiblichen Welt erzogen, ist ihr übliches Schicksal die Ehe, die sie dem Mann praktisch noch immer unterordnet.«¹ Für ein junges Mädchen steht bei der Ehe, der Mutterschaft »das ganze Schicksal auf dem Spiel, und sobald es auch nur eine Ahnung von den damit verbundenen Geheimnissen bekommt, erscheint sein Körper ihm in hassenswerter Weise bedroht.«² »Denn die Ehe, das ist die größte Falle.«³ Ehen werden nicht aus Liebe geschlossen. Es geht »[...] nicht um die Gewährleistung des individuellen Glücks von Mann und Frau, sondern um deren ökonomische und sexuelle Verbindung auf das kollektive Interesse hin zu transzendieren.«⁴ Dabei besteht der »Fluch der Ehe« darin, dass sich Individuen nur all zu oft in ihrer Schwäche und nicht in ihrer Stärke zusammenschließen, dass jeder vom anderen etwas fordert, statt ihm etwas geben zu wollen.⁵ Die Ehe ist ein Geschäft. Sie ist die »einzige Karriere der Frauen. Der Mann hat sechs- und dreißig Chancen, die Frau nur eine einzige, die Null wie beim Roulette.«⁶ »Die Ehe ermutigt den Mann zu einem launischen Imperialismus.«⁷

Das Prinzip der Ehe ist obszön. Es handelt einen Austausch, der auf spontaner Hinwendung beruhen muss, in Rechte und Pflichten, von denen eine die Mutterschaft ist. Und die »Mutterschaft ist heute wahre Sklaverei.«⁸ »Hinzu kommt die Mystifizierung der Mutter-Kind-Beziehung. Wenn die Leute dermaßen Wert auf Familie und Kinder legen, dann tun sie das, weil sie insgesamt in einer solchen Einsamkeit leben.«⁹ Deshalb müsse das »Familien-Ghetto« gesprengt werden.¹⁰

Und: »Seit dem Aufkommen der höfischen Liebe ist es ein Gemeinplatz, dass die Ehe die Liebe tötet.«¹¹ Denn: »Der Zweck der Ehe ist nämlich in gewisser Weise, den Mann gegen seine Frau zu immunisieren. Ehe ist Knechtschaft. Ehe und Zeugungswille schützen vor den Verstrickungen der Erotik.«¹² Vor allem,

1 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Reinbek bei Hamburg 2008, S. 333.

2 Ebenda, S. 369.

3 Ebenda, S. 247.

4 Ebenda, S. 527.

5 Ebenda, S. 662.

6 Ebenda, S. 424.

7 Ebenda, S. 583.

8 Alice Schwarzer: Simone de Beauvoir heute. Gespräche aus zehn Jahren. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 71.

9 Ebenda, S. 74.

10 Ebenda, S. 73.

11 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, a. a. O., S. 246.

12 Ebenda, S. 226.

wenn die Frau jung ist, »liegt in der Ehe eine Irreführung, da sie mit der Absicht, die Erotik zu sozialisieren, nur erreicht hat, diese zu töten.«¹³ Dem Mann dagegen verbietet nichts, untergeordnete Geschöpfe zu nehmen und sie zu beherrschen – innerhalb wie außerhalb der Ehe. Für sie wird die Liebe zur ehelichen Liebe, die eheliche Pflicht oft zur widerwärtigen Last. »Für immer derselbe Ehemann, für immer dieselbe Bleibe. Sie hat nichts mehr zu erwarten, nichts Wichtiges mehr zu wollen.«¹⁴ »Und die zur Einsamkeit und leeren Existenz verurteilten Ehefrauen richten sich gern in ihrer übellauligen Gereiztheit ein. Die Tragödien und Niederträchtigkeiten des Ehelebens liegen in der Institution selbst.«¹⁵

Wie kommt Beauvoir zu diesem vernichtenden Urteil?

Zunächst spiegelt dieses erlebnisgestützte vernichtende Urteil Simone de Beauvoirs die Ehe ihrer Eltern. Sie erlebte den sozialen Abstieg der aus großbürgerlichem Hause stammenden Familie Beauvoir und wird Zeugin der damit verbundenen nächtlichen Auseinandersetzungen. Immer wieder geht es um Geld, immer weniger entspricht das familiäre Leben der nach außen aufrecht erhaltenen großbürgerlichen Fassade. Der Vater Beauvoirs war der in Gesellschaft agierende Freigeist, ihre Mutter, die gläubige Katholikin, das Rückgrat der Familie. Sie sorgte für den Alltag, war zuständig für die Erziehung der Kinder und erzog sie nach streng katholischen Normen. Sie duldete bei ihren Töchtern weder geschlossene Türen, noch geschlossene an sie gerichtete Briefe. »Für sie gab es nichts als unablässige Pflichterfüllung [...].«¹⁶ Sie lebte danach, dass eine Ehefrau sich ihrem Mann unterzuordnen und für ein Heim zu sorgen habe, das in angemessener Weise die gesellschaftliche Stellung des Gatten widerspiegelt.

Zu ihrem Vater hatte Simone de Beauvoir weder eine seelische, noch eine physische Beziehung – »[...] man könnte auch sagen, »überhaupt keine zwischenmenschliche Beziehung [...].«¹⁷ Sie erlebte das Fremdgehen ihres Vaters, der morgens nach Hause kam, nach Alkohol roch und verlegene Bridge- oder Pokergeschichten erzählte. Sie erlebte das Schweigen ihrer Mutter, die darin geübt war, peinliche Wahrheiten zu übersehen. Und so kommt Beauvoir zu dem Schluss, dass die bürgerliche Ehe eine »widernatürliche« Einrichtung vor allem für die Frauen ist und zu ihrer Knechtschaft führt. »Dies konnte ich allein schon in ihrem Falle entnehmen.«

Aber nicht nur ihr privates Leben führte sie zu einem vernichtenden Urteil über die Ehe als Institution.

13 Ebenda, S. 247.

14 Ebenda, S. 570.

15 Ebenda, S. 591.

16 Deirdre Bair: Simone de Beauvoir. Eine Biographie. München 1990, S. 65.

17 Simone de Beauvoir, zitiert nach ebenda, S. 66.

Frauen- und Familienbild in Frankreich

Nach den Aufbrüchen in den 1920er Jahren, als das Frauenbild in Frankreich zumindest in den Modemagazinen eine junge dynamische Frau mit Bubikopf und Charlestonkleid zeigte, die Mode einher ging mit Individualisierung und Demystifizierung des Weiblichen und die Frauen selbstbewusst in Schulen, Universitäten und auf den Arbeitsmarkt drängten, auch zu mehr Mitspracherecht in Gesellschaft und im öffentlichen Leben, vollzog sich ab den 1930er Jahren der konservative kulturelle, soziale und politische Rollback auch in Frankreich, sichtbar in der Familien- und Arbeitsmarktpolitik. Gemäß dem Dogma der katholischen Kirche – und die Lebensweise der Franzosen in dieser Zeit war vor allem in den Provinzen stark katholisch geprägt – wird wieder das Bild der Frau als Hausfrau und Mutter propagiert und in der Verkündigung von Papst Pius XI. fest verankert. Danach schwäche die Arbeit außer Haus die Moral der Frauen und werde zu einer Bedrohung für die Erziehung der Kinder. Sich darauf stützend, übernimmt nun der Staat die Verantwortung, Mütter und Kinder zu schützen, und fördert vor allem aus bevölkerungspolitischer Perspektive die Familie als Institution. Erst mit dem in diesem Sinne formulierten »Code de la Famille« erhält die Frau als Mutter 1939 erstmals die volle Geschäftsfähigkeit.

Das Frauenbild und die Frauenpolitik in Frankreich waren von Beginn an von zwei vorherrschenden Impulsen geprägt: von »pronatalisme« und »familialisme«. Die Stärkung der Mutterschaft sollte zur Steigerung der Geburtenrate führen. Unter dem Vichy-Regime (1940-1944) wurden Kindererziehung und Haushaltsführung zur vaterländischen Pflicht der Frauen. Begründet wurde dies mit der Physis und Psyche der Frau, mit ihrem primären Fortpflanzungs- bzw. Gattungszweck. Frauen besitzen danach eine besondere Form der Intelligenz, die sich von der männlichen unterscheidet und sie für das häusliche Leben und die Mutterrolle vorbestimmt. Erst die Mutterschaft ver helfe der Frau zu wahrer geistiger und körperlicher Blüte.¹⁸ Und selbst Antiklerikale und Republikaner wie Jean-Pierre Proudhon sahen in der Mutterschaft die oberste natürliche Bestimmung der Frau. Die Familie war das Herzstück der Gesellschaft und die Berufung der Frau; deren Erwerbslosigkeit wurde in dieser Zeit wieder zur bürgerlichen Grundnorm. An Heim und Herd sollte die Frau arbeiten und Glück und Frieden für die ganze Familie stiften.

Gleichzeitig wurden Abtreibungen in Frankreich mit härtesten Strafen versehen, die unter dem Vichy-Regime nochmals verschärft wurden. 4 000 Menschen wurden allein zwischen 1942 und 1944 wegen Hilfe zur Abtreibung verurteilt. Noch 1943 wurde eine Frau wegen Abtreibung guillotiniert. Ehebruch durch die Frau wurde mit Geldbuße oder einer Haft von drei Monaten bis zu drei Jahren be-

18 Julia Drost: Mode unter dem Vichy-Regime. Frauenbild und Frauenmoden in Frankreich zur Zeit der Deutschen Besatzung (1940-1944). Pfaffenweiler 1998, S. 38.

straft. Das Unterrichtsfach Haushaltslehre wurde für Mädchen zum Pflichtfach – auch in der höheren Schulbildung.

Dieses traditionelle Familienbild wird bis in die 1960er Jahre aufrecht erhalten, erst seit den 1980er Jahren nimmt der Staat zum Familienstand neutralere Positionen ein, erst seit dieser Zeit sind verheiratete und nicht verheiratete Paare weitgehend gleichgestellt. Seit den 1970er Jahren wird vor dem Hintergrund eines Arbeitskräftemangels das Leitbild der erwerbstätigen Mutter etabliert.¹⁹

Geprägt wurde Beauvoir also vor allem auch durch das traditionelle Familien- und Frauenbild, wie es seit den 1930er Jahren vorherrschte: die Frau mit ihrer Bestimmung als Ehefrau und Mutter. Angesichts dieser starken Prägungen waren für sie die sich allmählich vollziehenden Veränderungen der Stellung der Frau zunehmend auch als erwerbstätige Frau kaum wahrnehmbar. 1954 waren in Frankreich immerhin 59 Prozent der Frauen erwerbstätig, ein Anteil, der sich bis 1975 auf 84 Prozent erhöhte.²⁰

Was ist Beauvoirs Antwort auf dieses Frauen- und Familienbild?

Vor dem Hintergrund eigener und gesellschaftlicher Wirklichkeiten lehnen Beauvoir und Sartre die Ehe als Institution ab. »Wir lehnten sie grundsätzlich ab [...]. Wir waren allen Institutionen feindlich gesinnt, weil in ihnen die Freiheit aufgegeben wird.«²¹ Das gilt in besonderem Maße für die Ehe, die Freiheit tötet und zur Knechtschaft führt. Das beginnt mit der Freiheit der Partnerwahl, der Freiheit, sein Leben zu gestalten, einschließlich der Freiheit, sich als Frau für oder gegen Kinder zu entscheiden. Freiheit und Ehe schließen nach dem Verständnis von Beauvoir und Sartre einander aus. Ehe und freie Sexualität bzw. erotische Werte stehen sich aus der Sicht beider antagonistisch gegenüber. Aber wie frei sind beide in der von ihnen gewählten Lebensform, im Pakt?

Der Pakt

Es ist Sartre, der Beauvoir auf einer Bank vor dem Louvre einen Pakt zunächst für zwei Jahre vorschlägt. Er war zu diesem Zeitpunkt (1929) 24, sie 21 Jahre alt. Im Gegensatz zur fest gefügten Institution Ehe wollten sie eine offene Beziehung führen, dabei die Praxis der Liebe neu erfinden mit eigenen, frei gewählten Regeln. Das hieß zunächst, für die Dauer von Sartres bevorstehender Militärzeit einander treu zu sein, dann aber wolle man einander jede sexuelle Freiheit lassen.

19 Anne Rüling, Karsten Kassner: Familienpolitik aus der Gleichstellungsperspektive. Ein europäischer Vergleich. Friedrich-Ebert-Stiftung. Berlin 2007, S. 21 f.

20 Rose-Marie Lagrave: Eine Emanzipation unter Vormundschaft. Frauenbildung und Frauenarbeit im 20. Jahrhundert. In: Françoise Thébaud: Geschichte der Frauen. Band 5, 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2006, S. 500.

21 Simone de Beauvoir: In den besten Jahren. Reinbek bei Hamburg 2008, S. 69.

Ihre Liebe sei »notwendig« und daher unzerstörbar und verbunden mit dem Versprechen vollkommener Aufrichtigkeit. Das bedeute jedoch nicht, auf alle nicht-notwendigen, zufälligen, also »kontingenten« Liebesbeziehungen verzichten zu müssen, die ihnen das Leben bieten würde. Aber man würde darüber einander in aller Aufrichtigkeit berichten, nichts voreinander verbergen, vollkommene Transparenz für sich in Anspruch nehmen.

Der Pakt verstand sich als Gegenentwurf zum vorherrschenden Gesellschafts- und Frauenbild, als Ausdruck absoluter Freiheit und Gleichheit der Geschlechter. Seine Regeln sollten frei sein von traditionellen Normen und für Mann und Frau gleichermaßen gelten.

Die Realität dieses Paktes jedoch relativierte mit der Anerkennung der Überlegenheit Sartres seinen Anspruch auf absolute Gleichheit und Freiheit und führte zur realen Ungleichheit der im Pakt Vereinten. Das Verschwinden im »wir« war zunächst auch nicht Ausdruck einer Symbiose von zwei gleichgewichtigen Philosophen – dem Denker und der Denkerin. Während sein Name für einen neuen philosophischen Ansatz stand, war ihr Name es, der zunächst im »wir« verschwand. Ebenso verschwand hinter dem kategorischen Imperativ des »wir« die autonome und immer wieder aufbrechende Gefühlswelt Beauvoirs.

Der Pakt bedeutete mit seiner Institutionalisierung als Anti-Ehe ein Leben ohne Haushalt und ohne Mutterschaft. Ihn prägten die Überlegenheit Sartres und die Verknüpfungen ihrer notwendigen und zufälligen Liebesbeziehungen, gebunden an unbedingte Transparenz und Rationalisierung der Gefühle.

Sartres Überlegenheit

Beauvoir hatte mit Sartre ihren idealen Lebenspartner gefunden, »der ihr wunschgemäß um eine Spur überlegen ist, da sie ihn sonst nicht bewundern könnte.«²² Sie selbst beschreibt in der Schlüsselszene im Jardin du Luxembourg ihr Scheitern bei dem Versuch, ihre eigenständige Philosophie zu entwickeln. Ich setzte ihm »[...] jene pluralistische Moral auseinander, die ich mir zurechtgelegt hatte [...] er zerpflückte sie mir ganz und gar [...] drei Stunden lang kämpfte ich um sie. Dann musste ich zugeben, dass ich geschlagen war.«²³ Als intellektuell Geschlagene schließt sie ihren Pakt mit Sartre. Er ist für sie der »frei gewählte Entwurf« – »das Double, in dem sie mit Erregung alles wieder fand, wovon sie selbst besessen war.«²⁴ Sein Werk ist wichtiger. Auch deshalb liest und kommentiert sie Sartres Texte unabhängig von ihrer eigenen Arbeitslast – es gehört zu ihrem alltäglichen Arbeitspensum; während Sartre ihre Texte, wenn überhaupt, nach seinem Tagewerk las – »nie vollständig und nie mit dem gleichen kritischen Blick wie sie.«²⁵

22 Monika Pelz: Simone de Beauvoir. Leben Werk Wirkung. Frankfurt am Main 2007, S. 19.

23 Simone de Beauvoir: Memoiren einer Tochter aus gutem Hause. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 496.

24 Toril Moi: Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt am Main 1977, S. 62 f.

25 Deirdre Bair: Simone de Beauvoir, a. a. O., S. 209.

Denn er war der wichtigere Philosoph, er war sehr sensibel, er wollte immer von allen geliebt werden. Außerdem – und das ist Beauvoir wichtig – »übernimmt man innerhalb einer Paarbeziehung zwangsläufig bestimmte Formen des Rollenverhaltens und Verpflichtungen für den anderen.«²⁶ Vor diesem Hintergrund spricht Beauvoir bei der Beschreibung ihrer Beziehung zu Sartre von einer Art »Osmose«.²⁷ Es war ein »Wir« mit unterschiedlichen Ansprüchen. Für Beauvoir wurde dieses »Wir« umso mehr zur unumstößlichen Tatsache, zur Festung, je zerrissener sie sich fühlte in Gegenwart zahlloser zufälliger Liebensbeziehungen Sartres. Erst sehr spät erklärte Beauvoir, dass der Satz: »Wir sind eins« auch Ausflucht war aus der sie quälenden Dreiecksbeziehung mit Olga. Zu sehr lag ihr daran, mit Sartre völlig überein zu stimmen, und so sah sie eben »Olga mit seinen Augen.«

»Wir opferten unsere Stimmungen und alles, was noch an Wirrnis in uns sein möchte, dieser permanenten und gesteuerten Liebe, die wir konstruiert hatten«²⁸, schrieb Sartre später in seinen Tagebüchern. An dieser Konstruktion hielten sie fest, auch Beauvoir, die ihre wirklich leidenschaftliche Liebe²⁹ mit Nelson Algren, ihr Leben mit dem Verleger Lanzmann und ihre Begegnungen mit erotischen Frauen ihrem einzigartigen Pakt unterordnete. Sartre dagegen liebte, was und wen auch immer er wollte, als Teil notwendiger existenzieller Erfahrungen und Teil ihres gemeinsamen Paktes.

Der Pakt – die Anti-Ehe

Sie siezten sich, wohnten im selben Hotel, manchmal auf derselben Etage, aber nie zusammen. Sie verbrachten gemeinsame Zeiten, auch gemeinsame Ferien, die sich nach seinem Kalender richteten, man war zusammen, aber eben nicht immer, meist nur teilweise.

Sie lebten frei von der Knechtschaft des Haushaltes, frei von der Knechtschaft der Mutter, frei für offene Beziehungen notwendiger und zufälliger Lieben. Sie hatte auch nie den Wunsch nach einem Kind.³⁰ Die spätere Adoption von Sartres Tochter war kein nachgeholtter Kinderwunsch, sondern »praktische Vorsichtsmaßnahme« zur Wahrung der Rechte der Werke Sartres, zur Verwaltung seines intellektuellen Erbes. Auch Beauvoir adoptierte aus gleichem Grunde später Sylvie Le Bon de Beauvoir.

Es war das bewusst gelebte Anti-Modell zur traditionellen Ehe, zum Alltag voller Abhängigkeiten und langweiliger Gewohnheiten. »Damals wollten wir nicht nur nicht zusammenwohnen, sondern sozusagen überhaupt nicht wohnen.«³¹ Das Leben im Hotel bedeutete ihnen Unabhängigkeit und eine Lebensweise, in

26 Ebenda, S. 259.

27 Alice Schwarzer: Simone de Beauvoir heute, a. a. O., S. 53.

28 Jean-Paul Sartre: Tagebücher November 1939 – März 1940. Reinbek bei Hamburg 1984, S. 116.

29 Deirdre Bair: Simone de Beauvoir, a. a. O., S. 425.

30 Alice Schwarzer: Simone de Beauvoir heute, a. a. O., S. 49.

31 Ebenda, S. 47.

der es Beauvoir erspart blieb, die weibliche Rolle als Hausfrau und Mutter zu spielen. Nur einmal im Krieg erinnert sie sich – als sich jemand um Lebensmittel, um Fahrkarten und so weiter kümmern musste, kochte sie ein wenig, denn Sartre war als Mann dazu völlig unfähig.³² Immer wieder betonte Beauvoir, dass ihr Leben eben nicht auf »einer institutionellen, familiären« oder wie auch immer getarteten Grundlage beruhte.

Aber selbst dieser »Gegenalltag« blieb – wie jede andere langjährige Beziehung auch – nicht frei von Routinen und Gewohnheiten. Und so musste die Beibehaltung dieser Lebensweise verhindern, dass sich eine »lähmende Seite der Ehe« sich breit machte, die offensichtlich auch ohne Trauschein selbst dieser außergewöhnlichen Paarbeziehung drohte.

Der Pakt als Leben mit notwendiger und zufälliger Liebe in völliger Transparenz

Beauvoir hatte ihre Sexualität mit Sartre entdeckt, und diese war ihnen in den ersten zwei, drei Jahren ihrer Beziehung sehr wichtig gewesen. Doch bereits vor der Verlängerung ihres Paktes 1939 zu einem lebenslangen Pakt beschränkte sie sich nur noch auf »seltene Gelegenheiten«.³³

Für Beauvoir – damals 31 Jahre alt – war dies mit dem Wissen um ihre einzigartige intellektuelle Paarbeziehung jenseits aller traditionellen Konventionen und Erwartungen kein Problem. »Eigentlich hatte ich immer nur die Bedürfnisse, die auch realisierbar und an eine bestimmte Person gebunden waren«³⁴, erklärte sie in einem Interview mit Alice Schwarzer. Und dies erklärte sie auch für Sartre, für den, anders als sein Jagdfieber vermuten ließe, der sexuelle Akt keine große Bedeutung hatte. Sie stellten der traditionellen Ehe, Familie und Mutterschaft, der Treue der Frau und der gesellschaftlich akzeptierten Untreue des Mannes, ihre Theorie der notwendigen Liebe entgegen, die unerlässlich durch die Kenntnis seiner und ihrer Zufallslieben zu ergänzen und in völliger Transparenz zueinander zu leben sei.

Erst so wären existenzielle Erfahrungen möglich, die sie als gelebten Teil ihrer philosophischen Ansätze verstanden. Der Mensch begreift sich selbst nur im Erleben seiner selbst, er ist frei in seinen Handlungen und trägt hierfür die Verantwortung, eine Bürde, die ihn immer wieder zur »mauvaise foi«, zur Unaufrichtigkeit oder Selbstlüge treibt. Der Mensch ist das einzige Wesen, das verneinen kann, einen Bezug zu dem Noch-Nicht oder Nicht-Mehr hat und deshalb lügen kann. Dies ist Teil der ontologischen Struktur des Menschen. Folgerichtig ist für Sartre die Transparenz des freien Handelns, das unbedingte Festhalten an der Wahrheit konsequenter Teil seiner Lebensweise. »Ich habe das Gefühl, dass ich immer die

32 Ebenda, S. 55.

33 Deirdre Bair: Simone de Beauvoir, a. a. O., S. 260.

34 Alice Schwarzer: Simone de Beauvoir heute, a. a. O., S. 82 f.

Wahrheit sagte [...] man sagt sie nicht immer gleich, vielleicht Tage später, aber man sagt sie, immer, alles. Ich zumindest«³⁵, war seine Antwort auf die Frage nach dem Stellenwert der Wahrheit in der Beziehung zu Beauvoir. Bemerkenswert ist hierauf die Antwort von Beauvoir: »wir sind Intellektuelle und wissen sehr genau [...] ob man es heute sagen muss oder Tage später, ob man taktieren muss [...]. Aber man kann nicht allen Paaren raten, sich immer brutal die Wahrheit zu sagen. Manchmal ist es so eine Art, mit der Wahrheit umzugehen, die zur aggressiven Waffe wird – Männer machen das oft. Es ist ein Glück, wenn man sich alles sagen kann, aber es ist kein Wert an sich.«³⁶

War es ein Glück? Sartre konfrontierte Beauvoir mit einer Art »Jagdfieber«. »Er war unersättlich geworden. Fast jede Frau, mit der er Kontakt hatte, musste er haben.« In seinen Briefen finden sich detaillierte Beschreibungen, Empfindungen und Gefühle während des Zusammenseins mit anderen Frauen, die er mit Beteuerungen seiner Liebe für Beauvoir beendete.³⁷ Was fühlte Sartre, als er ihr all diese Briefe schrieb, und was glaubte er, würde Beauvoir fühlen, wenn sie seine Briefe las? Oder verschwand für beide diese Frage hinter ihren philosophischen Grundannahmen von unmittelbaren existenziellen Erfahrungen?

Anders als in den rationalen Erklärungen ihrer Interviews kommt Beauvoir in ihren Büchern immer wieder auf das Thema der intellektuellen Frau zurück, die sich erotisch-theoretische Beziehungen wünscht und zugleich vor unkontrollierter Leidenschaft zurückweicht, nachvollziehbar bei der unerträglich qualvollen Darstellung eines wollüstigen Lächelns einer von Lust überwältigten Frau. Sie erträgt nicht die Darstellung von Lust, die ihr mit Sartre versagt bleibt, die sie für sich nicht zulassen kann, sondern die für sie zur unkontrollierten Gefahr und zu ungewollter Abhängigkeit wird. »Am schlimmsten ist es für Frauen, die das Unglück haben, Sexualität mit Männern so beglückend zu finden, dass sie mehr oder weniger abhängig von Männern werden. [...] Im Namen der Liebe werden Frauen erniedrigt und ausgebeutet und lassen sich ausbeuten«³⁸, erklärte sie im Interview mit Alice Schwarzer 1973. Ihr bleibt die Abwertung von sexueller Lust, die sich gegen die Rationalität ihrer Lebensweise stellt und einhergeht mit einer bereits in jungen Jahren empfundenen Körperfeindlichkeit. Diese zieht sich auch wie ein roter Faden durch »Das andere Geschlecht«.

Aber auch sie muss ihre Emotionen und Gefühle verarbeiten, und sie verarbeitet sie, indem sie schreibt. »Das Begehren der Frau verwandelt den Körper des Mannes in Philosophie«, schreibt Toril Moi bezogen auf Beauvoir und zitiert damit Michèle Le Doeuff. Und die Philosophie Beauvoirs realisiert sich in der Produktion von einzigartiger Literatur als Zeugnis einer neuen lebensweltlichen Erfahrung. Beauvoir erweitert so ihren Pakt mit Sartre und vergesellschaftet ihn

35 Ebenda, S. 50.

36 Ebenda, S. 51.

37 Deirdre Bair: Simone de Beauvoir, a. a. O., S. 254.

38 Ebenda, S. 75.

auf diese Weise. Ihre Fähigkeit, mit Gefühl und Geist öffentlich und in besonderer Weise produktiv umzugehen, war und bleibt zugleich Herausforderung.

Der Pakt – geniale Provokation, aber kein gesellschaftlich lebensfähiges Modell

Der Pakt ist zunächst eine geniale Provokation gegen den herrschenden Zeitgeist. Er ist das institutionalisierte Gegenbild zur traditionellen Ehe. Der Pakt – als frei gewählte, von staatlichem und gesellschaftlichem Einfluss bewusst frei und fern gehaltene Institution – bedeutet das völlige Infragestellen des herrschenden Frauen-, Ehe- und Familienbildes.

Der Pakt ist das Aufbäumen gegen die Institution Ehe, die sich aus der Sicht Beauvoirs gegen jeden Freiheitsanspruch, gegen jede Einengung und Entfaltung der Frau richtet. Er ist vor diesem Hintergrund eine linke Erfahrung, anders zu leben, für Beauvoir verbunden mit einer Freiheit zur Produktivität. Mit ihrer Lebensweise als öffentliches Schriftstellerpaar, mit ihren Büchern provozierten sie gesellschaftliche Gegenöffentlichkeit, ein Rütteln an herrschender kultureller Hegemonie auch der katholischen Kirche, die das Privatleben jener Zeit im Bündnis mit den jeweils politisch Herrschenden breiter gesellschaftlicher Mehrheiten prägte.

Beauvoir und Sartre schleuderten mit ihrem Pakt der französischen Öffentlichkeit ihr »Antibild« zur Ehe entgegen. Bewusst entschied sich Beauvoir zur *Nicht*ehe – zum freien Leben in Partnerschaft(en), zum *Nicht*haushalt in Hotelzimmern, zur *Nicht*mutterschaft, also gegen all das, was nach vorherrschender Meinung das Wesen von Frau-Sein beinhaltet. Nichts sollte ihre freie Liebe einschränken, als ihre freie Liebe selbst.

Doch an die Stelle der mystifizierten Ehe und Mutterschaft setzte Beauvoir die Mystifikation ihres Paktes, ihrer Beziehung zu Sartre. Ein lebenslanger Pakt, in den sich Beauvoir als intellektuell Unterlegene hineinbegibt und ihrem Selbstverständnis nach bleibt – bis dass der Tod sie scheidet. Welche Freundschaften, Liebschaften oder leidenschaftliche Liebe Beauvoir auch immer eingeht, all diese Beziehungen bleiben der einen Beziehung zu Sartre untergeordnet. Und was sie an dieser Beziehung krank oder depressiv machen konnte, wurde verdrängt, verleugnet oder rationalisiert in Worte, Bilder, Bücher transzendiert. Eine leidenschaftlich liebende Frau, die sich leidenschaftlich in die französische Öffentlichkeit einschrieb.

Der Pakt in seiner konkreten Ausgestaltung war jedoch kein gesellschaftlich lebensfähiges Modell alternativer Lebensweise, auch nicht unter den Linken. Zu extravagant war das Leben im Hotel, zu widersprüchlich der Pakt zwischen Anspruch und Realität mit seinen dominierenden Seiten, Asymmetrien, seiner unbedingten Transparenz als permanente Herausforderung, deren Spannungen immer

wieder neu bearbeitet, gelöst werden mussten, zu anstrengend, zu ausschließlich und – denkt man/frau an den Wunsch nach Kindern – zu ausschließend – eben ein Leben in Extremen. Nicht die *Extreme* dieses Paktes, sondern die mit ihm verbundene Infragestellung der Institutionen und vorherrschender Gesellschaftsbilder wie das Frauen, Familien- und Ehebild, wirkten nachhaltig. Insofern verbindet sich mit dem Pakt »der lange Atem der Provokation.«

Was bleibt? Der Pakt als Infragestellung bisheriger Lebensweisen, als Ermunterung, alternative Wege zu gehen. Dazu gehörte die Bildung von Kommunen, die Schaffung von Frauen- und Kinderläden insbesondere in Deutschland, die freie Wahl von Lebensgemeinschaften ohne Trauschein, auch in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Seine Wirkung und Nachhaltigkeit besteht vor allem in der Aufforderung: Suche deinen Weg, bestimme ihn frei, bestimme selbst über dein Leben. Dass dies Voraussetzungen braucht, wie die Teilhabe an Arbeit, an gleichen sozialen und politischen Rechten, hat Beauvoir immer wieder betont. Dass diese erkämpft werden müssen und dafür gesellschaftliches Engagement notwendig ist, haben beide gelebt.

Für Frankreich war außerdem die Mobilisierung der Frauenbewegung gegen die Kriminalisierung der Abtreibung bedeutsam, und dies vor dem Hintergrund des Verständnisses französischer Familienpolitik maßgeblich als Bevölkerungspolitik der »Politik des dritten Kindes«, d. h. erst mit diesem wurde bis in die 1980er Jahre Kindergeld gezahlt. Anfang der 1990er Jahre folgte erst die Hinwendung zum zweiten Kind. Auch in dieser Bewegung fand sich Beauvoir. Sie gehörte 1971 zu den 343 Frauen, die öffentlich bekannten, abgetrieben zu haben.

Und heute?

Der Wandel und die Ausdifferenzierung von Lebensweisen und Familienformen prägt heute sowohl die individuellen Lebensläufe als auch den Wandel der Institutionen, einschließlich der Ehe. Individualisierungsprozesse, sozialstaatliche Absicherung, gestiegener Wohnungsbestand und der allgemeine Wertewandel führten zu einer Ausdifferenzierung und Pluralität von Lebensformen, die gesellschaftlich weitgehend akzeptiert sind. Auch die Spannbreite familialer Lebensformen ist größer geworden und ergibt ein buntes Bild von Normal-, Stief-, Pflege-, Adoptivfamilien, Einelternfamilien oder gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit Kindern. Darüber hinaus ergänzen Scheidungs- und Fortsetzungsfamilien aller Art das Bild gegenwärtiger Lebensweisen. Allein in Deutschland leben 12 Prozent der Kinder in Einelternfamilien.³⁹ Auch dies führte in Deutschland zur Erweiterung des Begriffs von Familie als einer durch Generationendifferenzierung

39 Rosemarie Nave Herz: Der Wandel der Familie: Eine familiensoziologische Perspektive. Göttingen 2000, S. 20 ff.

gekennzeichneten Lebenseinheit, geprägt durch Nähe, Privatheit, Intimität und Abgrenzung. Damit wird der Begriff der Familie nicht mehr an die Ehe gebunden, und dennoch ist diese in Deutschland noch immer die gesetzlich privilegierte Form, wie das Festhalten am Ehegattensplitting immer wieder deutlich macht.

Bemerkenswert sind heute die Wertungen der jungen Generation zu Ehe und Familie, wie sie in der Shellstudie von 2006 dargestellt werden: Ehe und Familie bedeuten für viele einen »Heimathafen, von dem aus sich die anderen Lebenswelten erschließen«. ⁴⁰ Aus der Sicht der befragten Jugendlichen haben sich in den letzten 30 Jahren bei ca. einem Drittel Verbesserungen der Familiensituation ergeben, bei ca. einem Drittel hat sich die Situation verschlechtert. Das untere Drittel prägt lang anhaltende Arbeitslosigkeit von einem oder beiden Elternteilen, niedriger Bildungsgrad, schlechte Integration in das soziale Umfeld. Dies ist deshalb problematisch, weil die gesamte Lebenseinstellung Jugendlicher maßgeblich von den familiären Ausgangsbedingungen geprägt wird. Die Kluft zwischen verschiedenen Familienkulturen nimmt zu – nicht nur bezogen auf soziale und kulturelle Ungleichheiten, sondern auch bemessen am Anteil der Zeit, den Eltern mit ihren Kindern verbringen. Die wenigste Zeit verbringen alleinerziehende Erwerbstätige mit ihren Kindern. Dies beklagen z. B. 35 Prozent der befragten Kinder in der Studie »Kinder in Deutschland 2007«. Der zweithöchste Anteil mit 28 Prozent betrifft Kinder, deren Eltern arbeitslos sind, der Durchschnitt liegt bei 13 Prozent. ⁴¹

72 Prozent der befragten Jugendlichen sind laut Shellstudie der Meinung, dass man eine Familie zum Glückhsein braucht, nur 17 Prozent glauben das nicht. Davon liegt der Anteil junger Frauen bei 76 Prozent, bei jungen Männern bei 69 Prozent. ⁴²

Familie aber bedeutet nicht mehr zwingend die Entscheidung zur Ehe. »Treue ja, heiraten nein« – d. h. 39 Prozent wollen heiraten, davon 43 Prozent junge Frauen und 36 Prozent junge Männer. Im Osten Deutschlands gilt dies nur für 33 Prozent der Befragten, im Westen sind es 41 Prozent. ⁴³ Nur 44 Prozent der Befragten erklären, dass zu einer Familie auch Kinder gehören, ca. 30 Prozent sind nicht dieser Meinung. Auf die Frage nach *eigenen* Kindern stellt sich dies anders dar: 62 Prozent der Befragten wollen eigene Kinder, aber sie gehören nicht mehr zwingend zum »Glückhsein«. Interessant: je höher die soziale Schicht, desto stärker der Kinderwunsch. Dieser liegt bei unteren sozialen Schichten zwischen 51 bis 59 Prozent, bei mittleren und oberen bei 61 bis 70 Prozent. ⁴⁴ Es gehört also zunehmend zur Normalität von Frauen, sich für ein Leben ohne Kinder zu entscheiden, oder für ein Leben mit Kindern, aber *ohne* Mann. Dazu kommt, dass fast jede zweite Ehe in Deutschland wieder geschieden wird.

40 Shell Deutschland Holding: Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Bonn 2006, S. 49.

41 World Vision Deutschland e.V. (2007). Kinder in Deutschland 2007, S. 3,

<http://www.worldvisionkinderstudie.de/downloads/zusammenfassung-kinderstudie2007.pdf>

42 Shellstudie, S. 50.

43 Shellstudie, S. 56.

44 Shellstudie, S. 52 f..

Und noch etwas ist bemerkenswert. Die Familie ist in westeuropäischen Gesellschaften nicht mehr die dominante Lebensform. Nur noch ein Drittel aller Haushalte sind Familienhaushalte. Das liegt zum einen an der geringeren Zahl geschlossener Ehen, zum anderen daran, dass die Familienzeit nicht mehr wie vor 100 Jahren die Hälfte des Lebens, sondern nur noch ein Viertel der Lebenszeit umfasst. Auch vor diesem Hintergrund muss sich das Verhältnis von Ehe und Familie als generationenübergreifende Lebensgemeinschaft verändern. Damit aber muss sich ebenso das Selbstverständnis von Eltern- und Paarbeziehung und die Mutterrolle selbst verändern.

Auch das Leben in Kommunen und Wohngemeinschaften ist längst nicht mehr ungewöhnlich und wird inzwischen oft eher aus finanziellen Gründen gewählt, als aus dem Wunsch nach alternativer Lebensweise. Kommunen und Wohngemeinschaften gehören inzwischen zur vielfältigen Normalität europäischer Gesellschaften. 23 Prozent der Jugendlichen in Deutschland leben heute in alternativen Lebensformen. In Großbritannien und Frankreich wird fast jedes zweite Kind außerehelich geboren, in Schweden sogar mehr als die Hälfte der Kinder.⁴⁵

Auch die Sexualität ist in europäischen Gesellschaften nicht mehr nur an die Institution der Ehe gebunden und darf bereits vor der Ehe praktiziert werden.

Wie dünn jedoch gerade an dieser Stelle die Decke der Zivilisation ist, zeigt die Zahl der Ehrenmorde in Deutschland. Innerhalb der letzten zehn Jahre sind in der BRD 48 Menschen (36 Frauen und 12 Männer) durch so genannte Ehrenmorde ums Leben gekommen, 22 weitere überlebten die Angriffe. 2008 haben sich in Deutschland 197 Frauen und Mädchen bei der Menschenrechtsorganisation Terre des Femmes gemeldet, die von einer Zwangsehe oder Gewalt im Namen der »Ehre« bedroht oder betroffen waren. 378 versuchte oder zustande gekommene Zwangsverheiratungen sind 2007 in Berlin registriert worden.⁴⁶ D. h., die Vielfalt der oben skizzierten Wertvorstellungen und Lebensweisen, die freie Partnerwahl und das als Frau weitgehend selbst bestimmte Leben, gelten primär für westeuropäische Gesellschaften. Das Leben von Frauen in Regionen mit stark religiös geprägten oder fundamentalistischen Familientraditionen wird hier nicht beschrieben. Erinnert sei hier auch an die 140 Millionen Frauen, die an ihren Genitalien beschnitten wurden, und täglich kommen noch immer mehr als 8 000 Opfer hinzu. 20 000 von ihnen leben in Deutschland.⁴⁷

45 Annelie Rüling, Karsten Kassner: Familienpolitik aus der Gleichstellungsperspektive. Ein europäischer Vergleich. Friedrich Ebert Stiftung. Berlin 2007, S. 28.

46 <http://www.taz.de/regional/berlin/aktuell/artikel/1/senat-entdeckt-die-zwangsehe>, abgerufen am 5.3.2009.

47 <http://www.netzeitung.de/politik/deutschland/1268497.html>, abgerufen am 5.3.2009.

Was ist heute emanzipativ?

Unter den Bedingungen gesellschaftlich anerkannter, ausdifferenzierter Lebensweisen verliert der Pakt seine provokante Wirkung. Es geht nicht mehr um den Kampf gegen die Ehe als erstarrte Lebensform. Nicht primär die Form entscheidet über das emanzipative Potential von Lebensformen, sondern deren gesellschaftliche, d. h. soziale, kulturelle, politische und rechtliche Bedingungen, die Geschlechterrolle und das Selbstverständnis in der Partnerschaft. Beauvoir und Sartre ging es auch nicht nur um notwendige institutionelle Veränderungen, sondern immer auch um die permanente kritische und schonungslose Reflektion der eigenen Lebensweise.

»Bestimme Dein Leben selbst und übernimm hierfür die Verantwortung« – das heißt heute, den eigenen Lebensweg selbstbestimmt und verantwortlich zu wählen und zugleich dafür einzutreten, dass die Selbstbestimmung der Frauen zum zivilisatorischem Allgemeingut wird, dass Geschlechtsverstümmelung, Gewalt in der Familie und die Erniedrigung und Diskriminierung von Frauen in der eigenen Familie weltweit geächtet werden. Dazu gehört der respektvolle, einander zugewandte Umgang miteinander ebenso wie der gleiche Zugang zu Arbeit, Bildung politischer und kultureller Teilhabe und rechtlicher Gleichstellung.

Friedrich Engels schreibt im »Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates«, dass die Gleichheit der Geschlechter erst mit der rechtlichen Gleichheit der Frau hergestellt ist. Dies setzt den »Wiedereintritt des gesamten weiblichen Geschlechts in die öffentliche Wirtschaft voraus«:⁴⁸ Erst dann, wenn auch die Frauen im großem gesellschaftlichen Maßstab an der Produktion beteiligt werden und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutenden Maß in Anspruch nimmt, erst dann wird die Befreiung der Frauen möglich. Die moderne große Industrie, lässt nicht nur Frauenarbeit in großem Umfang zu, sondern verlangt förmlich nach ihr.⁴⁹ Diese Erkenntnis, dass Erwerbstätigkeit der Schlüssel weiblicher Emanzipation ist, hat sich in den westeuropäischen Ländern weitgehend durchgesetzt. In Deutschland z. B. halten es nur noch 13 Prozent der Männer für das Beste, wenn nur der Mann erwerbstätig ist.⁵⁰ Zugleich glauben zwei Drittel der Frauen und drei Viertel der Männer, dass die Geschlechter heute in allen Lebensbereichen gleichberechtigt sind, obwohl gerade Frauen oft in Teilzeit, unter schlechteren Bedingungen und unter prekären Beschäftigungsverhältnissen für weniger Lohn als die Männer arbeiten. 2005 erhielten die Frauen in Deutschland nur 76 Prozent des Einkommens der Männer. D. h., die Forderung »Gleicher Lohn für gleiche Arbeit« bleibt aktuell und setzt zudem die Möglichkeit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie voraus. Das bedeutet gleichermaßen ein dichtes

48 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, a. a. O., S. 77.

49 Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: MEW, Bd. 21, Berlin 1962, S. 158.

50 Ulrike Demmer, Angela Gattenburg et. al.: Halbe Männer, ganze Frauen. Spiegel Nr. 26, vom 23.6.2008, S. 47 ff.

Netz sozialer Infrastruktur, Krippen, Ganztagskitas und -schulen zu fordern. Gebraucht werden flexible Arbeitszeitregelungen für Mann und Frau, um auch frei gewählte Väter- und Mütterzeiten zulassen zu können. Dazu gehören Unterstützungsleistungen, die auch das Leben in Einelternfamilien anderen Lebens- und Familienformen gleichstellen, darunter preiswerter Wohnraum und neu strukturierte, bedarfsorientierte soziale Infrastrukturen für unterschiedlichste Lebensweisen. Noch immer ist das Armutsrisiko für Alleinerziehende am höchsten. Und so lange das Ehegattensplitting in Deutschland erhalten bleibt, bleibt die Ungleichbehandlung von Lebensformen.

Ganz sicher braucht Geschlechtergerechtigkeit auch eine Neudefinition von Frau und von Mann. Denn, wo die Weiblichkeit in der Gesellschaft neu definiert wird, verändert sich zwangsläufig die Definition von Männlichkeit. Die Diskussionen um neue Väterlichkeit zeigen hierzu erste Schritte, die mehr sein müssen, als die bisher in Initiativen organisierte Väterlichkeit. Die Zahlung des Elterngeldes, das nur gezahlt wird, wenn auch die Väter sich zumindest für zwei Monate bereit erklären, sich an der Elternzeit nach der Geburt eines Kindes zu beteiligen, ist ein erster Schritt.

Aber diese Prozesse sind mühselig. Das zeigen auch die Erfahrungen des »sozialistischen Patriachats« DDR. Der Anteil der Hausfrauen lag in der DDR Ende der 1980er Jahre unter 5 Prozent. Und dennoch hatte sich »an ihrer Verantwortung für die Arbeit im Privaten nicht viel geändert. Seit Mitte der 60er Jahre konnte weder die angestrebte radikale Verringerung der Hausarbeit nachgewiesen werden, noch eine – weniger angestrebte – radikale Neuverteilung dieser Arbeit zwischen den Familienmitgliedern, etwa zwischen Mann und Frau.«⁵¹ Es gibt auch kaum Ost-West-Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern.⁵²

Betrachtet man allein die berühmte Wäschefrage »Wer wäscht die Wäsche?«, so sind sich ca. 90 Prozent der Frauen und Männer einig, dass Wäschewaschen Frauensache ist, d. h. überwiegend oder immer von Frauen gewaschen wird. Für ca. 77 Prozent gilt das für die Essenzubereitung, für 70 Prozent für das Putzen. Daran ändern die Diskussionen um neue Väterlichkeit, die inzwischen die Feuilletons durchziehen, jedoch nur selten Gegenstand auch linker Diskurse sind, noch nichts.

Immerhin wird in den Programmatischen Eckpunkten der Linkspartei eine Gleichstellungspolitik für Frauen gefordert, die den Zugang zu gesellschaftlichen Entscheidungen ermöglicht, »ohne ihnen Lebensformen aufzudrängen, die sie mit Verzicht auf persönliche Entfaltungsmöglichkeiten bezahlen«. Die LINKE fordert ein Umdenken und Neubewerten von gesellschaftlicher Arbeit – ob am Computer,

51 Ursula Schröter, Renate Ullrich: Patriachat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR. Berlin 2004, S. 69.

52 Diese Aussagen stützen sich auf Befragungsdaten von Allbus aus 2002 und Gender-Studien des Europäischen Netzwerkes Tilburg von 2001.

im Haushalt, an der Werkbank, auf dem Spielplatz oder bei der Pflege von Angehörigen. »Dazu gehört auch die Aufhebung der Trennung in männliche und weibliche soziale Rollen und die Aufhebung der strukturellen Diskriminierung des weiblichen Geschlechts.« Sie formuliert damit einen Anspruch, den sie selbst als erlebbaren Teil linker Kultur und Lebensweise noch umsetzen muss.

Ein altes Sprichwort sagt: »Achte auf deine Taten, denn sie werden zu Gewohnheiten. Achte auf deine Gewohnheiten, denn sie werden dein Charakter.« Und wie schwer wiegt dies vor dem Hintergrund tief eingeschriebener Lebensgewohnheiten – auch von Linken, Männern wie Frauen!

Beschäftigung, Arbeitslosigkeit und Prekarität in Europa

Mein Anliegen ist es, ein Panorama des Platzes der Frauen und Männer auf dem gegenwärtigen europäischen Arbeitsmarkt zu entwerfen. Dabei lasse ich mich von zwei Leitideen, zwei Leitlinien führen.

Die erste handelt von den heuristischen Tugenden einer Lektüre der Arbeitswelt unter geschlechterspezifischem Aspekt.

Lange, nur allzu lange, hat die Forschung auf der Basis einer impliziten und vereinfachten Aufteilung der Forschungsfelder funktioniert: der Arbeitsmarkt auf der einen Seite, die Geschlechterdifferenzen auf der anderen, weit davon entfernt, eben anderswo. Diesem schematischen »Anderswo« möchte ich den Rücken zukehren. Sich mit den Geschlechterlogiken zu befassen, die die Arbeitswelt durchziehen, heißt nicht, der Soziographie einer besonderen Kategorie von Arbeitskraft – der Frauen – zu verfallen, sondern sich der Mittel zu bedienen, die durch die Transformationen der berufstätigen Bevölkerung produzierten strukturellen Veränderungen zu markieren und die Soziologiken zu analysieren, die den Rekompositionen der Arbeitswelt unterliegen. In Sachen Berufstätigkeit und Beschäftigung, Arbeitslosigkeit und Prekarität, von Unterbeschäftigung und Überqualifikation, Flexibilität und Arbeitsteilung haben die Frauen nichts Spezifisches an sich. Sie sind vielmehr ein Symptom der Bewegungen, die den Arbeitsmarkt erschüttern. Sie offenbaren ganzheitliche Phänomene. Ihre Situation ist keine besondere, sondern besonders signifikant. Die Vertiefung der Analyse der Geschlechterdifferenzen auf dem Arbeitsmarkt führt nicht nur zur Akkumulation des Wissens über die weibliche Berufstätigkeit, sondern zu einem allgemeinen Fortschritt der Kenntnisse über die Arbeitswelt.

Die zweite Leitidee hat Bezug auf die Zentralität der Arbeit.

Der Platz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt sagt nicht nur etwas über ihre berufliche Position aus: Die Frauenarbeit ist ein Indiz des Platzes, den die Frauen in den gegenwärtigen Gesellschaften einnehmen. Denn die Arbeit und die Beschäftigung der Frauen zu erörtern heißt, sich für ihren sozialen Status, ihre Position in der Gesellschaft zu interessieren. In diesem Sinne geht es beim Recht der Frauen auf Beschäftigung immer zugleich um Fragen ökonomischer und sozialer, politischer und ideologischer Natur, und es sind davon stets auch soziale Repräsentationen und Praktiken, Wirtschaftspolitik und Gesetzgebung, die Evolution auf dem Arbeitsmarkt wie auch die sozialen Geschlechterbeziehungen in der familiären Sphäre betroffen. Das ist einer der wichtigsten Leitfäden, um die Situation der Frauen zu studieren: Die Geschichte des Platzes der Frauen in der Gesellschaft ist, auf bestimmte Art und Weise, von ihrer realen und symbolischen Fähigkeit abzu-

lesen, sich Zugang zur Beschäftigung zu verschaffen, und von den Bedingungen der Ausübung ihrer Berufstätigkeit.

Jegliche Geschichte der Frauenarbeit ist eine ökonomische und soziale, aber auch eine kulturelle und ideologische Geschichte. Jede Gesellschaft, jede Epoche, jede Kultur produziert ihre spezifischen Formen der Frauenarbeit und verbirgt ihre Bilder und Vorstellungen. Die weibliche Berufstätigkeit ist eine ökonomische Realität und eine soziale Konstruktion zugleich. Ein »totaler sozialer Fakt« (»fait social total«). Die Fluktuationen der weiblichen Beschäftigung und die Bewegungen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung geben uns über den Zustand einer Gesellschaft Auskunft: über das Funktionieren des Arbeitsmarkts, über den Platz der Arbeit im Wertesystem, über den Status des »anderen Geschlechts« und über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Aus dieser Perspektive von der Arbeit der Frauen zu sprechen bedeutet, von der Arbeit, den Frauen, aber auch von den Männern und der Gesellschaft zu handeln. Die Verweiblichung der Arbeitnehmerschaft ist eine der wichtigsten gesellschaftlichen Veränderungen am Ende des 20. Jahrhunderts, eine Veränderung, die die gesamte Gesellschaft transformiert hat. Das spektakuläre Wachstum weiblicher Beschäftigung, das auf den Beginn der 60er Jahre zurückgeht, ist eine Grundwelle, die damals niemand vorhergesehen hatte und die seither nichts mehr aufhält – weder der Arbeitsplatzmangel, das Sinken des Wachstums, noch das Entstehen einer strukturellen Massenarbeitslosigkeit. Eine Grundwelle, die, in unterschiedlichem Maße, ganz Europa betroffen hat. Auf ökonomischem Gebiet existiert also Gleichstellung – zumindest quantitativ. Aber sie geht nicht mit Gleichheit einher, und das ist das Problem. Die Verweiblichung der Arbeitnehmerschaft ist nicht in einen tatsächlichen Rückgang der Ungleichheiten zwischen weiblichen und männlichen Beschäftigungsformen gemündet.

Alles ist komplex, paradox, widersprüchlich: Je mehr Frauen berufstätig, lohnabhängig und gebildet sind, desto mehr arbeitslose, prekäre oder unterbeschäftigte Frauen gibt es. Die Verhaltensweisen beschäftigter Männer und Frauen nähern sich einander an, doch die beruflichen und familiären Ungleichheiten verkrusten. Ausgehend von diesen Beobachtungen sind zwei Lesarten der Fakten möglich. In schwarz oder in weiß. Ich entscheide mich dafür, mich nicht zu entscheiden. Indem ich hinsichtlich der bereits erwähnten Themenfelder die Fortschritte, Stagnationen und Rückschritte ausmache, möchte ich gerade die Kontraste aufzeigen.

Die Verweiblichung der europäischen Arbeitnehmerschaft

Die Präsenz der Frauen in der Arbeitswelt ist nichts wirklich Neues. Die Historikerinnen erinnern zurecht mit aller Deutlichkeit daran, dass die Frauen immer gearbeitet haben, immer und überall.¹ Aber in der jüngsten Periode haben sich die

1 Vgl. S. Schweitzer: Les femmes ont toujours travaillé. Paris 2002.

Formen und der Umfang dieser Tätigkeit erheblich verändert. Seit Beginn der 60er Jahre ist ein kontinuierliches und anhaltendes Wachstum der Anzahl berufstätiger Frauen zu verzeichnen. Seit vier Jahrzehnten ist die Erneuerung der Arbeitskräfte im Wesentlichen durch die Zunahme der weiblichen Berufstätigkeit erfolgt – man kann das nicht oft genug sagen! In den 1960er Jahren stellten die Frauen 30 Prozent der europäischen berufstätigen Bevölkerung dar, 2006 hingegen 45 Prozent.

Tabelle 1: *Entwicklung des Anteils der Frauen an der berufstätigen Bevölkerung, Europäische Union, 1983 bis 2006 (in %)*

	1983	1987	1991	1995	1999	2003	2006
Europäische Union- (27 Länder)	-	-	-	-	44,3	44,8	
Europäische Union- (15 Länder)	-	-	42,2	43,2	43,9	44,6	
Europäische Gemeinschaft- (12 Länder, einschließlich DDR)	39,3	41,0	41,9	43,0	43,7	44,5	
Deutschland	39,1	39,5	42,5	42,9	43,7	44,7	45,5
Österreich	-	-	-	43,5	43,9	44,8	45,6
Belgien	36,9	38,5	40,0	41,4	42,9	43,1	44,4
Dänemark	45,5	46,0	46,6	45,5	46,4	46,4	47,0
Spanien	-	32,9	35,3	38,0	39,1	40,4	41,9
Finnland	-	-	-	47,9	48,0	48,0	48,4
Frankreich	41,9	43,3	44,3	45,6	45,9	46,3	46,7
Griechenland	34,1	35,9	35,8	37,9	39,6	40,0	40,9
Irland	31,1	32,8	34,1	37,6	40,3	41,7	42,4
Italien	34,1	35,6	37,1	37,0	38,4	39,4	40,2
Luxemburg	33,4	35,2	35,6	36,0	39,4	41,0	43,9
Niederlande	33,8	37,6	39,5	41,3	43,0	44,2	45,0
Portugal	-	41,8	43,8	45,0	45,2	46,2	46,6
Großbritannien	40,3	42,2	43,2	43,8	45,4	45,8	46,3
Schweden	-	-	-	47,7	47,2	47,8	47,5

Ab 1992 handelt es sich hier und in allen folgenden Tabellen um Angaben, die das vereinigte Deutschland betreffen.
Quelle: Eurostat, Erhebungen zu den Arbeitskräften.

In Frankreich sind die Frauen im Zeitraum von vier Jahrzehnten zu fast der Hälfte der berufstätigen Bevölkerung angewachsen (47 Prozent), während sie 1962 nur ein Drittel davon bildeten (34 Prozent). Zu Beginn der 60er Jahre waren 12,6 Mio. Männer und 6,7 Mio. Frauen berufstätig. Der Unterschied betrug 1:2. 2006 be-

steht der Unterschied zwar immer noch, aber er hat sich beträchtlich reduziert: 14,6 Mio. Männer und 12,9 Mio. Frauen sind auf dem Arbeitsmarkt. Zwischen 1962 und 2006 hat sich die Anzahl der arbeitenden Männer um 2 Mio., diejenige der Frauen um mehr als 6 Mio. erhöht.²

Tabelle 2: *Die berufstätige Bevölkerung in Frankreich von 1962 bis 2006*
(Angaben in Millionen)

	Männer	Frauen	Insgesamt
1962	12,6	6,7	19,3
1968	13,3	7,1	20,4
1975	13,6	8,1	21,7
1982	13,9	9,6	23,5
1990	14,0	11,1	25,1
1999	14,3	12,2	26,5
2002	14,7	12,4	27,1
2003	14,8	12,6	27,4
2004	14,8	12,7	27,5
2005	14,8	12,8	27,6
2006	14,6	12,9	27,5

Quellen: INSEE, Erfassung der aktiven Bevölkerung von 1962 bis 1999 und Erhebung zur Beschäftigung von 2002 bis 2006.

Über den Quantensprung hinaus sagen uns die Zahlen etwas über das Ungleichgewicht des Anteils der Geschlechter am Arbeitsmarkt.

Dieses Wachstum wird durch zwei Hauptentwicklungen unterstützt: die Ausweitung der Lohnarbeit und die Kontinuität der Berufslaufbahn der Frauen.

Die Ausweitung der Lohnarbeit, die die Gesamtheit der Berufstätigen betrifft, war bei den Frauen schneller und gewichtiger als bei den Männern. Auch hier datiert die Beschleunigung seit Beginn der 60er Jahre. In fast allen europäischen Ländern sind nun – und erstmals in der Geschichte der Lohnarbeit – proportional mehr Frauen lohnabhängig beschäftigt als Männer.

Die zweite Veränderung betrifft die weiblichen Beschäftigungsmuster. In dieser Hinsicht haben sich die Dinge grundlegend gewandelt, aber die Entwicklung ist je nach Land sehr unterschiedlich. In Frankreich, ebenso wie in einer gewissen Anzahl europäischer Länder, vereint die Mehrzahl der Frauen Berufstätigkeit und familiäres Leben. Zu Beginn der 1960er Jahre betrug die Höhe der berufstätigen

² Quellen: Im gesamten Text handelt es sich, soweit nicht anders angegeben, bei den Daten zur Europäischen Union um Erhebungen zu den Arbeitskräften von Eurostat, bei den Daten betreffs Frankreich um Erhebungen und Erfassungen zur Beschäftigung vom INSEE.

Frauen im Alter von 25 bis 49 Jahren 40 Prozent; heute bewegt sie sich um 80 Prozent. Hier handelt es sich um eine radikale Transformation des Verhältnisses der Frauen zur Arbeit und, darüber hinaus, ihres Verhältnisses zum Arrangieren von familiären und beruflichen Angelegenheiten. Die Mehrzahl der Frauen hört heute nicht auf zu arbeiten, wenn sie Kinder hat. Das Ende der Diskontinuität in der beruflichen Laufbahn der Frauen bedeutet einen wahrhaften Bruch im Verhältnis zu den vormaligen sozialen Normen. Es zeugt ebenso von einer Angleichung männlicher und weiblicher Beschäftigungsmuster, die sich in den letzten Jahren ausgeprägt hat. Die Raten der berufstätigen Männer und Frauen im Alter von 25 bis 49 Jahren nähern sich einander fast vollständig an.

Das ist jedoch nicht überall in Europa der Fall. Hinsichtlich der Beschäftigungsmuster gibt es vielfältige Konfigurationen. Ganz schematisch kann man zwischen den Ländern unterscheiden, in denen die Diskontinuität in der beruflichen Entwicklung der Frauen erhalten bleibt, selbst wenn sie schwächer wird (Griechenland, Spanien, Irland, Italien, Luxemburg), und solchen Ländern, in denen die berufliche Entwicklung der Frauen so kontinuierlich geworden ist wie die der Männer (das ist insbesondere in den skandinavischen Ländern der Fall, zudem in Portugal, Frankreich, Belgien, Deutschland, Österreich und den Niederlanden).

Tabelle 3: *Rate der berufstätigen Frauen zwischen 25 und 49 Jahren, Europäische Union, 1983 bis 2006 (in %)*

	1983	1987	1991	1994	1996	2000	2006*
Europa der Fünfzehn	-	-	-	-	71,3	74,0	77,5
Deutschland	58,2	61,5	67,8	74,5	74,8	75,1	81,9
Österreich	-	-	-	-	76,2	78,7	82,0
Belgien	58,8	63,8	68,1	71,6	73,1	77,5	80,6
Dänemark	86,4	87,7	88,8	84,1	83,9	85,2	85,2
Spanien	-	42,6	51,4	57,8	60,4	66,2	73,5
Finnland	-	-	-	-	83,4	85,1	85,0
Frankreich	68,4	71,9	75,1	78,0	79,2	79,7	81,1
Griechenland	45,1	50,6	51,9	56,5	59,8	65,4	72,2
Irland	38,1	43,3	49,2	56,2	60,4	68,0	71,8
Italien	48,3	52,7	57,1	56,2	57,8	61,1	66,4
Luxemburg	44,7	50,9	55,0	58,8	58,8	67,6	76,7
Niederlande	45,4	56,1	62,3	67,7	70,1	76,0	81,5
Portugal	-	66,3	74,2	75,9	78,0	79,6	84,4
Großbritannien	63,1	69,3	73,7	74,5	75,1	76,8	78,0
Schweden	-	-	-	-	86,5	84,6	86,5

* Unterbrechung der Angaben nach 2000. Für 2006 handelt es sich für alle Länder um Zahlen aus dem 2. Jahresdrittel. Quelle: Eurostat, Erhebung zu den Arbeitskräften.

Über die Statistik hinausgehend handelt es sich um einen Wandel der sozialen Normen: In einer Reihe von Ländern ist es für eine Frau, Mutter eines oder mehrerer Kinder, »normal« geworden zu arbeiten, während es noch vor einigen Jahrzehnten genauso »normal« war, mit der Geburt des ersten Kindes aufzuhören zu arbeiten.

Der Durchbruch bei den Bildungsabschlüssen von Mädchen und Frauen

Damit das Bild vollständig wird, müssen all dem noch die Entwicklungen hinzugefügt werden, die mit dem respektiven Platz der Männer und Frauen im Bildungssystem zusammenhängen. Auch hier kann man von einem Bruch sprechen: Das (Hoch-)Schulniveau der Frauen ist heute in den meisten europäischen Ländern höher als das der Männer. Der Fortschritt bei den Bildungsabschlüssen von Mädchen und Frauen bildet einen markanten Zug des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Das Einschreiben der Mädchen in die unterschiedlichen Ebenen des Schulsystems datiert nicht erst seit gestern; es fand im gesamten letzten Jahrhundert statt. Doch seit den 60er Jahren tritt ein neuer Fakt auf: der erfolgte und erfolgreiche (Hoch-)Schulabschluss der Mädchen und jungen Frauen. Seit dieser Zeit haben die Mädchen, was den Abschluss von Schule und Universität anbelangt, die Jungen eingeholt und, in einigen Ländern, sogar überholt.³ Im Jahre 2002 betrug der Anteil der Frauen am europäischen Hochschulwesen 54 Prozent.

Die Jahre zunehmender Feminisierung der berufstätigen Bevölkerung waren zugleich jene, in denen der Durchbruch des (Hoch-)Schulbesuchs der Frauen stattfand. Dabei handelt es sich nicht einfach um ein zeitliches Zusammenfallen, sondern um miteinander in engster Verbindung stehende soziale Ereignisse. Je gebildeter die Frauen sind, desto aktiver nehmen sie am Berufsleben teil. Dieser Fakt bewahrheitet sich überall.

Die Argumente, die noch vor wenigen Jahren die beruflichen Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen »legitimierten«, haben somit jeglichen Sinn eingebüßt: In der Mehrzahl der europäischen Länder sind die Frauen gebildeter als die Männer. Ein Großteil von ihnen verfügt, wie die Männer, über ungebrochene Berufslaufbahnen. Und dennoch werden sie nach wie vor deutlich niedriger bezahlt als diese, kommen in der Karriere nicht so weit voran, sind offensichtlich von überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung betroffen. Darüber hinaus bleibt die Segregation der Arbeitsplätze prägnant.

3 C. Baudelot, R. Establet: *Allez les filles!* Paris 1992; M. Duru-Bellat: *L'école des filles.* Paris 1990.

Segregationen und Diskriminierungen jeglicher Art

Die Arbeitswelt ist nie wirklich gemischt. Sie ist durchzogen von Segregationen und Diskriminierungen jeglicher Art. Die Feminisierung der berufstätigen Bevölkerung ist nicht in einen tatsächlichen Mix der Berufe umgeschlagen. Die Frauenarbeitsplätze sind nach wie vor in einer kleinen Anzahl von traditionell typisch weiblichen Gewerben und Sektoren konzentriert. Dieses bereits seit langem bekannte Konzentrationsphänomen⁴ scheint sich in jüngster Zeit in einigen Ländern sogar zu verschärfen. So waren in den sechs femininsten Berufsgruppen in Frankreich im Jahre 1983 52 Prozent der Frauen tätig, 2002 gar 61 Prozent. Das Phänomen ist nichts spezifisch Französisches. In unterschiedlichem Grade findet es sich überall in Europa, eingeschlossen die skandinavischen Länder, in denen der Anteil der Frauen an der berufstätigen Bevölkerung sehr hoch ist, ähnlich hoch wie der der Männer.

Das Fortschreiten der Berufstätigkeit und des (Hoch-)Schulbesuchs der Frauen hat sich auf dem Arbeitsmarkt übersetzt in den Zugang einer gewissen Anzahl von Frauen zu qualifizierten Berufen und einer massiven Feminisierung bereits primär von Frauen dominierter, sozial geringgeschätzter Gewerbe. Es handelt sich also um eine doppelgleisige Bewegung.

Man konnte beobachten, wie sich traditionell männliche Berufe feminisiert haben, ohne ihres sozialen Wertes verlustig zu gehen. Verweiblichung geht nicht mehr automatisch mit Entwertung einher. Der Zuwachs an Frauen in Berufen, die hochgeschätzt bleiben – Beamte, Rechtsanwälte, Journalisten, Ärzte etc. – zeigt an, dass Entwertung nicht das Schicksal jeglichen sich verweiblichenden Gewerbes ist.⁵ Auf dieselbe Weise wächst derzeit die Zahl von Kader-Frauen an, wenngleich ihnen der Zugang zu entsprechenden Ämtern und Posten nach wie vor schwerer fällt als den Männern. Am anderen Extrem der sozialen Pyramide konzentriert sich der Zustrom berufstätiger Frauen auf die unqualifizierten Arbeitsplätze des dritten Sektors.

Die Koexistenz dieser beiden Bewegungen – die Konzentration eines großen Teils der berufstätigen Frauen auf die gering qualifizierten Arbeitsplätze des dritten Sektors und der Zuwachs qualifizierter weiblicher Arbeitsplätze – führt zur Feststellung einer Bipolarisierung eher denn zur Beobachtung einer unbeweglichen Segregation. Ein Teil der Frauen verwertet ihre im System der Bildung erfolgreichen Investitionen auf dem Arbeitsmarkt, während ihre Mehrheit in der dienstleistenden Arbeitnehmerschaft konzentriert ist. Der Abstand zwischen den Frauen nimmt zu und die Ungleichheiten verstärken sich. Ich glaube, man kann mit vollem Recht von Bipolarisation sprechen.

4 M. Huet: La concentration des emplois féminins. In: *Économie et Statistiques*, Nr. 154/1983, S. 33-46.

5 M. Cacouault-Bitaud: La féminisation d'une profession est-elle le signe d'une baisse de prestige? In: *Travail, genre et sociétés*, 2001, S. 93-116.

Ungleichheiten der Löhne

All dies findet sich klarerweise auf der Ebene der Lohndifferenzen zwischen Männern und Frauen wieder. Wenn es in den europäischen Direktiven heißt: »Gleiche Arbeit, gleicher Lohn«, so zeigen die Statistiken die tatsächlichen Unterschiede, die beträchtlich bleiben.⁶

Die letzten Angaben, über die wir verfügen, beweisen, dass die Lohnunterschiede im Jahre 2001 zwischen 6 und 21 Prozent betragen (legt man die Zahlen des European Community Household Panel zugrunde) bzw. zwischen 11 und 30 Prozent (entsprechend den Angaben der European Structure of Earning Survey).⁷ In Frankreich sind es drei Zahlen, die die Lohnunterschiede bemessen: 11, 24 oder 29 Prozent.⁸ Die Differenzen resultieren aus der Bemessungsgrundlage: Bezieht man sich auf die Stunden-, Monats- oder Jahreslöhne? Schließt man die Teilzeitarbeit ein? Stellt man den öffentlichen Sektor in Rechnung? Alles hängt, sagen uns die Ökonomen, die sich weigern, nur eine einzige Zahl anzugeben, davon ab, was man bewerten will: die Lohnkosten oder die Einkommen der Beschäftigten?

Die Statistik wird, wie man sieht, immer genauer, aber auch immer komplexer. Denn die Analyse der sozialen und ökonomischen Mechanismen ist immer noch in vollem Gange.

Die Lohndifferenzen erklären sich z. T. aus der Segregation und der Konzentration der Frauenarbeitsplätze. Aber nur zum Teil, denn selbst »unter sonst gleichen Umständen«⁹ – hinsichtlich Bildung, Berufskategorie, Alter, Erfahrung, Größe und Sektor der beschäftigenden Einrichtung – bleibt eine deutliche Differenz, deren Bezifferung ich den Spezialisten überlasse. Dieser »Rest«, den die Ökonomen »Residuum« nennen, verweist auf die Existenz von Mechanismen der Diskriminierung, die sich nicht auf die Konzentration von Arbeitsplätzen reduzieren lassen.¹⁰

Im Übrigen stellt man in allen Ländern fest, dass die Zunahme der Teilzeitarbeit sehr starken Einfluss auf das Fortbestehen der Lohnunterschiede hat.

6 R. Silvera: Le salaire des femmes, toutes choses inégales. La documentation française, coll. »Droits des femmes«, Paris 1996.

7 D. Meulders, O. Plasman, F. Rycx: Les inégalités salariales de genre: expliquer l'injustifiable ou justifier l'implicable. In: Reflets et perspectives de la vie économique, Bd. XLIV, Nr. 2/2005, S. 95-107.

8 D. Meurs, S. Ponthieux: Quand la variable « femme » ne sera plus significative dans les équations de gain. In: Travail, genre et sociétés, Nr. 15/2006, S. 51-68.

9 R. Silvera 1996, a. a. O.

10 D. Meurs, S. Ponthieux 2006, a. a. O.

Teilzeitarbeit und Unterbeschäftigung

In ganz Europa ist bekannt: Teilzeitarbeit ist das Los der Frauen.

Wohlbermerkt – Teilzeitarbeit umfasst extrem unterschiedliche soziale Realitäten. Für einige Frauen handelt es sich um einen selbst gefassten Entschluss zur Reduzierung der Arbeitszeit. Für eine heutzutage immer mehr anwachsende Anzahl anderer handelt es sich um eine völlig andere Logik: In ganzen Wirtschaftsbereichen war eine Vervielfältigung des Angebots von Teilzeitarbeitsplätzen zu beobachten.

Tabelle 4: *Teilzeitarbeit, Europäische Union, 2006*

	In % der Gesamtbeschäftigung	In % der weibl. Beschäftigten	In % der männl. Beschäftigten
Europäische Union (27 Länder)	18,1	31,2	7,7
Europäische Union (15 Länder)	20,8	36,7	8,1
Deutschland	25,8	45,6	9,3
Österreich	21,8	40,2	6,5
Belgien	22,2	41,1	7,4
Dänemark	23,6	35,4	13,3
Spanien	12	23,2	4,3
Finnland	14	19,2	9,3
Frankreich	17,2	30,6	5,7
Griechenland	5,7	10,2	2,9
Irland*	16,8	31,5	6,1
Italien	13,3	26,5	4,7
Luxemburg	17,1	36,2	2,6
Niederlande	46,2	74,7	23
Portugal	11,3	15,8	7,4
Großbritannien	25,5	42,6	10,6
Schweden	25,1	40,2	11,8

Vorläufige Angaben zur Europäischen Union, zu Deutschland und Frankreich. * Irland: Zahlen von 2004.
Quelle: Eurostat, Erhebungen zu den Arbeitskräften.

Trotz dieser Diversität drängt sich eine Feststellung auf: Die deutlichste Form der weiblichen Unterbeschäftigung in Europa ist die Teilzeitarbeit.¹¹ Fast 80 Prozent

11 M. Maruani, D. Meulders: Chômage, sous-emploi et précarité. In: M. Maruani: Femmes, genre et sociétés. L'état des savoirs. Paris 2005, S. 227-236.

der teilzeitbeschäftigten Personen sind Frauen. Und nicht irgendwelche Frauen. Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung betrifft die Teilzeitarbeit nicht in erster Linie Frauen in dem Alter, in dem sie Kinder bekommen bzw. großziehen: In Europa der Fünfzehn ist der Prozentsatz der teilzeitbeschäftigten Frauen bei den Über-50-Jährigen am höchsten! Im Übrigen handelt es sich im Wesentlichen um gering qualifizierte, in bestimmten Tätigkeits- und Berufsgruppen konzentrierte Arbeitsplätze (Handel, Reinigung, Hotelwesen) und um solche, in denen Arbeitszeit und -bedingungen besonders schwierig sind: niedrige Löhne, Wochenend- oder Spätschicht, unregelmäßige Arbeitszeit und Zerstückelung des Arbeitstages sind das gemeinsame Los der Teilzeitbeschäftigten in ganz Europa.¹²

Hinter diesen allgemeinen Charakterzügen zeichnen sich unterschiedliche Figuren der Teilzeitarbeit ab. In einigen Ländern ist es die Teilzeitarbeit, die den Frauen den Zugang zum Arbeitsmarkt ermöglicht hat, in anderen Ländern hält sie dieselben davon fern. Hinter einer gleichen Statistik, einer gleichen Rate an Teilzeitarbeit können sich ganz unterschiedliche soziale Realitäten verbergen.

Im Europa der Fünfzehn kann man drei Konfigurationen ausmachen, die ebenso viele unterschiedliche Bedeutungen von Teilzeitarbeit verkörpern:

Erstens: Die Länder, in denen Teilzeitarbeit nur marginal auftritt, ist die Rate der berufstätigen Frauen sehr hoch (in Portugal) oder relativ niedrig (in Spanien, Italien, Griechenland). Das ist das Modell »Südeuropa«, wo der Zugang der Frauen zum Arbeitsmarkt über Vollzeitarbeitsplätze verlief und verläuft.

Zweitens: Die Länder, in denen die Teilzeitarbeit die Zunahme weiblicher Berufstätigkeit begleitet, ja erst gestattet hat. Die Teilzeitarbeit gibt es hier bereits seit langem, sie ist hier bereits vor der Beschäftigungskrise aufgetreten. Hier gehen zwei Figuren nebeneinander her:

Das Modell »Nordeuropa« (Deutschland, Niederlande, Großbritannien), in dem die Teilzeitarbeit eine der Formen des Zugangs der Frauen zum Arbeitsmarkt darstellt. Hohe Raten an Teilzeitarbeit verbinden sich hier mit einer anhaltenden Diskontinuität in den Berufslaufbahnen. Die Mehrheit der Frauen mit Kindern in niedrigem Alter legen hier Beschäftigungsmuster an den Tag, die »typisch weiblich« bleiben, charakterisiert durch die Alternative Vollzeitarbeit/vorübergehende Unterbrechung der Beschäftigung. Die archetypische Form dieses Modells findet sich in den Niederlanden, wo sich die weibliche Berufstätigkeit durch ihre Diskontinuität und ihre sehr hohe Rate an Teilzeitbeschäftigung zugleich auszeichnet (75 Prozent der Frauen sind teilzeitbeschäftigt).

Das »skandinavische« Modell (Dänemark, Schweden, Finnland), in dem die Teilzeitarbeit schon lange sehr verbreitet ist. Aber im Unterschied zur vorhergehenden Gruppe koexistiert die Teilzeitarbeit hier mit sehr hohen Raten der Berufstätigkeit von Frauen – den höchsten in Westeuropa –, ähnlich hoch wie diejenigen der Männer, und mit kontinuierlichen Berufslaufbahnen. Die Teilzeitarbeit ist hier

12 D. Meulders, O. Plasman, R. Plasman: *Atypical Employment in the European Community*. Dartmouth 1994.

also das, was es den Frauen gestattet zu arbeiten. Sie ist durch starke soziale Sicherheit und weitaus längere Arbeitszeit als im europäischen Durchschnitt der Teilzeitarbeit üblich ausgezeichnet – was das Anhalten einer starken Segregation der Arbeitsplätze nicht verhindert.

Drittens: Die Länder, in denen der Aufschwung der Teilzeitarbeit mit der Beschäftigungskrise einherging. Das ist in Frankreich der Fall, und, in geringerem Maße, auch in Belgien. Die Teilzeitarbeit ist hier mit der Arbeitslosigkeit aufgetreten, als angebliches Heilmittel der letzteren. In Frankreich ist sie mit einer sehr hohen weiblichen Beschäftigungsrate sowie mit kontinuierlichen Berufslaufbahnen verbunden. Die Teilzeitarbeit stellt also einen Bruch mit dem Modell des Zugangs zum Arbeitsmarkt über Vollzeitarbeitsplätze dar, das bis Anfang der 1980er Jahre vorherrschte. Hier entfernt die Teilzeitarbeit zum Teil die Frauen von der Beschäftigung.

Die Form, die die Teilzeitarbeit annimmt, ihre mehr oder weniger starke Regulierung, ob sie sich als Zugang zum oder Weg weg vom Arbeitsmarkt erweist – all dies trägt dazu bei, den Platz und das Gewicht der Frauenarbeit in der Gesellschaft näher zu bestimmen. Die Frauenarbeit hat weder den gleichen Sinn, noch das gleiche Image, noch dasselbe soziale Gewicht, je nachdem, ob nun 70 oder nur 10 Prozent der Frauen teilzeitbeschäftigt sind. Aber auch die Teilzeitarbeit selbst hat nicht den gleichen Sinn, je nachdem, ob sie durch soziale Sicherheit flankiert ist oder nicht, ob sie sich in ungebrochene oder gebrochene Berufslaufbahnen einschreibt, ob sie den Zugang der Frauen zur Beschäftigung begleitet oder ihn behindert.

Wie dem auch sei – im Laufe der Jahre ist die Teilzeitarbeit zur emblematischen Figur der geschlechtlichen Teilung des Arbeitsmarktes geworden. In einer bestimmten Anzahl von Ländern – darunter Frankreich – ist sie ebenso zum Motor von Unterbeschäftigung und Arbeitsarmut geworden.

Die Über-Arbeitslosigkeit

Die Jahre, in denen der Aufschwung der Feminisierung der berufstätigen Bevölkerung stattfand, sind zugleich diejenigen, in denen sich die Zunahme einer sich tief in die soziale Landschaft einschreibende Über-Arbeitslosigkeit der Frauen vollzog.¹³

In der Europäischen Union findet sich diese weibliche Über-Arbeitslosigkeit mit großer Konstanz in der Mehrheit der Länder seit Beginn der 1980er Jahre. 2006 sind die Arbeitslosenraten der Frauen in sehr vielen Ländern höher als die der Männer. Besonders hoch sind sie in Spanien (12 Prozent), in Griechenland (14 Prozent), in Frankreich und in Deutschland (10 Prozent). Im Europa der Zwölf waren

¹³ M. Maruani: Les mécomptes du chômage, Paris 2002.

1983 8,7 Prozent der Männer und 11,8 Prozent der Frauen arbeitslos. 23 Jahre später sind im Europa der 15 7,1 Prozent der Männer und 8,6 Prozent der Frauen arbeitslos: Der Abstand hat sich verringert, aber er bleibt. Die Entwicklung ist je nach Land unterschiedlich: In Frankreich, Luxemburg, Belgien, Portugal und den Niederlanden nähern sich die Arbeitslosenraten von Männern und Frauen einander an, während in Spanien, Griechenland und Italien keine Angleichung der Unterschiede zu beobachten ist.

Tabelle 5: *Arbeitslosenraten* von Männern und Frauen, 1983 bis 2006, Europäische Union*

Männer	1983	1987	1992	1995	2000	2003	2005	2006
Europäische Union (27 Länder)	-	-	-	-	8,2	8,4	8,3	7,6
Europäische Union (15 Länder)	-	-	-	9,5	7,2	7,4	7,5	7,1
Deutschland	5,8	6,1	4,9	7,1	7,6	10,2	11,4	10,3
Österreich	-	-	-	3,9	4,8	5,1	4,9	4,3
Belgien	8,1	7,3	4,8	7,3	5,3	7,4	7,6	7,4
Dänemark	9,2	5,2	8,3	5,6	4	5,1	4,4	3,3
Spanien	-	17	13,5	17,9	9,5	8,2	7	6,3
Finnland	-	-	-	17,8	10,3	11	8,2	7,4
Frankreich	6,1	8,6	8,1	10	8,5	8,1	8,3	8,4
Griechenland	5,8	5,1	4,9	6,2	7,4	6	6,1	5,6
Irland	14,3	17,6	14,9	11,9	4,4	4,8	4,6	4,6
Italien	5,6	7,5	6,7	9,1	8,3	6,9	6,2	5,4
Luxemburg	2,3	1,8	1,6	2,1	1,8	3	3,5	3,5
Niederlande	10,9	7,4	4	6,1	2,2	3,4	4,4	4,1
Portugal	-	5,8	3,4	6,5	3,1	5,2	6,7	6,5
Großbritannien	12	11,5	11,6	10,1	6,1	5,4	5,1	5,7
Schweden	-	-	-	9,8	5,9	6,1	7,9	6,9

* Arbeitslosigkeit im Sinne des Bureau International du Travail (BIT)

Frauen	1983	1987	1992	1995	2000	2003	2005	2006
Europäische Union (27 Länder)	-	-	-	-	10,6	9,8	9,7	9
Europäische Union (15 Länder)	-	-	-	12,5	9,9	8,9	9	8,6
Deutschland	7,5	7,9	8,2	9,6	8,3	9,3	10,7	10,1
Österreich	-	-	-	4,9	4,6	4,3	5,5	5,2
Belgien	17,8	17,6	9,5	12,2	8,3	8	9,5	9,3
Dänemark	10,4	7,1	9,9	8,6	5	5,7	5,3	4,5
Spanien	-	27,9	25,2	30,5	20,3	15,9	12,2	11,6
Finnland	-	-	-	16,2	12	9,9	8,6	8,1
Frankreich	10,5	13,5	12,8	14,1	12,2	10,1	10,1	9,9
Griechenland	11,7	11,4	12,9	13,8	17	14,3	15,3	13,6
Irland	15,9	19	15,3	12,1	4,3	4	4	4,1
Italien	14,3	16,6	13,9	16,1	14,9	11,9	10,1	8,8
Luxemburg	5	3,8	2,8	4,4	3,1	4,7	5,8	6,2
Niederlande	13,7	14	7,8	8,7	3,5	3,8	5,1	5
Portugal	-	9,6	4,8	7,8	4,7	7,2	8,7	9
Großbritannien	9,8	10,4	7,4	6,9	4,8	4,1	4,3	4,9
Schweden	-	-	-	7,9	5	5	7,7	7,3

* Arbeitslosigkeit im Sinne des Bureau International du Travail (BIT)
 Datensätze verfügbar ab 1983 (Frühjahr bis 2004, Jahresdurchschnitt der Quartalsdaten ab 2005).
 Quelle: Eurostat. Erhebungen zu den Arbeitskräften.

Am höchsten und erstaunlichsten ist die weibliche Über-Arbeitslosigkeit bei den Unter-25-Jährigen: Immerhin sind das die Generationen, in denen die Frauen über höhere Bildungsabschlüsse verfügen als die Männer. Das ist schwer verständlich! Hier handelt es sich wohl um das freie Spiel der Diskriminierung: Auf andere Weise lässt sich diese Über-Arbeitslosigkeit der jungen Frauen nicht erklären.

Ebenso perplex wird man, wenn man sich die Beziehung zwischen Arbeitslosigkeit und Qualifikation anschaut.¹⁴ In den europäischen Ländern hat sich das Bildungsniveau der Frauen deutlich erhöht. Im Allgemeinen sinkt die Arbeitslosenrate, wenn das Bildungsniveau steigt. Doch was ist tatsächlich zu beobachten? Diese Tendenz ist in einigen Ländern anzutreffen, wie in Finnland und Frankreich, wo das Bildungsniveau spürbaren Einfluss auf die Gefahr der Arbeitslosigkeit hat. Allerdings gibt es da keine für alle europäischen Länder gleiche Relation. In einigen Ländern trifft sie auf die Frauen nicht zu: In Irland ist die Arbeitslosenrate bei Frauen mit höherem Bildungsabschluss höher als die von Männern mit

14 M. Maruani, D. Meulders 2005, a. a. O.

mittlerem Bildungsabschluss. In Griechenland und Spanien ist die Arbeitslosenrate bei Frauen mit höherem Bildungsabschluss höher als die der Männer überhaupt. In den letztgenannten Ländern ist das Paradox auf seine Spitze getrieben: Die Arbeitslosenrate von Frauen mit Hochschuldiplom war Ende der 1990er Jahre genauso hoch wie diejenige der analphabetischen Männer!¹⁵ Die Vorstellung, das Bildungsniveau schütze vor Arbeitslosigkeit, leidet, wie man sieht, unter Ausnahmen, die perplex machen – und die die Theorie vom Humankapital ernsthaft in Frage stellen: Kann man immer noch die Ansicht aufrechterhalten, dass der ungleiche Zugang der Männer und Frauen mit der geringeren Investition der letzteren in Humankapital zusammenhängt?

Die Analyse der Arbeitslosigkeit nach Berufskategorien hingegen wartet nicht mit vielen Überraschungen auf: In ganz Europa sind die Arbeiter besonders von Arbeitslosigkeit betroffen, in erster Linie zumeist die Frauen. Offensichtlich addieren sich die Ungleichheiten nicht, sie vervielfältigen sich und kumulieren.

Die Frauen sind, seit mehreren Jahrzehnten und in ganz Europa, das aktive Element bei der Umgestaltung der berufstätigen Bevölkerung: Das Wachstum der weiblichen Beschäftigung hat die Erneuerung der europäischen Arbeitskräfte gestattet.

Des weiteren ist klar, dass die die Arbeit und Beschäftigung der Frauen betreffenden Veränderungen nicht nur ihre beruflichen Positionen berühren. Bei der Verweiblichung der Arbeitswelt geht es um den Status des »anderen Geschlechts« in der Gesellschaft. Das Faktum, dass die Frauen nunmehr fast die Hälfte der Arbeitskräfte bilden, ist ein bedeutender sozialer Wandel. Aber die Frage der Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, zwischen ihrem neuen Habitus und den Überbleibseln von vormals, bleibt bestehen. Auf beruflichem Gebiet erleben wir eine Periode voll von Kontrasten und Widersprüchen, von offensichtlichen Fortschritten und erstaunlichen Rückschritten, von dauerhaftem Voranschreiten und anhaltenden Stagnationen. Simple Feststellungen sind hier in der Tat nicht angebracht. Erkenntnisfortschritt ist nur möglich, wenn man sich die Zeit nimmt, bei den Fakten und Zahlen aufzuräumen, aber auch bei den Begriffen, die man benutzt.

Man kann mit Recht sagen, alles habe sich verändert. Nicht ohne Recht kann man behaupten, nichts habe sich gerührt. Besser wäre es zweifelsohne, nicht zu trennen und das Zusammentreffen einer wesentlichen gesellschaftlichen Mutation und der Permanenz zählebiger Ungleichheiten, die Koexistenz einer Quasi-Gleichstellung mit einer Abwesenheit von Gleichheit zu signalisieren. Aber vielleicht muss man ebenso sehr bedenken, dass sich jegliches Voranschreiten nicht bloß in Termini von Gleichstellung, Gleichheit oder Gemischtheit bemisst. Genauer genommen bewegt sich der Platz der Frauen in der Gesellschaft »zwischen Freiheit und Gleichheit«.¹⁶

15 T. Torns: Chômage et tolérance sociale à l'exclusion: le cas de l'Espagne. In: M. Maruani (Hrsg.): Les nouvelles frontières de l'inégalité. Hommes et femmes sur le marché du travail. Paris 1998.

16 G. Fraisse: Entre liberté et égalité. In: EPHESIA (Hrsg.): La place des femmes. Les enjeux de l'identité et de l'égalité au regard des sciences sociales. Paris 1995.

In der Arbeitswelt fußt die Gleichheit der Geschlechter auf einer arithmetisch ermittelten Gleichstellung. Die Frauen, in der Sphäre der produktiven Arbeit fast genauso zahlreich wie die Männer, stecken stets in einem Sumpf stillstehender und empörender Ungleichheiten. In Begriffen der Freiheit hingegen ist der zurückgelegte Weg immens: Der Zugang der Mehrheit der Frauen zu ökonomischer Unabhängigkeit ist ein Schritt in Richtung Freiheit. Eine unvollendete Eroberung zwar, aber eine fühlbare, offenkundige, unumstößliche. Gegenwärtig – und vorläufig – mündet die Verweiblichung der Arbeitnehmerschaft nicht in die Gleichheit der Geschlechter, sondern in die Freiheit der Frauen. Die Gleichstellung hat keine Gleichheit hervorgerufen.

Aus dem Französischen von Effi Böhlke

Zu den AutorInnen

Effi Böhlke,

promovierte Philosophin und freie Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung
Berlin

Isabelle Ernot,

Postdoktorandin am CEDREF (Zentrum für Feministische Studien) an der Uni-
versität Paris 7 Denis Diderot

Danièle Fleury,

promovierte sich, unter Betreuung von Julia Kristeva, an der Universität Paris 7
Denis Diderot mit einer Arbeit über Simone de Beauvoir

Geneviève Fraisse,

Philosophin am CNRS, Paris und ehemalige Europaabgeordnete

Cornelia Hildebrandt,

wissenschaftliche Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin

Joseph Jurt,

Prof. em. für französische Literaturwissenschaft am Frankreich-Zentrum
der Universität Freiburg i. Breisgau

Ursula Konnertz,

Philosophin an den Universitäten Tübingen und Frankfurt

Margaret Maruani,

Soziologin und Forschungsdirektorin am CNRS, Paris

Yolanda Astarita Patterson,

Prof. em. für French and Women's Studies an der California State University,
East Bay und Präsidentin der Simone de Beauvoir Society

Lothar Peter,

Prof. em. für Soziologie an der Universität Bremen

Josiane Pinto,
Sozialpsychologin an der Universität Paris 7 Denis Diderot

Irene Selle,
Romanistin und Literaturwissenschaftlerin, seit 1992 bei ARTE tätig

Evelin Wittich,
Direktorin der Akademie für Politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
Berlin

Die Mär der Neoliberalen



Das sozialistische Patriarchat in der DDR: Gehört es ein für allemal zum Teufel gejagt, oder darf es noch einmal in Ruhe betrachtet werden? Bietet es – allem Anschein zum Trotz – vielleicht sogar Stoff für Zukunftshoffnung? Wenn es der wirklichen – sprich: neugierigen – Kritik unterworfen wird? Ursula Schröter und Renate Ullrich, schon in der DDR in der soziologischen Forschung tätig, gestatten sich »nachträgliche Entdeckungen« und kommen zu sehr erstaunlichen Ergebnissen.

Ursula Schröter, Renate Ullrich

Patriarchat im Sozialismus?

Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR

Reihe: Texte der RLS Band 24

169 Seiten, 9,90 Euro · ISBN 978-3-320-02900-5

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH

Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin

Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536

info@dieltzberlin.de · www.dieltzberlin.de

Simone de Beauvoir (1908–1986) hat sich mit ihrer Vita und ihrem Oeuvre zutiefst in die Geschichte der Frauenbewegung eingeschrieben. Ihr zweibändiges Werk »Das andere Geschlecht« (»Le deuxième sexe«, 1949), wird nicht zufälligerweise als »Die Bibel des Feminismus« bezeichnet. Ihm entstammt der vielzitierte Satz: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.«

In beständiger Kommunikation mit ihrem Lebensgefährten Jean-Paul Sartre entwickelte die Pariser Philosophin eine existentialistische Ethik, in deren Zentrum sie den Begriff der Freiheit stellt und mit welcher sie die Frauen auffordert, Autorinnen ihres eigenen Lebens zu werden und den diversen Formen »freiwilliger Knechtschaft« zu entrinnen.

Ihr 100. Geburtstag war der Rosa-Luxemburg-Stiftung Anlass für ein internationales Symposium, auf dem amerikanische, französische und deutsche SpezialistInnen Vita, Werk und Wirkung der »Tochter aus gutem Hause« thematisierten. Über die Beschäftigung mit dem Leben und Schreiben der Französin hinaus fragten sie danach, wie sich die Emanzipationsbewegung nach Beauvoir entwickelt, welche Erfolge, aber auch welche Misserfolge sie aufzuweisen hat, und wie heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, mit den Ideen und Forderungen Beauvoirs gearbeitet werden kann.

ISBN 978-3-320-02197-9



9 783320 021979